Margarete Schneider

Zwei Ehen

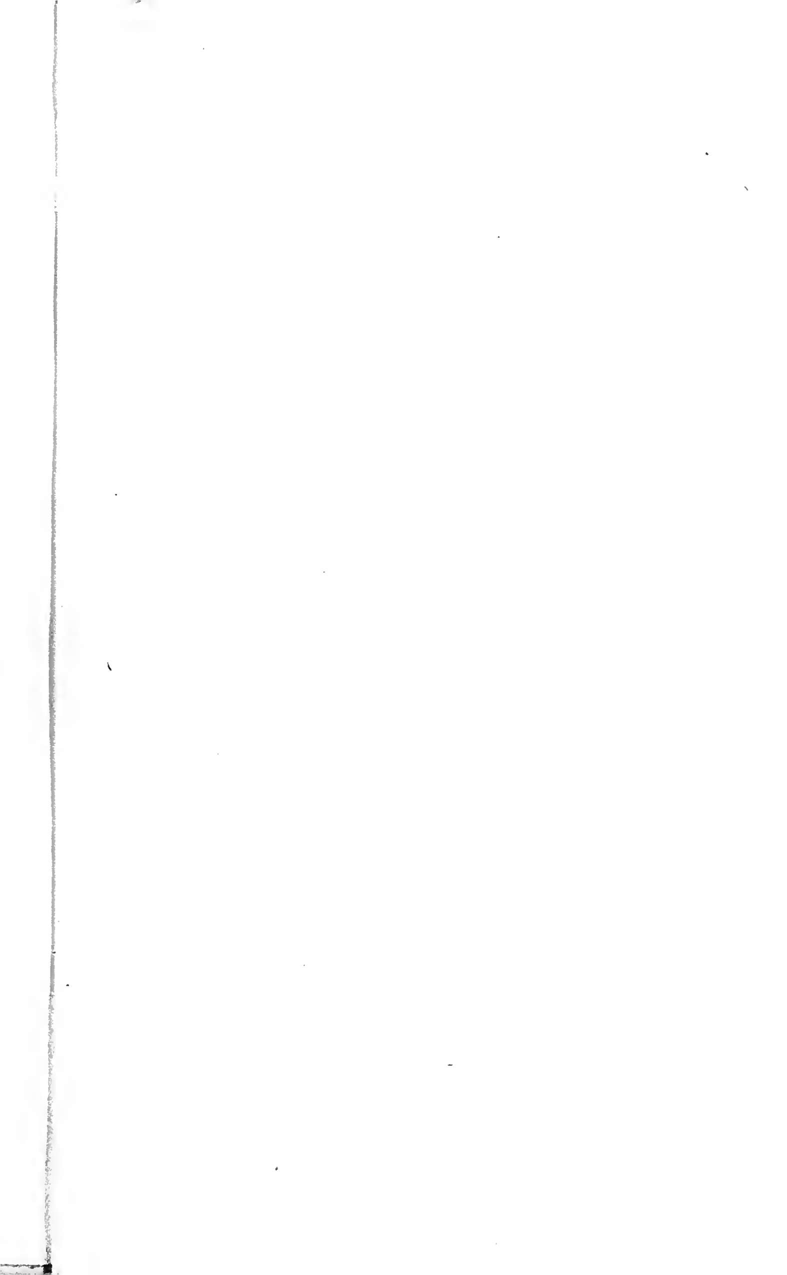
Roman



F. Fontane & C
Berlin 19

Preis: 4.— M. = 4 Kr. 80 H.





Zwei Ehen



Margarete Schneider

Zwei Ehen

Roman



Berlin, 1908, F. Fontane & Co.

1.

Die Bäume der Chaussee standen noch kahl, doch schon voller Knospen und voller Sehnsucht unter dem schweren, unruhigen Himmel. Immer wieder trieb der trockene Wind die Wolken über ihnen fort. Der Erdboden auf der Chaussee war grauweiß wie in der Hochsommerdürre.

Ein Automobil jagte in schnellstem Tempo die Chaussee nach der Stadt zu hinunter. Die mächtige Staubwolke, die es hinter sich ließ, quoll in Professor Dehringers Garten und machte es für ein paar Augenblicke ganz schmutzig und dunkel vor den Augen Hilde Dehringers, die auf dem seitlichen Balkon stand.

Hilde Dehringer ärgerte sich über das Automobil.

— Daß die hier immer so rasen müssen — dachte sie. — Ungesund, unhygienisch ist dieser Staub. So etwas sollte verboten sein. —

Aus dem Heckenweg, der der Dehringerschen Villa gerade gegenüber von der Chaussee abging, kam das noch nicht dreijährige Söhnchen des Friedhofgärtners gelaufen, blieb mitten auf der Fahrstraße stehen und jauchzte mit lautem Entzücken dem Automobil nach:

„Töff töff!“

Gleich darauf klingelte die elektrische Bahn daher. Der Mann vorne bimmelte immerzu. Es war aber, als ob das Kind taub wäre, so lange blieb es, der nahenden Gefahr den Rücken wendend, mitten auf den Schienen stehen, immer noch ganz versunken dem Töff töff nachstaunend. Es war nämlich das einzige seiner Art, das neuerdings diese Strecke fuhr.

Hilde stand in Angst, heiß überronnen, und unwillkürlich heftig winkend und: „Du! Dū!“ rufend, um den Kleinen aufmerksam zu machen, der sie aber auf die weite Entfernung hin — zwischen der Chaussee und dem Hause dehnte sich ein breites Stück Garten — kaum hören konnte. Im letzten Augenblicke verließ der Junge gemächlich die Schienen, dem ihm drohenden Wagenlenker eine lange Nase ziehend.

Hilde war ganz außer sich.

Daß sie's doch noch erleben würde, dies Kind vor ihren eigenen Augen überfahren zu sehen. Sie hatte es den Eltern schon gesagt, sie möchten mehr acht auf den Jungen haben. Aber half das wohl? Ein unerhörter Leichtsinn von der Mutter, diesen Knirps beständig auf der Chaussee herumvagabundieren zu lassen. Freilich, „solche“ Leute haben andere Begriffe und Gefühle. Stirbt oder verunglückt ihnen eines, dafür ist noch vor Ablauf eines Jahres wieder Ersatz da. Diese Familien in der Friedhofstraße waren sämtlich mit einem direkt unanständigen Kinderreichtum gesegnet. — —

Der kleine Strolch war wieder in dem Heckenweg verschwunden. Hildes Gedanken hatten sich von ihm gelöst und waren mit ihren Augen zum Himmel hinaufgewandert. Leise sangen ihre Lippen das Lied des Knaben aus dem Elias:

„Ich sehe eine kleine Wolke — —“

Viele und große Wolken sah sie zwar, hatte sie schon seit Tagen gesehen. Aber immer noch war der ersehnte Regen ausgeblieben, der aus der Frühjahrsdürre erst den wirklichen Frühling machen sollte. Immer wieder hatte der trockene Wind, vereint mit der fast sommerheißen Sonne, ihn vertrieben.

Der große Kastanienbaum unmittelbar vor ihrem Balkon trug kräftige Blattknospen — schon seit Tagen meinte man, sie müßten sich öffnen. Und Hilde sehnte sich so danach, dies zu sehen, wie aus den Hüllen die zarten, weichen und vor lauter scheuer Neuheit noch feuchten, knitterigen Blätter brachen. Ein einziger Augenblick mußte das doch eigentlich sein. Sie konnte ihn sich vorstellen — ganz deutlich. Sie meinte, das leise Geräusch, das dieses Geborenwerden der Blätter begleiten mußte, im Geiste schon gehört zu haben, obwohl sie's in Wahrheit noch niemals vernahm. Denn all dergleichen, alles Schöne, Holde und Seltsame geschieht ja in der Nacht — jedenfalls immer zu einer Zeit, da wir schlafen. Ach — warum müssen wir immer alles Schöne im Leben verschlafen?!

Sie trat mit einem leisen Seufzer ins Zimmer zurück.

„Es wird ja wieder nichts mit dem Regen," sagte sie enttäuscht und schloß resigniert die Balkontür.

Alles trog sie eben heute. Die niedrige Bergkette, die den Blick in die Weite hinter den Äckern begrenzte, war so nah' und so blau heute — und sicherlich, in ein paar Minuten würde die ewige Sonne wieder durch die Wolken brennen und für mehr Staub sorgen!

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, stützte beide Ellbogen auf die Platte, vergrub ihre Hände in ihre krausen Braunhaare und vergrub ihre schönen, dunklen Augen in ein dickes Buch: „Das Leben Jesu" von David Strauß. Daneben lag ein noch dickeres Buch, in dem sie von Zeit zu Zeit etwas nachschlug, nämlich die Bibel, und neben dieser dienten noch verschiedene Bände des Konversationslexikons zum Nachschlagen. Denn Hilde Dehringer war gewohnt, mit Gründlichkeit zu lesen.

Über dem zierlichen, altmodischen Damenschreibtisch hing das lebensgroße Porträt eines schönen, jungen Mädchens, ein Brustbild in veralteter Ölmanier, fein und glatt auf dünnfädige Leinwand gestrichen in leuchtenden Farben und noch wenig durch die Zeit nachgedunkelt. Es bestand mehr im Genre als in den Einzelheiten der Züge Ähnlichkeit zwischen dem Gesichte auf dem Bilde und dem des Mädchens am Schreibtisch. Leuchtende braune Augen, schöne, zarte Farben und starke, dunkle Haare hier wie dort. Nur daß die letzteren auf dem Bilde zu seiten der Stirn

fest zusammengefaßt waren und in je drei regelmäßigen Korkenzieherlocken, das junge Gesicht sonderbar steif umrahmend, herabfielen, wie es eben vor hundert Jahren Mode gewesen — während Hilde Dehringers Haare natürlich kraus und uneingeengt um Stirn und Schläfen spielten und im Nacken zu einem losen Knoten gewunden waren. Das junge Mädchen auf dem Bilde trug ein tief ausgeschnittenes weißes Kleid mit kurzer Taille und kurzen Puffärmeln. Die vor dem Schreibtisch Sitzende war ganz schwarz in tiefe Trauer gekleidet. —

Urplötzlich — etwa eine halbe Stunde mochte Hilde gelesen haben — war's halbdunkel geworden, ohne daß sie es bemerkte. Und nun preschte der ersehnte Regen doch gegen die Scheiben der Balkontür — und da er endlich kam, kam er gründlich. Sie aber war jetzt so vertieft, daß sie ihn nun gar nicht mehr wahrnahm. Der Staub im Garten und auf der Chaussee und der sehnsuchtsvolle Kastanienbaum mit all' seinen schwellenden Knospen war vergessen über der merkwürdigen Geschichte von dem besessenen Gardarener, dessen böse Geister in die Schweineherde fuhren.

Eine Viertelstunde oder mehr regnete es ohne Unterlaß, ohne daß Hilde irgendwelche Notiz davon genommen hätte. Ein wenig dichter nur hielt sie den Kopf über das Buch gebeugt, aus dessen vergilbten Blättern ein ehrwürdiger, etwas muffiger Altersgeruch hervorstieg, den Hilde seltsamerweise gern hatte.

Nun klopfte es ziemlich stark an die Zimmertür.

Das erstemal überhörte sie es. Beim zweiten Mal wurde ihr „Herein" gar nicht erst abgewartet, sondern ein ältliches Dienstmädchen schob sich zur Tür herein.

Hilde schrak leicht zusammen, blieb aber in derselben Stellung.

„Fräulein Hildchen, Herr Doktor Pundt ist da," sagte das Mädchen.

„So —" sagte Hilde abwesend. „Schon wieder?" Und dann sich etwas zusammenraffend: „Ja — ist Herr Professor denn noch nicht zurück?"

„Nein. Soll ich Herrn Doktor Pundt denn so lange in Herrn Professor sein Zimmer führen?"

„Ja, natürlich. Oder — nein, warten Sie mal —" und Hilde reckte sich stark und schüttelte die Stimmung, die sie hielt, energisch von sich ab. „Dieser — muß einen auch ewig stören. Schicken Sie ihn mir meinetwegen herauf so lange. Beschreiben Sie ihm die Tür, Emma. Er soll aber unten seinen Mantel erst ablegen."

Emma ging hinaus und die Treppe hinunter.

Hilde wartete etwas ungeduldig.

Es verging eine volle Minute, ehe Doktor Pundt erschien, trotzdem er seinen Mantel nicht abgelegt hatte.

Er hatte erst an zwei verkehrten Türen angeklopft, und an die dritte, die endlich die richtige war, pochte er so zögernd und hoffnungslos in der festen Überzeugung, es werde wieder eine falsche sein, daß sein Klopfen kaum zu hören war.

Hildes „Herein" klang laut und merklich un-

geduldig. Sie erschrak selbst über den schlecht beherrschten Ausdruck ihrer Stimme und nahm sich vor, das sofort durch Liebenswürdigkeit wieder gut zu machen.

Aber als Doktor Pundt eintrat, mußte sie zunächst lachen.

Er war naß wie eine Katze. Sein Hut, den er in der Hand hielt, sein Mantel, den er sich von Emma weder mit List noch mit Gewalt hatte abnehmen lassen wollen, sogar seine Brille — alles war klatschnaß.

Und als Hilde ihm nun die Hand entgegenstreckte, verspürte sie einen ungeschickten, naßkalten Druck.

„Aber lieber Herr Doktor," sagte Hilde, und in ihren Ton kam angesichts all dieser Seltsamkeiten etwas Patronisierendes und beinahe Mütterliches, das sie durchaus nicht hatte hineinlegen wollen. — „Was haben Sie denn angestellt? Haben Sie denn keinen Schirm mitgenommen?"

„Nein, natürlich nicht," sagte er unbeholfen, sehr verlegen. „Ich wollte eigentlich gar nicht so weit gehen heute nachmittag. Unterwegs fiel mir erst ein, daß ich gern mit Ihrem Herrn Vater etwas besprochen hätte — über einen Abschnitt aus seinem neuesten Buch — ich weiß nicht, ob Sie wissen —. Aber auf keinen Fall wollte ich Sie stören — und überhaupt — ich wollte auch nicht in diesem Aufzuge in Ihr Zimmer. Was müssen Sie nur von mir denken?"

„Daß Sie so etwas sind, wie der zerstreute Pro-

fessor aus den ‚Fliegenden Blättern‘,“ sagte sie lächelnd und noch ganz in seinen ihr in diesem Augenblick höchst anziehenden Anblick versunken. Unaufhörlich rieselte und tropfte das Wasser von dem spröden Stoff seines Mantels herunter auf den dicken Teppich, der die Mitte des Zimmers bedeckte. Ein Glück, daß der Teppich dunkel war.

„Daß Sie mich nicht stören wollten, ist an und für sich sehr edel von Ihnen. Aber da der Regen meinen Papa jedenfalls noch eine Weile auf seinem Spaziergang aufhält, so hilft es Ihnen nichts, Sie müssen ihn hier erwarten. Kommen Sie also mal her —.“

Und energisch entwand sie zunächst den traurig entstellten Hut seiner krampfhaft umklammernden Linken.

„Herrgott, dieses Gewicht!“ rief sie lachend. „Zu helfen wird dem übrigens kaum mehr sein — es sei denn, daß Sie ihn von nun an eingekeilt tragen wollen, wozu ich aber nicht rate — denn sozialdemokratische Gesinnungen darf man hier am Gymnasium nicht so offen zur Schau tragen.“

Nun endlich mußte er auch lachen. Ihre Liebenswürdigkeit hatte das Eis, d. h. die Verlegenheit und Scheu, die ihn in dieser unerwarteten und sonderbaren Lage befallen hatte, gebrochen. Das Steife, Gezwungene wich aus seinen Bewegungen und seinen Worten. Kurzum: sie hatte ihn da, wo sie ihn haben wollte.

Er war ihr nun ganz gehorsam — aber mit

ein wenig Leichtigkeit und Schalkhaftigkeit, so wie sie der ganzen Situation so viel besser angemessen war.

Er begriff, daß er nicht zu gehen, sondern zu bleiben hatte, und daß er zu diesem Zweck seinen Mantel ausziehen mußte. Sie half ihm dabei und kam auf den glücklichen Einfall, seinen nassen Paletot über dem Ofenschirm vor dem kleinen Dauerbrenner, in welchem noch ein gelindes Feuer erhalten ward, zu trocknen. Und während sie damit beschäftigt war, das Kleidungsstück nach allen Regeln der Kunst praktisch breit über das zierliche hölzerne Gestell zu ziehen, hatte er, indem er ihre schlanke, schwarzgekleidete Gestalt von dem Sessel, in dem er Platz genommen hatte, aus beobachtete, Muße genug, sich völlig in das Neue und Unerwartete der Situation hineinzufinden und sein Inneres, das so ganz und gar auf den alten Professor gestimmt gewesen war, nun auf dessen Tochter umzustimmen.

Und indem die Stimmung dieses nicht modern, aber eigentümlich behaglich eingerichteten Zimmers ihn umfing, die hier aus den verschiedenartigsten Gegenständen zusammenströmte — von zierlich gerahmten Handzeichnungen und Kupferstichen, von Bronze- und Gipsabgüssen nach antiken Vorbildern, von blühenden Blumen und grünen Blattpflanzen, von den Büchern der Schränke und Wandbretter und von dem Schreibtisch, der obwohl altmodisch und unpraktisch, seinen Zweck als solcher doch durchaus nicht wie in den meisten Damenzimmern verleugnete — indem er diese aus

so ungleichen Elementen zusammengesetzte Stimmung, die demnach die Wirkung einer ungemein wohltätigen Einheit ausübte, stark und deutlich empfand, zog es ihm schnell durch den Sinn: Wie ist es nur möglich, daß ich von diesem Mädchen bisher einen so ganz anderen Eindruck gehabt habe?

Er war schon oft mit ihr zusammengewesen im vergangenen Winter — freilich nie allein, immer in Gesellschaft ihres Vaters, des alten Griechen, den er verehrte und bewunderte. Immer hatte Hilde still, ja, meist völlig wortlos, am Teetisch gesessen mit ihm und ihrem Vater, hatte ihn aufmerksam mit Tee bedacht und im übrigen in ihren schwarzen Kleidern — darauf, daß sie tadellos geschnitten waren und auf einer tadellosen Figur saßen, hatte Adalbert Pundt nie geachtet — durchaus keinen Eindruck auf ihn gemacht. Er hatte niemals darüber nachgedacht, inwiefern sie sich von den Durchschnittsgänsen, wie sie einem unverehelichten preußischen Oberlehrer mit 4500 Mark festem Jahreseinkommen allwöchentlich ein- bis zweimal in den Gesellschaften älterer Kollegen vorgesetzt werden, unterscheiden mochte. Daß er sie in derartigen Gesellschaften nicht traf, war selbstverständlich; denn sie war noch in tiefer Trauer um ihre vor einem halben Jahre verstorbene Mutter. Zudem waren Dehringers fast fremd in der Stadt. Der Professor war erst vor einem guten Jahr hierhergezogen, nachdem er sein Lehramt an der Universität Greifswald niedergelegt hatte.

Hätte man Doktor Adalbert Pundt vorher prophezeit, er würde an diesem Nachmittag in einem Damensesselchen im Zimmer von Fräulein Hilde Oehringer sitzen und sich noch dazu in dieser außergewöhnlichen Situation ganz behaglich befinden — er hätte den Propheten jedenfalls ausgelacht oder sogar gescholten. Vielleicht wäre er dann auch überhaupt nicht hingegangen; denn Adalbert Pundt liebte die außergewöhnlichen Situationen absolut nicht. Er ging gerade Wege, sah durch seine Brillengläser immer vorsichtig auf seinen Weg und manchmal auch nach den anderen Leuten, ob er's denen auch recht machte; kurz und gut, er war darauf bedacht, sich eine Stellung im Leben zu verschaffen, die gut und erträglich war für einen Mann, der Lehrer am Gymnasium war und dabei einen Schuster zum Vater hatte. Den letzteren Umstand suchte Adalbert Pundt übrigens niemals zu verschleiern — im Gegenteil, er betonte ihn mit Vorliebe. Freilich ahnte er nicht, daß es eben nichts weiter als seine „niedere Herkunft" war, was Hilde Oehringer so besonders an ihm interessierte und eine Erklärung für ihre ausnehmende Freundlichkeit ihm gegenüber bot.

Aber seine Befangenheit hatte ihn mehr und mehr verlassen. Als Hilde nun wieder zu ihm trat, stand er auf, wandte sich zum Schreibtisch und betrachtete das Bild darüber. Der Regen hatte inzwischen aufgehört. Die Aprilsonne schien scheidend noch einmal ins Fenster, und das Bild war hell und lebendig beleuchtet.

„Darf ich fragen, wen das vorstellt?"

„Gewiß — das ist meine Urgroßmutter."

„Ein Porträt aus jener Zeit?"

„Ja, ein Selbstporträt. Sie hat es nach ihrem Spiegelbilde gemacht, als sie verlobt war — vor — ja, vielleicht vor jetzt genau hundert Jahren — für ihren Bräutigam. Er bekam es aber nachher nicht. Er fiel im Kriege, nachdem sie einen anderen geheiratet hatte."

Adalbert Pundt betrachtete das Bild gründlich durch seine Brillengläser.

„Ich glaube, Sie haben Ähnlichkeit mit dem Gesicht, gnädiges Fräulein."

„Meine Mutter fand das auch. Ich finde es nicht. Ich fand vielmehr, daß meine Mutter ihm ähnelte — und darum ist es mir lieb, und ich muß es immer um mich haben."

Er ließ dann den Blick sinken und betrachtete die aufgeschlagenen Bücher auf dem Schreibtisch.

„Darf ich sehen, was Sie lasen?"

„Bitte."

„O — ich bin wirklich erstaunt — ‚Das Leben Jesu!' Aber in diesem Hause ist das am Ende kein Wunder. Sie sind eben Ihres Vaters Tochter —."

„Auch die Tochter meiner Mutter," sagte sie.

„Ja, ja — natürlich. Aber nicht wahr — das Interesse, speziell für dieses Gebiet, kommt Ihnen vom Vater?"

Sie lächelte und setzte sich in den Sessel ihm gegenüber, und auch er nahm wieder Platz.

„Nein, Herr Doktor, von der Mutter — lediglich von ihr — Sie müssen mir's schon glauben. Sie wissen es ja, daß meine Mama sehr lange leidend war — körperlich — ihr Geist hat dabei gar nicht gelitten. In der Zeit, da ich immer um sie sein mußte, kam's, daß wir viel, sehr viel zusammen lasen. Papa steckte immer so ganz tief in seiner eigenen Arbeit —."

„Ja, gewiß, ich verstehe — aber die Arbeit Ihres Herrn Vaters war doch jedenfalls im höchsten Grade anregend für Sie?"

„O ja — in gewisser Hinsicht. Aber Papa ist eben doch so ganz und gar Altphilologe, Grieche — und wir —. Aber ich habe das Gefühl, daß dies Sie gar nicht interessieren kann —."

Sie hatte nicht ganz die Wahrheit damit gesprochen; aber sie wünschte brennend, das Thema zu wechseln. Sie hatte ihn nicht dazu heraufzitieren lassen, um ihm solche Konfidenzen zu machen.

Er aber hielt zähe am Thema fest.

„Ich bitte Sie, Fräulein Dehringer, ich wüßte nichts, was mich in diesem Augenblick mehr interessieren könnte. Natürlich — aufdringlich will ich nicht sein," fügte er traurig hinzu, als er den zugeschlossenen Ausdruck ihres Gesichts wahrnahm.

Sein warmer Ton hatte sie angefaßt. Zudem fürchtete sie sich davor, er könne wieder in die steife Unbehilflichkeit zurückfallen, die ihr so unendlich peinlich war. Und nun sie schon einmal so viel gesagt

hatte, hatte er ein gewisses Recht, auch weitere Offenheit von ihr zu verlangen.

„Aufdringlich waren Sie gewiß nicht, Herr Doktor,“ sagte sie. „Ich meine nur, ich müßte Ihnen recht viel erzählen, recht viel erklären, um mich Ihnen ganz verständlich zu machen — — und meist lohnt ein solcher Aufwand von Worten gar nicht —.“

Sie hatte das so leise und in so sanftem Tone gesagt, daß nichts Verletzendes darin liegen konnte. Und dann fügte sie ziemlich unvermittelt hinzu: „Wissen Sie, wir sind furchtbar fremd hier.“

„Ja, ich weiß,“ sagte er. „Daß Sie das Unglück hatten, so bald Ihre Frau Mutter hier zu verlieren, das war's; daher blieben Sie fremd.“

„Die Menschen sind mir alle fremd hier,“ sagte sie, „auch die wenigen, die ich, was man so nennt, hie und da kennen gelernt habe. Ich kann nichts mit ihnen anfangen. So habe ich denn jetzt überhaupt keinen Verkehr. Ich will nicht behaupten, daß ich früher übermäßig viel Geselligkeit geliebt habe — aber wir hatten doch Freunde. Hier — ja, liegt es an uns oder an den anderen? — ich meine doch, in einer Universitätsstadt weht ein etwas freierer Wind; hier kommen mir die Menschen eigentlich alle kolossal engherzig vor.“

„Ja, sie sind es auch — sie sind es sehr. Da haben Sie ganz recht.“

Er dachte an den engherzigen Kastengeist, der es ihn immer wieder fühlen ließ, daß er nur ein un=

berechtigterweise aus seiner Klasse geschiedener Proletarier war. Und wenn ihm das einfiel, dann stieg aller Groll, alle Bitterkeit, deren seine stille Seele fähig war, ihm bis zum Halse herauf. Nun dachte er schon gar nicht mehr an sie, sondern nur noch an sich.

„Wissen Sie eigentlich, daß mein Vater Schuhmacher ist?“ fragte er unvermittelt.

Das Brüske und Unerwartete, das in seinem Ton und seiner Frage lag, berührte sie unangenehm, ja fast schmerzlich, verletzend.

„Ja, ich weiß es,“ sagte sie leise und abwehrend.

Er aber fühlte ihre Abwehr durchaus nicht. Ihm fehlte die Kinderstube und mit ihr ein Teil Taktgefühl, der niemals erlernt und nachgeholt werden kann. So wie seine Finger grobknochig und kurz, seine Nägel breit und stumpf waren — eine Erinnerung daran, daß all seine Vorfahren sich ihren Lebensunterhalt mit der Hände schlechter und grober Arbeit erworben — genau so fehlte seiner Seele dies eine: das durch Erziehung und Kultur von Generationen zu einem unverlierbaren Eigentum gewordene Feingefühl in kleinen Dingen, die mit dem Umgang Mensch zum Menschen zusammenhängen. Er hatte es nicht. Er hatte etwas anderes dafür, eine Art Hochmut — aber nicht Hochmut in dem guten, stolzen und freien Sinne: hoher Mut — sondern jenen durch geringschätzige Behandlung von Menschen, die sich mehr drücken, veranlaßten taktlosen Proletarierstolz, der in Ermanglung von irgend

etwas anderem auf seine einfache Herkunft geradezu pocht und protzt.

Und eben gegen diese Eigenschaft fühlte Hilde Dehringer einen instinktiven Widerwillen. War ihr sonst gerade der Mensch, der sich von unten heraufarbeitete, um dieses seines Kampfes willen interessant — der Proletarierdünkel verletzte sie und stieß sie ab. Sie mußte sich zusammennehmen, um ihm das nicht zu zeigen — und sie bereute halb, ihn zu sich heraufgebeten zu haben.

Er aber hatte nun einmal Vertrauen gefaßt. War es dies, daß sie ein so trautes, behagliches Zimmer besaß, in dem einem wohl werden mußte — oder war es dies, daß sie ernsthaft sprechen und nachdenken konnte — vielleicht beides zusammengenommen, was das Vertrauen dieses schüchternen und zurückhaltenden Menschen ihr so überraschend schnell entgegenwachsen ließ.

Er erzählte ihr von seiner Kindheit, von dem ewig gedrückten Gefühl schon auf dem Gymnasium; nicht alle hatten sie ihn hochmütig behandelt, aber doch die meisten — dann von der Universitätszeit; damals hatte er aufgeatmet — in Bonn und Berlin wußte man nicht, wer sein Vater war. Jetzt — in der Berggasse wohnte sein Vater und hätte ein Firmenschild mit einem Stiefel vor seiner Haustür. Er, der Sohn, bemerke nur zu oft, daß die jungen Mädchen auf den Gesellschaften ihm nach seinen Stiefeln sähen, ob sie wohl dem auf dem Schilde in der Berggasse glichen.

„Es war vielleicht nicht geraten für Sie, sich hier in der Stadt um eine Stelle zu bewerben“, sagte Hilde.

„Ich bewarb mich ja auch gar nicht. Es war aber, als wenn es so sein sollte. Sie konnten hier gerade einen Altphilologen brauchen. Und dann — mein Vater freute sich ja so furchtbar, als ich die Stelle bekam. Er ist ja so rührend stolz auf mich.“

„Und da hat er auch recht,“ sagte Hilde warm. „Gott — das andere — man muß eben lernen, sich aus der Meinung der Leute nichts zu machen. Es gibt sehr viele Leute, wissen Sie, aber nur sehr wenig Menschen. Ich glaube, Gorki hat mal so etwas Ähnliches gesagt.“

Er sah sie aus stillen, ehrlichen blauen Augen glücklich an; er fühlte sich plötzlich gut verstanden, und das tat ihm so wohl. Weiter erzählte er ihr von seinem Vater, der zwar nur ein Schuster sei, aber ein Mensch, von dem mancher Geheimrat lernen könne; auch von dem Leben im Vaterhause, daß er seine Mutter und mehrere Geschwister früh verloren hätte und jetzt nur noch eine Schwester habe, von der er sehr viel hielte. Nun war jede Scheu, alles Geschraubte, aber auch alles Hochmütige und Taktlose aus seiner Art verschwunden. Seine Augen hatten Glanz, und sein derbes, wie aus hartem Holz geschnittenes Gesicht hatte einen warmen Ausdruck bekommen. Fast hatte sie ihn gern so.

Und doch schweifte sie von dem, was er ihr er-

zählte, ab und mußte plötzlich mitten in seinem vertraulichen Redefluß denken: Du irrst dich aber doch in einem sehr, mein Lieber, nämlich in diesem: daß ich etwa keinen Hochmut und kein Klassengefühl besäße. Oder gar mein Papa! Wir haben dich sehr gern wöchentlich ein- bis zweimal an unserem Teetisch und gönnen dir gern die sechs Tassen Tee, die du, ohne es selbst zu wissen, im Eifer der schweren Gespräche regelmäßig trinkst — — aber sollte es dir jemals einfallen, um meine Hand anzuhalten, man würde dir doch zu verstehen geben, daß auch wir zwischen Schuster und Professor einen Unterschied machen!

Im letzten Gliede dieser Gedankenkette fühlte sie sich gezwungen, vergleichend von ihren im Schoße ruhenden Händen zu den seinen hinüberzusehen — und in der auch nur im Spaße gefaßten Idee, daß ihre feinen, aristokratisch spitzfingerigen Hände sich jemals diesen grobknochigen, derben Proletarierfäusten anvertrauen könnten, überlief sie ein gelinder Schauer. Sie fuhr nervös zusammen, was er zum Glück nicht bemerkte — — und dann schämte sie sich, schämte sich, daß sie auch nichts Besseres war als alle die im Bausch und Bogen von ihr verachteten Durchschnittsgänse, die keinem heiratsfähigen Manne gegenübertreten können, ohne an sich selbst sofort die Gewissensfrage richten zu müssen: Möchtest du den wohl heiraten? — — —

2.

Als Adalbert Pundt auf seinem gewohnten Platz an dem schweren viereckigen Eichentisch unten im Eßzimmer saß, zu seiner Linken Fräulein Hilde und gegenüber der Professor — jedes von ihnen für sich an einer breiten, feierlichen Seite des großen Tisches — als alles genau so war wie sonst an den Dienstag- und Freitagabenden, da erschien es ihm wie ein Traum oder ein Erlebnis aus längst vergangener Zeit, daß er vor etwa einer Stunde oben in Hilde Dehringers Heiligtum gesessen und ihr sein Leben erzählt hatte.

Denn nun war wieder alles wie sonst. Sie war die schweigsame, schwarzgekleidete junge Dame, die zu nichts anderem da war, als den Herren Tee einzuschenken — eine Tasse nach der anderen, ihrem Papa ein paar Tassen weniger, dafür aber in jede ein beträchtliches Maß Rum, den Adalbert Pundt verschmähte.

Der Professor redete — wie immer.

Er war ein noch kräftiger, aufrechter Mann, stark, doch mit Maßen, mit frischfarbigem Gesicht und vollem, gleichmäßig ergrauten Haar und Bart, von fast militärischer Haltung. Seine eigene Gesundheit hatte ihn nicht veranlaßt, sein Amt zu lassen, sondern lediglich die seiner Frau, der ärztlich ein milderes Klima und die Nähe der Berge anempfohlen war. Nun hatte er ihr das Opfer also umsonst gebracht. Denn wahrlich, ein Opfer mußte es für diesen Mann gewesen sein,

sein Wirken an der Universität, seine bedeutungsvolle und sehr geschätzte Position, seine in weitesten Kreisen anerkannte Tätigkeit aufzugeben. Er arbeitete nun unentwegt für sich weiter, sichtete den in vielen Lebensjahren zusammengetragenen Stoff seiner Ausarbeitungen über griechische Geschichte, Literatur und Philosophie und stellte ihn in einzelnen Bänden zusammen. Der erste war vor kurzem bereits erschienen und hatte auf Adalbert Pundt einen großen Eindruck gemacht.

Sie sprachen nun über das Buch, das heißt der Professor sprach. Adalbert Pundt konnte kaum hie und da ein Wort der Bewunderung und des Interesses, eine Frage nach diesem und jenem einstreuen. Der Professor selbst war ganz hingenommen, ja völlig berauscht von seinen eigenen in dem Werke zum Ausdruck gekommenen Ideen und entwickelte nun genau von jeder einzelnen die Entstehung, wann, wo, wie sie ihm lebendig geworden war, wie er sie ursprünglich in früheren Arbeiten schon verwertet habe, und wie sie ihm nun wieder aufgestiegen sei und hier, in neue Form gehüllt, förmlich für ihn selbst als etwas Neues wirke.

„Sehen Sie, es ist mit diesem oft genau so wie mit den Vorgängen in der Natur,“ sagte er. „An und für sich sind sie uns nichts Neues, im Gegenteil, etwas Altes, ja höchst Alltägliches. Regen und Sonnenschein — Sturm und Stille — wir beobachten das tausendmal; sie kehren immer wieder — und doch, wenn wir Augen haben zu sehen, immer als etwas

anderes. Oder auch z. B. die Eichen, die alten köstlichen Bäume außerhalb des Friedhofs in der Eichenstraße — ich ging heute hindurch auf meinem Spaziergang, und dort überraschte mich der Regen. Ich mußte unter das Dach eines Bauernhauses treten, und da sah ich das ganze Unwetter vor mir. Wie der Sturm da die Kronen der uralten Eichen bog und zauste — ja, das war gewiß an sich etwas ganz Natürliches und ewig Wiederkehrendes. Aber es hatte doch in seiner elementaren Kraft wieder etwas so Neues, so Eigenartiges, gleichsam noch nie Dagewesenes. So, meine ich, genau so ist es auch mit unseren einstigen Ideen, wenn sie von neuem in uns geboren werden!"

Adalbert Pundt nickte ernsthaft, ganz Auge und Ohr der Erzählung des Alten lauschend. Dann blickte er zufällig zu Hilde hinüber und sah wieder den gleichgültigen, abwesenden Ausdruck auf ihrem Gesicht, den er schon so manchmal wahrgenommen und der in ihm die Überzeugung geweckt und gefestigt hatte, sie sei der glänzendste Beweis für die Theorie, daß kluge, bedeutende Väter oft dumme und interessenlose Töchter haben.

Die Hilde Dehringer da oben an dem Schreibtisch, an dem Ofenschirm und in dem kleinen Damensessel war eine ganz andere gewesen als die hier unten an dem großen, feierlichen Tische.

Freilich, auch Adalbert Pundt war hier ein anderer, als der er da oben gewesen, ein anderer als der, der mit diesem jungen Mädchen Mensch zum

Menschen geredet hatte. Es wäre auch wohl schlecht angebracht gewesen, dem alten Manne, der hier wie ein Weiser zu Schülern sprach, von dem Schuhmacher in der Berggasse zu erzählen.

Hilde lauschte auf das Rauschen des Regens, der draußen nun wieder niederströmte. Sachte und eintönig floß er jetzt. Er drang tief in das Land ein und machte es fruchtbar. Als der Vater von den alten Eichen sprach, huschte ein Lächeln um ihren Mund.

— Meine alten Eichen — dachte sie. — Ich hab' sie so lieb, so innerlich, daß ich kaum von ihnen sprechen möchte. Wer sie jemals wirklich gesehen hat, dem sind sie heilig. — Und dann lauschte sie wieder auf den Regen und dachte an ihre sehnsuchtsvolle Kastanie.

— Und morgen ist sie schon erlöst — dachte sie. — Und ich, ach — —.

„Aber wissen Sie eins, Doktor,“ redete der Professor weiter. „Eins ist mir heute klar geworden da draußen — dies, daß ich hier in der Enge sitze, fern von Menschen, von Eindrücken, vom Leben. Wenn ich nicht irre, haben auch Sie mir dergleichen schon gesagt.“

„Ja, Herr Professor,“ sagte Doktor Pundt, „ich habe Ihnen gesagt, daß das Leben in dieser Abgeschiedenheit meinem Gefühl nach auf die Dauer nicht das Richtige für Sie sein könnte. Und nun finden Sie es selbst?“

„Ja, nun finde ich es selbst. Dies ist nun unser Frühling hier — man denke! Bald Mitte April — alles kahl, alles dürr und staubig. Und zur Abwechslung schauderhafte Stürme und Regengüsse! Da bekommt man doch Sehnsucht fort. Zumal da mein Buch ja fertig und schon erschienen ist, da ich hier zunächst also wirklich nichts zu versäumen habe, ist mir der Gedanke gekommen: fort, fort, auf Reisen! Auf nach Valenzia! d. h. in diesem Falle auf nach Florenz und Rom!"

Hilde horchte nun auf und sah ihren Vater an. Durch ihren starken Blick wurde er plötzlich an ihre Gegenwart erinnert, die er im Gespräch mit einem dritten, an dem sie sich nicht beteiligte, manchmal vergaß.

„Du kommst natürlich mit, Kind," sagte er beiläufig.

„Und wann denkst du zu reisen?" fragte sie.

„Sobald wie möglich natürlich. Sobald es dir möglich sein wird, meine notwendigsten Sachen in Ordnung zu haben. Heiß wird's da unten ja schon jetzt sein — aber mir kann's nicht leicht zu heiß werden, weißt du —."

— Er reist schon wieder allein; gut so — dachte sie und lächelte, während der Professor seine weiteren Reisepläne entwickelte und Doktor Pundt ihn hie und da mit einer Frage unterbrach.

Der Professor sagte immer: „Dann gehe ich" und: „Dann werde ich." Das Wort „wir" kam nur

vor, wenn sein Blick zufällig einmal wieder die schweigende Tochter traf. Und schließlich sagte er etwas vorwurfsvoll: „Ja, freust du dich denn gar nicht, Hilde?"

Sie wurde langsam tiefrot.

Doktor Pundt, der gerade seine Brillengläser auf sie gerichtet hielt, nahm dies wahr, und gleichzeitig ward ihm zu seinem Erstaunen zum erstenmal klar, daß dieses Mädchen sehr hübsch war. Vielleicht konnte man sie schön nennen.

„Offen gestanden, Papa, der Gedanke ist mir so neu und fremd, daß ich mich erst an ihn gewöhnen muß. Ich — ich kann mir das noch gar nicht recht vorstellen," sagte sie langsam und wie mit sich kämpfend.

„Du bist darin genau so wie Mama," sagte er mit einer gewissen nachsichtigen Milde. „Genau so war sie. In alles Neue, was nicht in ihrem eigenen Kopf entstanden war, konnte sie sich schwer hineindenken; sie gebrauchte Zeit dazu. Nun, du sollst sie auch haben. Ich denke, die Freude kommt noch."

„Sicherlich kommt sie, gnädiges Fräulein," sagte Doktor Pundt. „Sie mit Ihrem Schönheitssinn —."

Da brach er ab. Woher sollte er eine begründete Sachkenntnis haben, ob sie Schönheitssinn überhaupt besaß? Woher? Aber bestimmt, sie besaß ihn! Warum nahm er das mit solcher Sicherheit an? Ach ja so, er war in ihrem Zimmer gewesen — allerdings vor sehr langer Zeit.

„Sie könnten ja auch gar keinen besseren Cicerone haben, gnädiges Fräulein,“ fügte er noch hinzu. „Ihr Vater kennt Italien ja schon so gut.“

Ja, der Professor kannte Italien und hatte auch schon viel von Italien erzählt. Und heute erzählte er wieder davon mit all seiner sprühenden Lebhaftigkeit, von den Plätzen, an denen er früher gewesen, und von denen, die er diesmal aufsuchen wollte.

Hilde saß wieder schweigend und lauschte auf den Regen. — —

Es war später als gewöhnlich — die Elektrische fuhr schon nicht mehr — als Adalbert Pundt, ausgestattet mit einem alten Hut und Schirm des Professors, das Haus verließ und in mancherlei Gedanken der Stadt zuwanderte.

Es regnete nun nicht mehr. Aber der Wind hatte sich wieder stärker aufgemacht. Er kam dem einsamen Fußgänger direkt entgegengefegt, der mühsam, kurzatmig gegen ihn ankeuchte.

Doch war er innerlich viel zu sehr beschäftigt, um auf die Unbill des Wetters acht zu haben. Und zwar waren es diesmal nicht die Heldentaten und Gedankengebilde einer längst entschwundenen Zeit, die seine Seele erfüllten — sondern zwei lebendige Menschen oder eigentlich nur einer — eine sogar! Aber so viel machte Adalbert Pundt sich natürlich nicht klar, sondern nur etwa dies: Interessante Menschen sind sie doch, der alte Professor und seine Tochter, der ich bisher solches Unrecht tat. Es ist schade, daß sie gerade jetzt,

gerade da ich zum erstenmal auch etwas von ihrem Wesen kennen gelernt, auf längere Zeit fortgehen.

Und im weiteren Ausspinnen dieser Gedanken auf dem stürmischen Heimwege wurde es ihm klar, daß er von nun an nicht mehr allein um des alten Mannes willen das Haus an der Chaussee gern aufsuchen würde. — — —

Hilde stand, als Doktor Pundt gegangen war, vor dem Vater, der in seinem Schreibtischsessel saß, und sagte leise aber entschlossen:

„Papa, ich bitte dich, reise allein. Laß mich hier."

Er sah sie erstaunt an mit gerunzelten Brauen.

„Wie kommst du zu dieser merkwürdigen Bitte?"

„Ich habe das bestimmte Gefühl, daß du mehr davon hast, wenn du ohne mich reist," sagte sie.

„Ach, das ist ja Einbildung."

„Nein, Papa. Du hast es gewiß schon manchmal gemerkt, daß es sehr verschiedene Dinge sind, die dich und mich interessieren. Ich würde dir oft direkt im Wege sein."

„Aber da irrst du dich ganz entschieden. Inwiefern wohl? Nein, nachdem du so schwere Zeiten gehabt hast all die Jahre mit Mamas Pflege, dann diesen einsamen Winter in der fremden Stadt, ist es dir doppelt zu gönnen, daß du nun auch mal eine Erholung hast und Schönes in dich aufnimmst."

„Es wäre mir ja gar keine Erholung," sagte sie gequält.

„Ich verstehe dich wirklich nicht," sagte er ver-

letzt. „Jedes andere Mädchen würde sich freuen und mit beiden Händen zugreifen, wenn ihm das geboten würde."

„Papa — bitte, denk mal zunächst nicht an mich, sondern an dich selbst. Alles, die ganze Zeiteinteilung, die Art des Reisens und des Ausruhens ist für dich bequemer, wenn du sie nur für dich in Betracht zu ziehen und keine Rücksicht auf jemand anders zu nehmen brauchst."

„Das schon — aber —."

„Du bist auch in den letzten Jahren immer allein gereist; es kam natürlich infolge von Mamas Krankheit. Dabei hast du dich an die Unabhängigkeit gewöhnt, die jetzt plötzlich wieder herzugeben, keineswegs angenehm für dich sein würde. Und ich würde leiden im Gefühl, dir Gene aufzuerlegen. Nein, laß mich hier."

In Wahrheit atmete er nun auf. Er hatte beim ursprünglichen Entwurf des Reiseplans nur an sich gedacht, und es war nachträglich nichts weiter als eine Art Pflichtgefühl, was ihn sie so dringend zur Teilnahme auffordern ließ. Sein ausgesprochener männlicher Egoismus wirkte nach außenhin niemals brutal, sondern kleidete sich immer in ganz anständige und rücksichtsvolle Formen.

Es war ihr leicht geworden, seinen anfänglichen Widerstand zu brechen, da ihm selber der Gedanke des Alleinseins ja im Grunde weitaus sympathischer war. Weniger sympathisch aber stand er ihrem eigenen Plan,

der während seiner Vorschläge schnell in ihr entstanden war und den sie nun vor ihm ausbreitete, gegenüber.

„Wenn du damit einverstanden bist, daß auch ich jetzt etwas zur Erholung oder Ausspannung oder meinetwegen auch nur Abwechslung, wie man's nennen will, unternehme, so möchte ich am liebsten Geralds besuchen. Du weißt, sie haben mich seit langem eingeladen — und Mama bedauerte immer so sehr, daß ich ihretwegen niemals abkömmlich war und nicht zu ihnen konnte."

„Ja, ich weiß," sagte der Professor kopfschüttelnd, entschieden unangenehm berührt. „Aber du weißt auch, daß ich deine und Mamas Schwärmerei für diesen Martin Gerald und seine Ideen nie geteilt habe. Das ist ja alles unreifes und dabei gefährliches Zeug."

„Du hast nie ein Buch von ihm gelesen," sagte sie mit leichtem Trotz.

„Dafür sollte mir meine Zeit allerdings leid tun," entgegnete er gereizt. „Ich habe genug über seine Bücher gelesen, um zu wissen, in welcher verkehrten, durchaus verwerflichen Richtung sie sich bewegen. Und niemand kann es mir verdenken, wenn ich nicht wünsche, daß ein solcher Mann über dich persönlichen Einfluß gewinnt."

„Dann gute Nacht, Papa," sagte sie mit dem Bemühen, den Schmerz und die Enttäuschung, die sie empfand, nicht in ihre Stimme zu legen. Und wie allabendlich küßte er sie auf die Stirn. — —

Oben in ihrem Zimmer warf sie sich in einen Sessel, wild, mit geballten Fäusten.

Und dann plötzlich streckte sie die Arme mit offenen Händen lachend von sich, vereinigte ihre Hände in der Luft und ließ sie gefaltet in den Schoß fallen.

„Warum denn eigentlich? Warum sollte ich's nicht tun? Ich bin doch nicht seine Sklavin! Ich bin doch ein Mensch für mich und Mutters Tochter! Sobald er weg ist, reise ich zu Martin und Edda."

Sie spielte mit ihrem Taschentuch und drehte eine Maus daraus, ohne es zu wissen. Ihre Gedanken spannen an der Zukunftsaussicht.

Plötzlich tönten Schritte auf der Treppe, und gleich darauf trat der Professor ins Zimmer.

„Ich habe mir das überlegt, Hilde. Es wäre in Mamas Sinn. Mama hielt etwas von diesem Gerald und seinen Schriften. Sie wünschte, daß du deine Freundin besuchtest. Es wäre nicht recht von mir, wenn ich dir das verwehren wollte. Also geh in meiner Abwesenheit zu ihnen."

Da fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn.

„Ich danke dir, mein guter Papa."

„Gute Nacht, liebe Hilde."

Nun waren sie beide glücklich — er in dem Gefühl, ein ganz besonders gutes Werk getan zu haben, und sie in dem Bewußtsein, mit reinem Gewissen diese Freude genießen zu dürfen.

Noch in derselben Nacht schrieb sie an Edda Gerald, Martin Geralds Frau, ihre einstige liebe Schulfreundin:

„Endlich kann ich zu Dir kommen, endlich, endlich

nach vier Jahren, Edda, nach einer Ewigkeit! Ach Du, das Erzählen wird gar kein Ende nehmen — und wie freue ich mich, Deinen Mann nun auch wirklich kennen zu lernen!" — —

Hier stockte ihre Feder plötzlich. Ihre Augen wandten sich empor zu einer Photographie auf ihrem Schreibtisch, die ein glückliches junges Brautpaar darstellte. Dieser blonde, frohäugige Mann da neben dem süßen, kindlichen Mädchengesicht — seltsam, das war Martin Gerald doch gar nicht.

Sie nahm ein Buch vom Schreibtisch und blätterte darin und las sich schließlich wie immer fest. Ja, das war Martin Gerald, das war er. Ernst war er und tief und wunderbar.

Ja, wunderbar war er. Nun kam ihr die Erinnerung ihres Lebens.

Am Vorabend von Eddas Hochzeit war's — ein Frühlingsabend, stürmisch und voller Sehnsucht, dem heutigen ähnlich — vor vier Jahren. Sie hatten in Greifswald in einer kleinen Weinstube gesessen, Hilde und Edda und Martin Gerald und seine Brüder, die zur Hochzeit gekommen waren. Und Edda hatte sich mit ihren noch ganz fremden Schwägern unterhalten und geneckt und bekannt zu machen versucht. Inzwischen hatte Martin Gerald die Verpflichtung gefühlt, sich ein wenig um die beste Freundin seiner Braut zu kümmern — nur ein ganz klein wenig natürlich. Ein paar oberflächliche Redensarten hatte er zunächst nur gemacht, so daß Hilde sich geärgert

hatte. Wofür nahm er sie, Hilde Dehringer? Mit neunzehn oder zwanzig Jahren nimmt man sich wichtig, wenn man ein hübsches junges Mädel ist, und wenn man dazu noch ein gescheites ist, so steigt man in seinen Gesprächen mit Männern ganz besonders in jener Zeit gern in tiefe Tiefen. Darum war Hilde Dehringer auf ihren Bällen meist nicht sehr beliebt, weil sie das nicht lassen konnte. Die jungen Herren lachten über ihre philosophische Veranlagung, die ihr doch so ernst und echt war. Und sie wiederum verlachte und verachtete in jugendlichem Hochmut und Selbstbewußtsein einen großen Teil der Männerwelt — zumal die Theologen. Ja, alle Pastoren waren für sie ausgemachte Idioten — und nun mußte ihre Edda ihr das antun und sich mit einem solchen Idioten verloben. Was Hilde mit Martin Gerald halbwegs aussöhnte, das war, daß außer dem Pastor noch ein Dr. phil. vor seinem Namen stand. Möglich, daß er eine Ausnahme bildete. Und wahrlich, nach wenigen Minuten hatte sie es erkannt, er tat es, er bildete sogar d i e Ausnahme. Er begriff es schnell und gut, daß Hilde Dehringer die Oberflächlichkeit wie die Lüge haßte. Er hatte nicht gelacht, wie sie ernst wurde — er war mit ernst geworden, und mit jedem Worte, das er dann sprach, war er mehr er selbst. Zehn Minuten oder eine Viertelstunde lang hätte er seine Braut vergessen, obwohl sie neben ihm saß, und obwohl es der Abend vor der Hochzeit war. Zehn Minuten oder eine Viertelstunde lang hatten seine

Augen und seine Seele Hilde Dehringer gehört. Edda hatte es im Necken mit ihren jungen Schwägern gar nicht bemerkt. Oder aber sie war seiner gar zu sicher gewesen, um seiner Unterhaltung mit ihrer Freundin irgendwelchen Wert beizulegen.

Hilde wußte nicht mehr die Einzelheiten jenes kurzen Gesprächs. Nur dies wußte sie, daß das plötzliche Nahesein seiner Seele bei der ihren sie seltsam innerlich angefaßt hatte, daß sie den ganzen Abend über wie im Traum unter dem Banne seiner Augen und seiner Stimme gelebt hatte — als er schon längst wieder Arm in Arm mit Edda ging. Auf dem Rückwege war es schließlich noch hoch hergegangen; die jungen Leute waren angeregt und ausgelassen gewesen. Zuletzt hatte eine allgemeine Verbrüderung stattgefunden. Ein paarmal hatte Hilde sich vor allen anderen mit Martin geduzt, und es war ihnen beiden leicht und selbstverständlich gewesen.

In der folgenden Nacht hatte sie wenig geschlafen. Sie hatte immerfort einen sonderbaren Gedanken denken müssen. Martin und Edda kannten sich verhältnismäßig wenig. Sie hatten sich auswärts auf einer Hochzeit bei Eddas Verwandten zum erstenmal gesehen, bei Tisch nebeneinander gesessen und sich gleich so ineinander verliebt, daß sie sich beim nächsten Wiedersehen verlobten. Wie wäre es geworden, wenn nicht Edda, sondern sie, Hilde, diese Hochzeit mitgemacht und neben ihm gesessen hätte? Schließlich hatte sie sich dieses Gedankens geschämt und ihn von sich ge-

schoben; Pflichtgefühl, Verstand und Gewissen hatten das junge, zum erstenmal wach gewordene Blut zur Ruhe geredet. Am anderen Tage hatte sie als erste Brautjungfer neben dem Altar gestanden mit strahlenden Augen und ganz ruhigem Herzen, das der Freundin alles Gute und Liebe auf den Weg wünschte.

Und dann kam die Zeit, in der sie ihn nicht mehr sah und nie persönlich von ihm hörte — nur durch Edda und durch seine Bücher.

Edda war glücklich mit ihm geworden — und auch Hilde war allmählich glücklich geworden durch seine Bücher, in denen er sich und andere befreite, nachdem er das Pfarramt, als auf die Dauer unvereinbar mit seinem Gewissen, niedergelegt hatte.

Das war Martin Gerald, der Mann, den Hilde Dehringer hätte lieben können, wenn nicht — — —

Sie dachte an ihn und an jene Frühlingsnacht, als sie im Bette lag und auf den erneuten Sturm da draußen lauschte. Sie konnte nicht bei geschlossenem Fenster schlafen, und wenn es noch so sehr stürmte. Die Ärmel ihres Nachthemdes ganz zurückgeschoben und die Hände ganz vergraben in ihre gelösten krausen Haare lag sie da, stundenlang in wachem Grübeln. Erst gegen Morgen schlief sie ein.

Aber früh schon erwachte sie von dem hellen, glückseligen Vogelgezwitscher im Garten. Und eilig sprang sie aus dem Bett, lief barfuß, wie sie war, ins Nebenzimmer und auf den Balkon.

Der Wind hatte sich gelegt. Der Tag war köst-

lich klar und sonnig. An der Kastanie waren alle Blättlein halb entfaltet, feucht und knitterig noch vor lauter scheuer Neuheit — aber sie waren alle draußen, und Hilde hatte es wieder nicht gesehen, wie sie herausgekommen waren. Es war über Nacht geschehen. —

3.

Eine Woche später war's, und wieder ein rauher und regnerischer Abend, als Hilde Dehringer nach umständlicher achtstündiger Fahrt mit verschiedentlichem Umsteigen in der norddeutschen Handelsstadt ankam, in der Martin und Edda Gerald wohnten.

Auf dem Bahnsteig fanden sie sich sofort zusammen. Die erste Begrüßung war beiderseitig sehr herzlich.

Martin Gerald löste Hildes mäßig schweren Koffer am Gepäckschalter aus und trug ihn eigenhändig über den nässeblanken Bahnhofsplatz bis an die elektrische Bahn.

Hilde war erstaunt — und zwar keineswegs im angenehmen Sinne — daß bei dem abscheulichen Wetter nicht einmal eine Droschke genommen wurde.

Die elektrische Bahn war überfüllt. Die drei mußten auf dem hinteren Perron des Rauchwagens stehen, von außen durch die Witterung belästigt und von innen bei jedem Öffnen der Tür Tabaksqualm und Branntweindunst spürend. All das war Hilde Dehringer unendlich zuwider.

Es dauerte aber Gott sei Dank nicht lange.

Schon nach einer Viertelstunde verließen sie die Bahn im dichtesten Innenstadtgewühl; sie hatten dann nur noch durch eine kurze Seitenstraße zu gehen, und die Wohnung war erreicht.

Hilde hatte unterwegs während dieser paar Schritte schon halb gerührt lachen müssen. Edda Geralds Hand hatte in ihrem Arm gelegen; sie hatte sich förmlich hineingehängt und sich von Hilde beschirmen lassen — genau so wie in der Mädchenzeit. Und so wie Edda sprach und lachte, immer gegen den Wind an, das war auch alles noch so unverändert, genau so wie damals, daß es Hilde war, als wären die vier Jahre dazwischen völlig ausgelöscht, niemals dagewesen.

Martin Gerald ging mit dem Koffer hinter ihnen — ohne Schirm, in Wettermantel und Schiffermütze. Er beteiligte sich zunächst gar nicht am Gespräch der beiden.

Die Wohnung lag in einem alten und unansehnlichen Hause zwei Stock hoch. Der Eingang war düster und fast ärmlich.

Aber oben war's durchaus behaglich — ein wenig eng wohl. Hilde erkannte sofort dies und das von Eddas guten, massiven Aussteuersachen wieder, die sie selbst damals mit ausgesucht hatte.

Erst als sie alle drei sich der nassen Mäntel entledigt hatten, wobei Martin Gerald den Damen in einer zarten und ritterlichen Art half, und in das behaglich warme Eßzimmer getreten waren, sahen sie sich

genauer von Angesicht zu Angesicht und begrüßten sich nochmals.

Edda umarmte Hilde mit verdoppelter Herzlichkeit.

„Daß ich dich hab! Daß ich dich nun endlich hier hab! Nun laß ich dich aber lange, lange nicht wieder weg! O, wie ich mich auf dein Erzählen freue! Alles, alles will ich wissen!"

„Was denn alles?" fragte Hilde lachend.

„O, du weißt schon. Wir zwei — ja, Martin, das sollst du erst mal erleben — wir zwei! Er lacht mich schon wieder aus, weil er nichts davon versteht. Natürlich — Männer sind darin anders. Aber — weißt du noch, Hilde, wenn wir uns nur drei Tage mal nicht gesehen hatten in Greifswald — und das war eine Seltenheit — dann stürzten wir aufeinander los und riefen uns schon von weitem zu: Ich muß dir erzählen! Nein, ich dir! Dann erzähl schnell! Nein, du zuerst! Nein, du zuerst! So brannten wir darauf, daß eine nur sofort die Erlebnisse der anderen erführe, und wenn sie noch so geringfügig waren."

Edda — den sonderbaren Namen verdankte sie ihrem Vater, einem der ersten Germanisten in Greifswald — hatte sich gar nicht verändert. Sie erschien Hilde in ihrem Äußeren noch genau so wie vor Jahren — etwas kleiner als Hilde mit wundervoll ovalem Gesicht von durchscheinend zartem, blassem Teint, mit dunkelumränderten grüngrauen Augen, mit entzückend niedriger Stirn und darüber einer für den schmalen, feinen Kopf fast zu schweren, breiten Flechtenkrone

von dunkelblonden Haaren. Ihre Figur war mädchenhaft, oder richtiger gesagt, knabenhaft schlank, sehr flach in der Brust und fast beängstigend schmal in den Hüften. In jeder ihrer schnellen, graziösen Bewegungen war sie Mädchen, in nichts Frau. Ja, für Hildes Empfinden war sie überhaupt in Wahrheit keine Frau. Sie hatte noch kein Kind gehabt.

Martin Gerald dagegen hatte sich sehr verändert in diesen Jahren. Nun auf einmal stand er Hilde deutlich vor Augen, wie er damals gewesen war. Gerade an seinen Veränderungen meinte sie sein damaliges Bild wieder klar vor sich zu sehen.

Er war ergraut in diesen Jahren. Sein Haar war stark, sehr glänzend, groß gewellt — wundervolles blondes Haar. Nun lag ein Silberschimmer darüber — und in seinem Gesicht waren viel mehr Linien als damals, war noch viel mehr Ausdruck. Der Mund war derselbe, stark geschwungen die Lippen, die der kurze Vollbart freiließ. Der Mund, die Stirn und die Augen waren schön an ihm. Die Nase war entschieden zu kurz und machte sein Gesicht im Profil unbedeutend. Aber wundervoll, breit, stark, energisch war wieder der Halsansatz, der Nacken, der diesen Kopf trug, und von seltsamem Ebenmaß war der ganze Körper, bis in die Hände, bis in die Fingerspitzen hinein. —

Noch ehe sie sich zu Tisch setzten, als Hilde die ersten Worte mit Martin wechselte und ihn dabei „Herr Doktor“ anredete, rief Edda: „Aber wie ist

mir denn? Ihr nanntet euch doch damals du! Ja, gewiß, ich weiß es ganz genau. An dem fidelen Abend vor unserer Hochzeit da ist das so abgemacht und eingeführt worden, und es ging sehr gut. Ich bitte mir aus, daß dabei geblieben wird."

Hilde sah Martin an, und er erwiderte ihren Blick.

„Meinst du, daß es gehen wird?" fragte er mit einem eigentümlichen ernsten Lächeln.

„Laß es uns versuchen," sagte Hilde.

Und siehe da, es ging wieder sehr gut.

Sie waren beide sehr lieb mit Hilde; aber sie waren auch sehr lieb miteinander. Über Tisch neckten sie sich manchmal. Sie taten das aber nicht etwa in einer Weise, die sich wichtig machen will oder die gar einem Dritten das Gefühl gibt, überflüssig zu sein, sondern in einer sehr hübschen und spaßigen Art, über die Hilde sich amüsierte. Sie kannte die beiden ja noch kaum zusammen.

Hilde war aber durchaus der Mittelpunkt. Immerfort fragten sie sie beide, Edda meist noch dreimal mehr als Martin. Immerfort mußte sie erzählen, zuerst nur das Naheliegendste, von der Fahrt hierher, vom Umsteigen und der Reisegesellschaft — dann vom Vater, vom vergangenen Winter und dem Leben in der fremden Stadt. Und sie erzählte gut und gerne von allem, da sie fühlte, mit wie aufrichtigem Interesse gefragt und zugehört wurde.

Als die Mahlzeit vorüber war, wußte sie von dem Leben der Freunde noch nichts.

Martin stand auf und sagte: „Entschuldigt mich nun. Ich muß heut abend noch drei bis vier Stunden arbeiten. Was, das laß dir von Edda erzählen, Hilde, wenn es dich interessiert. Edda hat sich ganz speziell deshalb auf dich gefreut, weil du ihr helfen kannst, ihren ungalanten Mann in den Abendstunden zu vergessen. Für heute gute Nacht. Gut, daß auch für morgen noch etwas zu erzählen bleibt, und für übermorgen und für viele Tage."

Er reichte Hilde die Hand und gab Edda einen Kuß auf die Stirn, einen schnellen und fast scheuen und schüchternen Kuß; Hilde nahm das deutlich wahr. Diese zwei waren so anders zusammen als andere junge Ehepaare, die sie kannte. Sie waren sehr lieb miteinander — aber es lag in ihrer Art nichts von Verliebtheit. Dies war's, was Hilde unsäglich sympathisch berührte.

Als Martin hinausgegangen war, räumte Edda den Tisch ab, und dann gingen die Freundinnen ins anstoßende Zimmer, das Eddas Saloneinrichtung enthielt.

„Komm, wir wollen es uns ein bißchen gemütlich machen," sagte Edda. „Sieh, dies ist unser ‚Salon', ein Wort, das bei uns übrigens ebenso verpönt ist wie der ganze Begriff. Heutzutage würde ich mir eine solche Einrichtung überhaupt gar nicht mehr anschaffen. Damals glaubte ich noch, man könnte ohne so was nicht existieren. Und wie gut kann man's! Wenn wir mal noch ärmer sind wie jetzt, dann verkaufen wir den ganzen Schwindel."

Sie setzten sich jede in einen Sessel. Eine unpraktische Lampe mit Schirm aus gelber Seide und Spitzen gab ein halbes Licht, recht geeignet für ein trauliches Plauderstündchen.

„Seid ihr wirklich arm?“ fragte Hilde.

„Nahe daran,“ sagte Edda und lachte. „Aber davon nachher. Nun mußt du mir erst noch vieles, vieles erzählen. Ich will alles wissen, alles. Erzähle.“

„Frage.“

„Ist dir der Abschied von Greifswald nicht furchtbar schwer geworden?“

„Nein. Es lag wohl an den damaligen Verhältnissen. Geselligkeit hatten wir Mamas Krankheit wegen ja schon in den letzten Jahren nicht mehr gehabt. Und mit den früheren Freundinnen war ich eigentlich schon vorher so gut wie auseinander.“

„Du schriebst mir das schon einmal. Es kam durch ihre Ehe, nicht wahr?“

„Es lag zum Teil auch wohl an mir, daß ich durch Mamas zunehmendes Leiden mehr und mehr absorbiert wurde — daß ich zum mindesten teilnahmlos wurde gegen die Art von Interessen, wie sie damals in unserem Kränzchen die Hauptsache waren.“

„Ja, wie war das denn? Haben Käte und Lisbeth sich denn als Frauen so verändert?“

Hilde lachte.

„Edda — ich hab mich vor dir, glaub ich, niemals verstellt. Hältst du mich für prüde?“

„Du, prüde! O Gott, o Gott, Hilde — wenn du was bist, dann bist du doch eher das Gegenteil!“

„Also unanständig!“

„Unsinn! Von einem so weit entfernt wie vom anderen.“

„Ja sieh, wie Käte und Lisbeth sich verheiratet hatten — sie verheirateten sich ungefähr gleichzeitig — von da an fanden sie mich prüde. Es riß damals nämlich ein Ton im Kränzchen ein — es wurde von Dingen gesprochen, und zwar nur von solchen, überhaupt von nichts anderem mehr, über die ich nicht sprechen mag und kann und will — siehst du, und so was ist mir eben unerträglich. Ob man Mädchen oder Frau ist, das ist dabei gleichgültig. Entweder man kann das oder man kann es nicht. Ich hab's ihnen schließlich deutlich gesagt und bin infolgedessen für eine Zeitlang mit allen dreien auseinandergekommen.“

„Auch mit Minni? Die war doch nicht verheiratet.“

„War aber von allen die schlimmste. Wußte nichts aus Erfahrung, aber hatte die abscheuliche bohrende Neugierde, die fortwährend nach diesen Dingen wie nach verbotenen Früchten lechzt. Ich mochte sie niemals so recht; ich habe ihr so etwas eigentlich immer angefühlt — nur daß es früher nicht so zum Ausdruck kam. Sie ist zur alten Jungfer prädestiniert, nicht nur, weil sie kein Geld hat und Lehrerin ist, auch nicht nur deswegen, weil sie mager ist und den

Männern nicht gefällt — das sind schließlich äußere Dinge, die für mein Empfinden wenig in Betracht kommen. Aber diese anderen Eigenschaften, diese Neugierde, dieses Erlauschen- und Erhaschenwollen von Intimitäten, die sie nichts angingen, von Schlafzimmergeschichten usw. O, sie war mir so verhaßt zuletzt!"

„Und die anderen beiden? Wie stellten die sich zu ihr?"

„Gott, sie waren ja beide keine Geistesheroen. Sie machten sich zunächst wie die meisten jungen Frauen mal gern etwas wichtig. Und da sie damit bei mir nicht auf ihre Rechnung kamen, hielten sie sich an Minni schadlos. Als sie nachher merkten, daß Minni nicht verschwiegen war und intime Geschichten von einem Haus ins andere trug, war die Herrlichkeit denn eines Tages ganz plötzlich zu Ende. Kätes Mann, der ein Grobian erster Ordnung ist, hat Minni sogar eine unangenehme Szene gemacht und ihr sehr unzweideutig den Stuhl vor die Tür gesetzt. Du, ich bin im allgemeinen, glaube ich, nicht schadenfroh — aber das geschah ihr recht."

„Abscheulich, ganz abscheulich, so etwas!" sagte Edda. „Und nun? Käte und Lisbeth bekamen sehr prompt Kinder, nicht wahr?"

„Käte bekam Zwillinge, und Lisbeth bekam zwei im Verlauf von zwei Jahren. Seitdem sind sie wieder ganz vernünftig geworden und reden über Kindermilch und Windelntrocknen, was, verglichen mit den früheren,

geradezu erquickliche Themata sind. Und die Gören sind süß, sind einfach entzückend — —"

Jetzt kam eine Pause — eine lange.

Und dann sagte Hilde leise: „Ja, und du, Edda, du hast keins und entbehrst es nicht?"

„Nein," sagte Edda frei und kindlich. „Ich kann's gut entbehren. Ich hab keins und werde nie eins haben."

„Aber warum nicht?" fragte Hilde lebhaft.

„Mein Gott, wenn wir's doch nicht entbehren!"

„Dein Mann auch nicht?"

„Gar nicht — im Gegenteil."

„Ihr seid sonderbare Menschen!"

„Du bist doch noch so ganz du, Hilde. Weißt du — damals, wie wir Mädchen waren — ach so, du bist es noch — aber wie ich es auch war, da sprachen und philosophierten wir oft von der Ehe wie die Blinden von der Farbe — besonders darüber, wie „Er" sein müßte, was für Eigenschaften bei ihm ganz unerläßlich wären. Du gingst in deiner Phantasie aber immer gleich weiter — zu den Kindern — zu den sechs Jungens, die du haben wolltest. Weißt du noch? Der erste hieß Manfred und der zweite Atalarich oder umgekehrt — die Namen richteten sich nach den Helden deiner Lektüre. Ist das noch immer so?"

„Das mit den Namen nicht, das andere ja," lachte Hilde. „Sie können meinetwegen Fritz und Max heißen, und von der Zahl will ich auch wohl ein paar ablassen. Aber — für mein Gefühl — verzeih —

hat sonst die Ehe, die lebenslängliche Verbindung zweier Menschen, überhaupt keinen Zweck!“

„Martin teilt die Frauen in zwei Abteilungen,“ sagte Edda. „Er sagt, es gibt Gattinnen und Mütter, solche, die in erster Linie das eine und solche, die das andere sind — von Natur aus, verstehst du. Nicht jede kinderlose Frau ist Gattin, und nicht jede Mutter, die Kinder hat, ist in seinem Sinne Mutter. Sondern die kinderlose Frau kann eventuell sehr leiden eben darum, weil ihre seelische Veranlagung mütterlich war — wie meine es zum Glück nicht ist. Denn sonst würde ich schwer entbehren. Ich bin aber von Natur Gattin. Du bist Mutter — einerlei, ob dein Leben dir später einmal die Mutterschaft bringt oder nicht.“

„Gar nicht einerlei!“ rief Hilde. Dann aber brach sie ab und lachte.

„Du hast doch manches von Martin gelernt, Edda.“

„Ja, natürlich,“ sagte Edda stolz. „Du sollst noch merken, was alles! Es wäre doch auch schlimm, wenn ich so jung schon ganz aufgehört hätte zu lernen. Mein ursprünglicher Lehrmeister warst du; das habe ich Martin oft gesagt. Was hab ich früher alles von dir gelernt!“

„Du Schäfchen,“ sagte Hilde.

„Das verbitte ich mir! Bitte, ich bin Frau!“ rief Edda mit komischem Pathos.

„Ach so, entschuldige, Frau Edda.“

Wieder eine Pause.

Sie lauschten beide auf den Regen.

„Wie gefällt Martin dir, Hilde?"

„Gut, natürlich."

„Ach, das ist gar nichts."

„Ich kenne ihn aber noch zu wenig, um mehr zu sagen."

„Ja — wenn du ihn erst kennst, dann sagst du mehr, das weiß ich. Hilde, er ist so gut, so gut — ich kann's nicht mit Worten sagen, wie. Ich glaube, daß jeder Mensch, der mit ihm in Berührung kommt, das fühlen muß, und daß überhaupt jeder etwas besser werden muß in seiner Gegenwart. Es ist, als wenn man keine unedlen Gedanken haben könnte in seiner Gegenwart; man müßte sich gleich vor seinen Augen schämen."

„Und sag mal — ist er denn nun befriedigt und ausgefüllt — so ohne Beruf?"

„O, er ist ja nicht ohne Beruf, gar nicht. Nur daß seine Arbeit eine lediglich freiwillige ist. Er arbeitet enorm — mehr noch als in der Zeit, als er Prediger war. Der Beruf als Prediger machte ihn unglücklich."

„Der Gewissenszweifel wegen?"

„Nicht allein. Er war hier ja durchaus nicht an Formeln und Bekenntnisse gebunden wie die Prediger im übrigen Reich. In der Beziehung lebt man hier auf einer gesegneten Insel. Und doch empfand er all das Äußerliche, was an dem Beruf hing, dieses

Predigenmüssen zu bestimmter Zeit und all die kleinen Amtshandlungen als einen unerträglichen Druck. Dann wollte man ihn auch von verschiedenen Seiten beeinflussen. Einen Freund, an dem er sehr hing, sollte er lassen, wenn er den Behörden nicht mißliebig werden wollte. Er sollte durchaus irgendwelchen kirchlichen Parteiorganisationen beitreten usw. Und er hatte vor allem Vereinswesen, das doch immer so oder so auf Schablonisieren und Dogmatisieren hinausläuft, solchen Abscheu. Er ist überhaupt ein scheuer und innerlicher Mensch, dem es Natur ist, sich in sich selbst abzuschließen. Seine Predigten waren ganz er selbst, waren eigentlich scheu und tief und innerlich. Aber er hatte eine wunderbare Gewalt über die Leute, die ihm zuhörten. Seine Kirche wurde immer voller, und er selbst wurde immer unbefriedigter. Denn nun kamen ihm die alten Zweifel erneut wieder. Vor sich selbst und anderen konnte er sich schließlich nicht mehr Christ nennen. Er war zweifellos der beliebteste Prediger hier in der Stadt, geradezu der Modepastor, als er plötzlich aus rein innerlichen, der Menge ganz unbegreiflichen Motiven sein Amt niederlegte. Er mußte es tun. Verstehst du das?"

„Ich glaube, ja. Und — fand er nun die Befriedigung, die er suchte?"

„Nur zum Teil. Denn nun kamen ja äußere Sorgen, die er früher nicht kannte. Die festen Einnahmen hörten auf. Wir haben jetzt eigentlich nichts anderes, als was er mit der Feder und mit Vor-

trägen verdient. Daneben verbrauchen wir sein kleines Vermögen — natürlich nicht nur die Zinsen, sondern direkt vom Kapital."

„Bekommst du denn nichts von Haus?"

„Ich könnte — aber Martin würde keinen Pfennig davon annehmen. Und solange es irgend möglich ist, verzichte auch ich lieber darauf. Ich entließ damals mein Mädchen und habe nun nur eine kleine Aufwärterin für das Gröbste. Wir haben uns mit der Wohnung auch viel kleiner eingerichtet. In der Stadt muß sie aber liegen, damit er den Armen aus seiner früheren Gemeinde nah ist und denen, die er von seiner Amtstätigkeit her als seine Freunde behalten hat. Meist sind sie arm."

„Aber das Aussprechen seiner Ideen in den Büchern, das beglückt ihn doch?"

„Ja — das Produktiv-sein beglückt ihn. Und es ist auch das einzig Wahre für ihn. Alles lag früher gebunden in ihm; nun wird es frei. Nur ist er selber meist nie zufrieden mit der Art, wie ihm das, was er hat sagen wollen, gelungen ist. Er stellt sehr hohe Ansprüche an sich selbst."

„Seine Bücher sind mir sehr, sehr viel gewesen," sagte Hilde. „Auch Mama hat sie sehr hoch geschätzt. Jedes seiner Bücher war eine Befreiung —."

„Er arbeitet jetzt ein großes Werk aus, den Plan zur Umgestaltung des Religionsunterrichts an den Schulen. Er trägt das Material aus verschiedenen vorhandenen Werken zu einer Einheit zusammen.

Darum, weil die Abendstunden die stillsten und ungestörtesten sind, hat er in ihnen die beste Stimmung — und schon seit Wochen bin ich abends allein. Denn helfen kann ich nicht dabei."

„Ist dir das nicht schwer?"

„Ich habe mich daran gewöhnt. Es kommt dann für mich auch die schöne Zeit der Arbeit, da ich ihm helfen kann — vielleicht schon in acht Tagen. Ich bin dann sein Sekretär. Ich schreibe seine durchgesehenen und verbesserten Aufzeichnungen für den Druck ab. Ich kann das besser als er, weil ich mehr Geduld habe. Er korrigiert immer Unendliches bei der Durchsicht hinein, und oft ist so viel dazwischen geschrieben, daß er sein eigenes Manuskript nicht mehr lesen kann. Ich aber kann es, kenne seine Art und weiß immer genau, was er gewollt hat. Er geht, wenn er etwas fertig hat, immer die einzelnen Teile mit mir durch."

„Das muß doch wunderbar interessant sein."

„Ja, das ist es auch. Zuerst war mir manches schwer und unverständlich, ehe ich mich so ganz in seine Art hineingelebt hatte. Vieles, sehr vieles berührte sich ja auch ganz nah mit dem, was dich und mich in Greifswald schon immer so beschäftigt hatte. All die Zweifel und die Philosophien von damals kamen mir wieder. Mir selbst wären sie in dem Maße vielleicht niemals gekommen, wenn du sie nicht angeregt hättest. Aber das war's ja überhaupt, was Martin und mich vom ersten Augenblick an so zu-

einander hinzog, daß wir auf genau denselben Gedankengängen gewandert waren."

„Und noch jetzt sind es immer genau dieselben, Edda?"

„Ja, ich gehe mit ihm. Es wird mir nicht immer leicht. Denn daß er es keinem Menschen bequem macht, das weißt du selbst. Sein Erlösen bedeutet wieder und wieder Loslösen — vom Alten, vom Starren, oft auch vom Bequemen. Manchmal ist meine Seele schon müde geworden und hat sich nach Ruhe gesehnt. Er geht immer vorwärts, vorwärts."

Ein müdes Kinderlächeln lag auf Eddas Gesicht.

— Seltsames Schicksal — mußte Hilde denken — dieses süße Püppchen, das dazu geschaffen schien, eingesponnen, verwöhnt und verhätschelt zu werden, dieses weiche, stets empfängliche Geschöpf — es empfing nichts anderes als die Zweifels- und Erlösungsideen eines einsamen Kämpfers — und es war dabei doch so ganz sich selber treu geblieben. — —

Und sie redeten weiter und plauderten dies und das, bald Nebensächlichkeiten und bald Wichtiges. Vieles aus den letzten Lebensjahren ihrer über alles geliebten Mutter erzählte Hilde der Freundin. O, wie tat es wohl, sich so aussprechen zu können!

Die Zeit ging dahin. Die Uhr vom nahen Johanneskirchtum schlug zehn und halb elf und elf. Schließlich wurden sie beide etwas müde. Das Gespräch wurde hie und da stockend. Sie hätten sich schlafen legen mögen; aber über beiden lag die Ent-

schlußunfähigkeit, jetzt aufzustehen und das Zimmer zu verlassen und sich auszuziehen.

Sie saßen zuletzt eng aneinandergeschmiegt im Sofa und schwiegen eine lange Weile. Dann wurden sie noch einmal wieder lebhaft.

„O, wie ist es schön, dich hierzuhaben," sagte Edda zärtlich. „Und wie ist es schön, daß wir uns so verstehen — genau so wie immer! Aber es kann ja auch nie anders werden — nie!"

Und Hilde empfand es als eine Wonne und einen Segen, daß dieses geliebte Wesen, trotzdem es einem Manne angehörte, noch so viel Liebes- und Freundschaftsfähigkeit übrig behalten hatte, daß sie nichts von Entbehrung und Eifersucht spürte.

„Nein, Edda, nie," sagte sie aus tiefster Seele. Und nach einer kleinen Weile:

„Du glaubst ja nicht, wie einsam ich seit Mamas Tode bin, Edda."

„Ja — und dein Papa?"

„Der — ist es wohl auch; wir sind es beide."

„Ihr habt euch doch lieb?"

„Ja gewiß — aber wir sind so furchtbar verschieden. Und seit Mama nicht mehr vermittelt, sind wir uns fast fremd geworden, das heißt, du mußt nicht denken, daß er das so empfindet. Aber ich empfinde es. Und gerade, weil das so ist, habe ich manchmal schon gewünscht, wir hätten ein wenig mehr Verkehr."

„Habt ihr denn gar keinen?"

„So gut wie keinen. Es kam durch Mamas

Krankheit und Tod, daß wir uns in der fremden Stadt niemandem genähert hatten. Eigentlich verkehrt nur ein junger Lehrer bei uns, ein Altphilologe am Gymnasium, den unser Hausarzt bei uns eingeführt hat. Der kommt aber natürlich auch nur zu Papa."

„Hält dein Vater diese Einsamkeit denn aus?"

„Auf die Dauer wohl nicht. Ich glaube, er ging deshalb jetzt nach Italien, und wenn er die Villa verkaufen könnte, würde er vielleicht nach Greifswald zurückkehren. Er ist doch auch eine höhere Einschätzung und Anerkennung seitens seiner Mitmenschen gewohnt. Und ich glaube, er leidet, indem er die entbehrt."

„Kann sein," sagte Edda. „Und du, Hilde, sag mir mal — geschrieben hast du mir ja nie über so etwas; aber dazu konntest du Gründe haben — ist denn zu dir noch niemals ein Prinz gekommen? Du weißt doch, ein Prinz mußte es ja sein —."

„Nein, Edda."

„Aber Hilde — nein — komm, laß dich ansehen. Du bist doch sehr hübsch, Hilde —."

„Haha — jetzt nicht mehr. Vierundzwanzig —."

„Jetzt gerade — sehr hübsch. Lüg mir doch nichts vor. Es waren schon Prinzen da, nicht wahr?"

„Kindskopf — drei Jahre Krankenzimmer — dann der Tod. Ich hatte an anderes zu denken als an Prinzen — wahrlich. Und nun ist das verpaßt."

„Unsinn. Der Oberlehrer, den du da erwähntest — sag mal, ist das nicht vielleicht ein Prinz?"

„Ja — aber ein ziemlich lederner. Sein Vater

ist nämlich Schuster. Außerdem heißt er Adalbert Pundt, der Sohn, und hat so große Hände!"

„Die hat Martin auch, noch viel größere, so große!" lachte Edda und zeigte mit ihren Händen ein unmenschliches Übermaß der Größe. „Das ist schön, das ist köstlich — da kann man hineinversinken!"

„Aber jetzt gute Nacht."

Hilde stand auf.

„Warum gute Nacht?" rief Edda. „Du willst mir entwischen und nicht mehr von dem Schuhprinzen sprechen. Warte — jetzt werde ich dich Tag und Nacht mit ihm necken!"

„Das darfst du tun, Edda, Tag und Nacht — und daran wirst du ja hoffentlich merken, daß es mit dem Schuhprinzen nichts auf sich hat. Nun bin ich aber furchtbar müde. Gute Nacht."

4.

Die Sonne schien in Martin Geralds Zimmer, als Hilde es am anderen Morgen zum erstenmal betrat. Es war der größte und hellste Raum in der Wohnung. Es hatte zwei in der Form wenig schöne, übermäßig hohe Fenster, von denen man aber eine eigentümlich anheimelnde Aussicht hatte über lauter alte verbaute Häuser mit spitzgiebeligen Dächern, die sich bald gleichmäßig staffelweise hinter- und übereinander zu türmen schienen, bald sonderbar regellos

kreuz und quer ineinander geschoben waren. In uralte, winkelige Gäßchen konnte man hinabsehen, in denen sich ein stilles, scheues, fast geräuschloses Leben abspann — etwa wie in Raabeschen Geschichten, mußte Hilde denken. Die Anwohner dieser Bezirke mußten sonderbare Käuze, verhutzelte alte Männlein und Weiblein sein, die hier, so nahe dem Leben der Großstadt und doch wie abgeschlossen und unberührt von ihren Lebenswogen, ihr weltfremdes Dasein in einer stillen und seltsamen Geschäftigkeit, von der man nach außen hin kaum etwas merkte, bis zum Ende sorgsam abwickelten.

Über die Dächer hinweg ragte der Turm von St. Johannnes, einer der ältesten Kirchen der Stadt, ein hoher, schwerer, verwitterter Turm in frühgotischem Stil mit patinierter Kuppel. Ein riesenhaftes Uhrzifferblatt, das zu seiner Eigenart passen sollte, hatte man ihm in den letzten Jahren angeheftet. Martin erzählte Hilden, daß der große Zeiger einen Durchmesser von sechs Metern habe. Fast lächerlich groß wirkten die goldenen Zeiger und Ziffern aus dieser Nähe.

Den Fluß konnte man nicht sehen, obwohl er nah war und man ihn, wenn man sich aus dem geöffneten Fenster bog, mit allen anderen Sinnen wahrzunehmen, zu hören, zu fühlen oder einzuatmen meinte. Die nach jener Seite hin lückenlos fest aneinandergewachsenen Dächer hoher Speicher verdeckten ihn und ließen nirgends einen Ausblick auf ihn frei.

Hilde ging von einem Fenster ans andere und

stand lange zwischen den tief herabhängenden, üppig grünen und wild verrankten Schlinggewächsen, die rechts und links die Fenster einrahmten und die häßlich dunkle Hausmauer, deren solide Dicke hier fast nischenartig sichtbar wurde, überspannen und verdeckten.

„Schön hast du's hier, Martin. Du siehst nichts um dich als Altes und Echtes. Wieviel frühere Kultur ist hier in der Stadt doch noch erhalten! Ist das die Kirche, an der du Prediger warst?"

„Ja, die Johanneskirche. Sonderbar, ich habe mich noch gar nicht von ihr trennen können. Ich habe sie lieb, obwohl ich niemals glücklich in ihr war, und solange ich in ihr reden mußte, mich niemals zu ihr gehörig fühlte. Aber jetzt würde ich nicht zufrieden sein, wenn ich sie nicht wenigstens sehen könnte, wenn sie nicht zu meiner Arbeit hereinschaute. Sieh mal, ist sie nicht schön? So furchtbar einfach und doch so prächtig, wie diese großen Linien gegen den Himmel stehen. Und in der Abendsonne sollst du das erst mal sehen!"

Hilde wandte sich dann dem Innern des Zimmers zu, das kahl und fast dürftig ausgestattet, ohne Teppich, mit den einfachen Bücherregalen und den von Broschüren und Zeitschriften bedeckten Tischen fast einem Bureauraum oder einer Redaktion glich. Man sah es dem Zimmer an, daß die Arbeit und nur die Arbeit darin zu Worte kam. Nur wenige Bilder von unbedeutendem Wert schmückten die Wände, und die schmalen Gardinen waren beinah ärmlich.

Dennoch stimmte alles wohl zueinander, und auch der einfache Mann, der in dieser Umgebung arbeitete, paßte in sie hinein. Hilde hätte jetzt gerade in diesem Augenblick Lust gehabt, sich wieder mit dem Studium seines äußeren Menschen und mit den Veränderungen, die in den letzten vier Jahren mit ihm vorgegangen waren, zu beschäftigen. Er stand aber von ihr abgewandt am Schreibtisch — tief in Gedanken — und blätterte in einem Manuskript.

Da wandte sie sich zum Gehen.

„Hab Dank, Martin, nun will ich dich nicht länger aufhalten.“

„Du hältst mich nicht auf. Hier — sieh mal, interessiert dich dies?“

„Dein neues Buch?“

„Der Anfang davon.“

Er schob ihr einen Stuhl neben den seinen am Schreibtisch, und sie setzten sich beide.

„Edda hat mir das Thema schon genannt,“ sagte sie. „Es interessiert mich sehr: Die Neugestaltung des Religionsunterrichts. Aber ich habe allerdings noch gar keinen Begriff, in welcher Weise du das behandelst.“

„In einer gründlichen, sehr ausführlichen. Bis jetzt liegt aber nur der allgemeine Plan vor mir. Sieh hier. Was ich davon geschrieben habe, ist eigentlich nur eine Art Einleitung oder Einführung. Ich werde sie dir und Edda vorlesen. Ehe Edda sie abgeschrieben hat, würdest du sie allein nicht ohne große Schwierigkeiten lesen können.“

„Und was behandelt dieser erste Teil?"

„Allgemeines über die historische Entwicklung der Religionsauffassung und des Religionsunterrichts an Universitäten und Schulen zu katholischer und protestantischer Zeit. Die Jetztzeit natürlich vor allem. Zunächst ganz objektiv. Erst im darauffolgenden Abschnitt sollen die traditionellen Fehler des Systems nachgewiesen werden. Und der dritte Teil bringt schließlich Vorschläge zur Besserung, ja den Versuch. ein System oder mehrere — für die verschiedenen Arten der Schulen — zu entwerfen. Dies letzte wird mir am schwersten werden; denn aus mir selber heraus bin ich nichts weniger als Systematiker. Aber so wertvoll persönliche, theoretische Anregungen auch im Einzelfall sein mögen, bei Dingen, die in erster Linie auf ein Großes und Ganzes, auf eine oder mehrere Organisationen wirken sollen, ist die Fixierung und Zusammenfassung einzelner Punkte zu einem System unvermeidlich, ja, durchaus notwendig."

„Ich verstehe das gut," sagte Hilde lebhaft. „Nur kann ich nicht begreifen, daß ein einzelner eine so umfassende Arbeit allein machen kann. Gerade bei den wichtigen und oft sehr fein differenzierten Einzelfragen, die hierbei in Betracht kommen werden, gebraucht man doch Austausch, kann man sich doch auf die persönlichen, möglicherweise nur zufälligen Erfahrungen seines Einzellebens nicht allein verlassen — ich meine, man bedarf dazu sowohl Anregung wie Einfluß von außen!"

Martin Gerald lächelte über ihre Lebhaftigkeit.

Gleichzeitig lag in seinem Lächeln aber Freude über ihr großes und aufrichtiges Interesse.

„Ich gebe dir im allgemeinen durchaus recht," sagte er. „Nur in jedem besonderen Falle liegt die Sache wieder anders. Sieh — ein Werk wie dieses — das ist doch keins, das von heute auf morgen entsteht. Der Keim dazu ist einmal empfangen worden in einer längst vergangenen geweihten Stunde vor Jahren. Nun ist es in einem wie das Kind in der Mutter; es regt sich und wächst und lebt, lange, ehe es ans Tageslicht tritt. Tausend Einflüsse und Ideen hat es in sich aufgenommen, aufgesogen, verwoben; tausend Anregungen sind dazu gekommen in den Jahren, teils von außen, teils von innen. Meine Amtszeit mit ihren persönlichen Erfahrungen, Zweifeln und Schwierigkeiten, die Religionsstunden, die ich früher einmal empfangen hatte, und die ich dann selber gab, zu geben versuchte — auch der Verkehr mit Menschen, vor allem die Klärung der eigenen Gedanken im Austausch mit einem sehr ähnlich fühlenden, aber schon viel reifer und tiefer denkenden Freunde, meinem einzigen Freunde, der leider vor zwei Jahren starb — all das hat das Werk in mir so weit gefördert, daß ich jetzt den Mut habe, es aus mir selbst heraus ans Licht zu bringen."

„Wer war dein Freund?" fragte Hilde. „War er hier in der Stadt?"

„Ja. Er war der Prediger der freireligiösen Gemeinde. Als ich noch im Amte war, verdachte man es mir von vielen Seiten, daß ich mit ihm verkehrte,

ihn meinen Freund nannte. Denn wenn man als Prediger hier auch noch so liberal sein darf, man muß sich doch Christ nennen und auch nur zu Christen halten. Der Buchstabe tötet hier wie überall. Mein Freund hatte den Mut, allein zu stehen. Er war wie ich, allen Vereinigungen und Parteiorganisationen abhold; er ist wie ich erst glücklich geworden, als man ihn nicht mehr Herr ‚Pastor' nannte, nicht mehr unter den anderen allen etikettieren und einordnen konnte. Wir beide aber waren uns sehr nah. Mit ihm habe ich vieles, was ich jetzt ausarbeiten will, schon durchdacht und durchgesprochen. Er war viel mehr Praktiker als ich. Als er starb — sehr plötzlich, er war kaum krank gewesen — habe ich mit mir gekämpft, ob ich nicht an seine Stelle treten sollte. Seine Gemeinde wollte mich. Aber ich — ich wollte keine Gemeinde. So oder so, es wäre wieder das gleiche unselige Gebundensein, der gleiche Druck der Unfreiheit gewesen. Ich tat es also nicht, und der, der an seine Stelle trat — er kam aus der Schweiz —, blieb mir ein fremder und ferner Mensch. Es ist so, als wollte das Leben mich zwingen, allein zu bleiben. Meine Bücher werden wohl gelesen, auswärts mehr, aber auch hier. Doch meine Freunde, die, die mich lieben und mir helfen könnten, sind in der Welt zerstreut, nicht hier. Die Frauen würde ich haben können, viele Frauen aus meiner früheren Gemeinde; sie halten noch immer viel von mir, und manche ginge gewiß durch Wasser und Feuer für mich. Aber sie können

mir nichts nützen. Es fehlt bei ihnen die wissenschaftliche Grundlage, die doch da sein muß, um für die Ausarbeitung einer solchen Sache wirkliches Verständnis zu haben. Der gute Wille allein tut's nicht. Zeitweise habe ich mit einigen Lehrern und Lehrerinnen zusammengearbeitet, und in manchen Punkten haben die mich gefördert. Schließlich gab es doch Zwiespalte und kleinliches Hängen an Nebensächlichkeiten. Mir war immer, als ginge darüber die große, heilige Hauptsache verloren. Und zuletzt war ich zufrieden, als ich wieder allein arbeitete."

„Ich kann das wohl verstehen," sagte Hilde. „Versprichst du dir nun von deinem Werk, daß es hier oder anderswo Freunde findet unter den Mächtigen auf diesem Gebiet, solche Freunde, die daraufhin eine durchgreifende Änderung veranlassen?"

Er lächelte sehr ernst.

„Du bist eine Frau," sagte er, „also eine in erster Linie aufs Praktische gerichtete Natur. Du willst den greifbaren Nutzen sofort vor Augen sehen, die Früchte womöglich pflücken, noch ehe du den Samen gesät hast —."

„Nein, bitte! Verzeih, daß ich dich unterbreche. Das will ich durchaus nicht. Ich will nur überhaupt keinen Samen säen, wenn ich nicht vorher weiß oder mir so gut wie bestimmt sagen kann: er wird nicht nutzlos verschwendet; er wird aufgehen und Frucht bringen!"

„Kind, wer von uns kann das bei seinen Hand-

lungen so genau voraussagen? Wer von uns richtet denn seine Taten im Leben einzig und allein ein in dem Gedanken: Wieviel werde ich damit erreichen, ausrichten, wirken?"

„Ich!" rief Hilde lebhaft. „Ich möchte wenigstens handeln nach diesem und nur nach diesem Prinzip. Ich kann auch nur eine solche Handlungsweise verstehen und anerkennen. Wenn ich bis jetzt noch so weit, so beschämend weit zurück bin auf diesem Wege, so ist das nur, weil mir die Hände gebunden sind —!"

Er war aufgestanden, sah herab in ihre schönen, flammenden Augen und lächelte.

„Es ist etwas Kostbares um solche einfache, einheitliche Anschauung aller Dinge," sagte er. „Ihr Frauen wißt gar nicht, was für einen Schatz ihr daran habt."

Sie verstand ihn nicht, und sein Lächeln schien ihr überlegen; es verwirrte und ärgerte sie. Und noch mehr verwirrte sie gleichzeitig die wunderbar tiefe Schönheit seiner Augen.

Auch sie stand auf.

„Ich weiß nicht, was du meinst, noch wie du darauf gekommen bist," sagte sie. „Nur daß du ganz und gar vom Thema abgewichen bist, das weiß ich."

„Verzeih — ja," sagte er wieder ernst werdend. „Ich bin der Schuldige. Vielleicht kannst du mich in dieser einen Beziehung nicht verstehen; ich verlange das auch gar nicht von dir. Es ist dies: daß es Triebfedern im Menschen gibt, nach denen er sein

Tun und Lassen einrichten muß, direkt muß, die mit dem praktischen Erfolge wenig oder gar nichts zu tun haben."

„Gewiß verstehe ich das," sagte sie schnell. „Ich bin wirklich nicht so einseitig, wie du annimmst. Bei der ganzen Art deiner Arbeit, bei allen deinen bisherigen Büchern will ich es gelten lassen, uneingeschränkt. Aber bei diesem jetzigen Werk, das, wie du selbst sagtest, ein System, also durchaus positive und praktische Vorschläge enthalten soll, bei dem ist es etwas anderes. Es läuft auf direkte, lebendige Wirkung hinaus. Wozu wäre es denn sonst da?"

„Vielleicht nur zur Anregung und zum Weiterbauen für andere," sagte er ernst. „Vielleicht auch nur zu einer Befreiung für mich selbst —."

„Nein, nein," fiel sie ein, „glaub das nicht, Martin — dann kommst du auf einen verkehrten Weg —."

Und plötzlich brach sie erschrocken ab. Was gab ihr, die ihn so wenig kannte, das Recht, so zu ihm zu sprechen? Kannte sie ihn denn wirklich erst so wenig? Kannte sie ihn in Wahrheit nicht schon lange und gut?"

„Ich muß dein Werk kennen lernen; eher kann ich kein Urteil haben," sagte sie ruhiger. „Wirst du es uns bald vorlesen?"

„Ja, ich will heute abend damit beginnen. Edda freut sich auch schon darauf."

— Freut sich darauf! Was für ein sonderbarer Ausdruck! — dachte Hilde.

Dann trat sie noch einmal zum Fenster und nahm das hübsche, eigenartige Altstadtbild mit ihren Augen und mit ihrer Seele auf. Es hatte etwas Liebes und Trauliches und gleichzeitig Beruhigendes.

Als sie sich Martin zuwendete, hatte er sich schon zur Arbeit niedergesetzt. Er blickte nur noch einmal flüchtig auf und nickte ihr zu, während sie an ihm vorüberging. Dann vertiefte er sich wieder in sein Manuskript.

Im Hinausgehen hafteten ihre Blicke noch auf seinem vorgebeugten Kopf, auf seinem ergrauenden Haar.

— Was hat er doch für köstliches Haar; man möchte es berühren und streicheln — mußte sie denken.

Leise und schnell ging sie hinaus, um Edda ein wenig bei der Hausarbeit zu helfen.

5.

Es kamen seltsam schöne Tage — Tage, an deren jedem Hilde mit dem Gefühl erwachte: Es ist eine Lust zu leben! Es ist eine Lust, verstanden und liebgehabt zu werden, und eine Lust, helfen, arbeiten zu dürfen, die brachliegenden Kräfte seines Geistes und seiner Seele in den Dienst einer großen, ernsten Sache stellen zu dürfen!

Das hatte ihr immer gefehlt in ihrem bisherigen Leben. Danach hatte sie sich gesehnt — bald bewußt, bald unbewußt in Jahren. Wohl war ihr Vater ein

kluger Mann mit lebhaftem Geist und vielen Interessen. Wohl hatte er ihr und ihrer Mutter manche Anregung gegeben. Und doch — es war nicht das, was sie suchte, so wenig es das gewesen war, was ihre Mutter gesucht hatte. Sie und die Mutter, sie hatten dem Vater eigentlich immer beide gegenübergestanden — nicht feindlich, nein, nur innerlich fremd, von ihm nicht verstanden. Und nicht deshalb war diese Fremdheit und dieser Mangel an Verständnis gewesen, weil Mutter und Tochter unbedeutend und interesselos waren — nein, er war aus genau gegenteiligen Gründen entsprungen. Der Professor gehörte zu denjenigen Männern, für die die geistige Veranlagung der Frau nun einmal notorisch inferior ist, und die auch nur inferior veranlagte Frauen schätzen, lieben und gelten lassen. Diese bequeme Art von Frauen hat hingebend und empfänglich alle Geistesgaben aufzunehmen, die der überlegene Mann für sie gut und geeignet hält und ihr zuzuwenden die Gewogenheit hat. In dieser seiner Theorie ging er so weit, daß seine nach innen gerichteten Augen dem wirklichen Leben gegenüber blind blieben. Seine Frau war nämlich durchaus Persönlichkeit gewesen — nicht nur seelisch, das gestattete er ja gern — sondern auch auf geistigem Gebiete. Und das wollte er nicht sehen oder nicht zugeben, weil es ihm unbequem war, und so ignorierte er es einfach. Sein Interesse für das Griechentum hatte sie durchaus geteilt und mit der rührendsten Mühe versucht, das, was ihr an der Grundlage fehlte,

zu ergänzen und nachzuholen. Daneben aber hatte ihr scharfer und expansiver Geist sich auf noch ganz andere Gebiete ausgedehnt — Gebiete, die seiner Einseitigkeit fern lagen, mit denen er sich in konventioneller Weise ohne Schwierigkeiten abzufinden verstand, und die ihm an ihr höchst unbequem waren, ohne daß er imstande gewesen wäre, sie zu unterdrücken. Diese Interessen liefen in religiös-philosophischer Richtung. Sie nahmen mit ihrer dauernden Kränklichkeit zu, ja, sie fanden in der Krankheit vielleicht zum Teil ihre Erklärung. In dem Streben nach Verinnerlichung, das die leidende Frau in ihren letzten Lebensjahren beseelte, war sie wie so viele dazu gekommen, ein altes, für sie haltlos und hinfällig gewordenes Weltbild und Religionssystem allmählich hinzugeben für ein in moderner Zeit entstandenes, ja noch im Entstehen und Wandeln begriffenes. Und ihre Tochter, die gerade diese Seite der seelischen Veranlagung von der Mutter geerbt hatte, war auf demselben Wege mit ihr gegangen, und das hatte in den letzten Leidensjahren das Band zwischen Mutter und Tochter so unlösbar fest geknüpft. Damals, als sie sich noch hatten, schien ihnen beiden ein Dritter fast überflüssig, und in ihrer sie beide so ganz erfüllenden Liebe hatten sie die Fremdheit und relative Verständnislosigkeit des Vaters verhältnismäßig wenig empfunden. Erst als die Mutter von ihnen gegangen war, ward es Hilden klar, wie groß der innerliche Abstand zwischen ihr und dem Vater geworden, wie einsam sie nun beide waren.

Der Professor hatte weniger darunter gelitten; ja, es war ihm nicht einmal völlig zum Bewußtsein gekommen. Die Krankheitsjahre seiner Frau hatten ihn schon daran gewöhnt, an ihre Gesellschaft wenig Ansprüche mehr zu stellen. Und von seinen eigenen, ihm groß und wichtig wie die Welt erscheinenden Ideen innerlich völlig hingenommen, waren ihm die Interessen der Frauen erst recht inferior und nebensächlich gewesen. Und als Hilde ihm nach dem Tode der Mutter nun allein und gleichsam frei — ledig von all den lieben und schweren Pflichten, die seit Jahren ihr Leben ausgefüllt hatten — gegenüberstand, eine der Mutter ähnliche, ernste und geschlossene Persönlichkeit — — da verfolgte er instinktiv dieselbe Taktik, die er einst ihrer Mutter gegenüber angewandt hatte, und die heute, da er ein alter und durch Anerkennung verwöhnter Mann war, wohl etwas verzeihlicher war als damals: er ignorierte das, was an ihr Persönlichkeit war. Er selber war lebhaften Geistes und durch ein langes Leben hindurch gewöhnt, zu dozieren, das heißt widerspruchslos angehört zu werden, zudem durch die Bedeutung, die er allmählich in den Augen seiner Mitmenschen erlangt hatte, ein wenig eitel gemacht. Er nahm sich selbst ungeheuer wichtig und betrachtete sich durchaus als einen Mittelpunkt, nicht allein für sich — daran wäre ja nichts anzutasten; das tut jeder, und zwar mit Berechtigung — sondern auch für andere. Und in diesem letzteren ging er wie die meisten alten Leute, die vom Leben verwöhnt worden sind, zu weit.

Hilde hatte ihren Vater wohl lieb. Aber sie hätte sich schon oft wünschen mögen, etwas weniger scharfen, kritischen Verstand zu haben, um diese seine Menschlichkeiten nicht so haargenau durchschauen zu müssen, und um ihm die Bewunderung und Anerkennung zollen zu können, die er von allen anderen gewohnt war — und am meisten von sich selbst. Aber gerade, weil sie dieses letztere so häufig fühlte, war es ihr unmöglich. Sie war nun einmal kritisch veranlagt und stellte hohe Ansprüche an sich und andere. Sie war gewohnt, ihr Leben zu leben, ihre Pflicht auf sich zu nehmen, ihre Kämpfe still und tapfer zu durchfechten, ohne irgendwie Wesens darum zu machen. Eitelkeit und Wichtignehmen ihrer eigenen Person lag ihr so fern, wie es ihrer stillen, bescheidenen Mutter gelegen hatte. Sie konnte aber auch über dergleichen Untugenden schwer hinweg, selbst wenn sie sie bei nahen und lieben Menschen sah.

Und so war sie dem Vater gegenüber still geworden — stiller als es ihrer Natur eigentlich entsprach, eben weil seine Einseitigkeit und sein wie sein gutes Recht sich ergebender Egoismus, mit denen er lediglich von seinen Dingen sprach, einen wirklichen Austausch für sie unmöglich machten. Wäre sie eine jener weichen, fügsamen und schmiegsamen Weibnaturen gewesen, die im immerwährenden demütigen Empfangen aufgehen und auf eigenes Leben und Sich-Entwickeln keinen Anspruch machen, sie hätte in diesem Leben ganz zufrieden und ausgefüllt sein können. Es war

aber neben der tiefen Trauer um die Mutter auch dies, daß sie zu sehr Mensch für sich, ausgeprägte Persönlichkeit war, die kein Verständnis und keine Würdigung fand, was sie in der letzten Zeit daheim so schwer leiden und entbehren ließ. —

Hier in dieser Umgebung war das mit einem Schlage anders geworden. Die Interessen dieser Menschen waren so ganz die ihrigen, und ihr Innerstes kam zu Worte und kam zu Anerkennung.

Martin Geralds Gedankenarbeit, der sie seit Jahren im stillen mit ihren Gedanken sehnsuchtsvoll gefolgt war — hier wurde sie von Tag zu Tag mehr zu der ihrigen. Mehr noch — sie hatte Gelegenheit, etwas von sich selbst, von ihrem inneren Reichtum, zu geben. Seit die Mutter tot war, hatte sie niemanden mehr gehabt, der danach fragte, der es fühlte und sie fühlen ließ, daß in ihr etwas Köstliches und Wertvolles schlummerte, mit dem sie imstande war, zu schenken, ja zu verschwenden.

Es kam auch hier erst allmählich, daß Martin Gerald das erkannte. Er war nach dem Tode seines Freundes fest überzeugt gewesen, daß er fortan in seinem Besten, seiner Arbeit allein sein müsse, daß ihm diese Einsamkeit direkt bestimmt sei. Edda, sein treuer, tapferer kleiner Kamerad, war ihm viel, nahm ihm ja alles Unangenehme, Langweilige und Aufreibende ab, tat es unermüdlich selbst für ihn mit nie versagender Bereitwilligkeit und Ausdauer. Sie ersparte ihm den Sekretär und die Schreibmaschine. Von ihrer

gleichmäßigen, schülerhaft genauen Schrift kopiert, konnten seine Manuskripte direkt in den Druck wandern. Ihre ganze freie Zeit hatte sie so aufopfernd in seinen Dienst gestellt, wie sie überhaupt für sich vom Leben nichts verlangte, als ihm helfen, ihn mit der Tat unterstützen und ihm von fühlbarem Nutzen sein zu können. Sie hatte eben jene weibliche Art der Empfänglichkeit und des Verständnisses, die sich selber ganz vergißt, auflöst und hineinverwebt und verlebt in die Ideenwelt des Mannes, jenes Aufgehen in ihm und seinen Gedanken, das dem Manne die beste Gewähr dafür bietet, daß seine Bäume in den Herzen der Menschen Wurzel schlagen und Frucht bringen werden.

Hilde war eine andere Natur — eine unabhängige und eigene, fast eine männliche an Geist. Schön und seltsam war's, wie sie sich gab, wie das, was sie selber in leiser Scheu noch zurückhalten wollte, durch ihr starkes und lange eingeschnürtes Temperament getrieben, ihm doch uneingedämmt entgegenströmte. In dieser elementaren Art, in diesem Instinktiven und Intuitiven war sie wiederum ganz Weib.

Martin war vorsichtig — ja, fast mißtrauisch. Leise und bedachtsam suchte er sie zurückzuschieben anfänglich — — vergebens. Die Stunden, in denen er ihr und Edda den Anfang seines Werkes vorlas, und in denen Hilde, völlig hingenommen und hineingelebt in seine Gedankenwelt, ihm im wunderbarsten Verstehen dessen, was er gewollt, doch aus dem Reichtum ihrer Seele heraus eine solche Fülle neuer Anregungen

eigensten Lebens schenkte, machten es ihm zur Gewißheit, daß er sie brauchte bei seiner Arbeit, daß im Durchdenken und Austauschen mit ihr das noch Dunkle ihm hell und das Unklare klar werden würde. Und als er die Einleitung zu Ende vorgelesen hatte, kam's ihm wie ein Seufzer der Befreiung:

„So, Hilde — morgen wird weitergearbeitet! Aber du mußt dabei helfen!" — — — —

Und so half sie ihm fortan, half ihm, arbeitete mit ihm jeden Tag viele Stunden lang und oft bis in die Nacht hinein.

Anfangs hatte Edda oft dabeigesessen und, während die beiden den zweiten Teil des Werkes durcharbeiteten, den ersten abgeschrieben. Aber das fortwährende lebhafte Sprechen hatte sie, zumal es sie interessierte, zu sehr gestört und abgelenkt. Sie hatte es bald vorgezogen, am Damenschreibtisch ihres Salons weiterzuarbeiten und die beiden anderen in Ruhe sich selbst zu überlassen.

Es war herrlich, wie sie sich ergänzten. Martin trug das vorhandene Material genau und gewissenhaft zusammen. Und Hilde gab aus ihren eigenen Gedanken und Erfahrungen das hinzu, was den objektiven Tatsachen immer wieder die persönliche Note gab. Da, wo sie alle beide, zwei Menschen von verschiedenem Geschlecht, verschiedener Erziehung und Lebensführung, innerlich zu genau den gleichen Resultaten gekommen waren, fanden sie den Mut, diese Resultate zu verallgemeinern, sie sozusagen festzulegen.

Immer wieder wehrte er sich gegen das allzu Persönliche ihrer Auffassung.

„Du hast mich selber erst davor gewarnt, auf den Erfahrungen eines einzelnen Lebens fußend, ein altes System zu verwerfen und ein neues aufzubauen," sagte er. „Und nun bist du es, die wieder und wieder dazu treibt."

„Nein, bitte," sagte sie, „es stehen hier Erfahrungen aus zwei Leben nebeneinander oder meinetwegen einander gegenüber als etwas Persönliches und Lebendiges — dazu auf der anderen Seite die vorhandenen Bücher, die von den Erfahrungen anderer aus früherer und späterer Zeit berichten. Sie brauchen wir als die Beweise für das historisch Gewordene. Sie sorgen für die notwendige Objektivität und wissenschaftliche Genauigkeit. An uns oder meinetwegen an mir ist es aber, dieser durch frische Subjektivität ein Gegengewicht zu halten, damit das Werk Blut und Leben bekommt. Gewisse Dinge kann man tatsächlich doch nur aus seinen persönlichen Erfahrungen heraus beurteilen — und du weißt es ja und gibst es selbst uneingeschränkt zu, daß ich die so gut habe wie du."

Das tat er. Er hatte einen ernsten und tiefen Respekt vor dem Ernst und der Tiefe ihres Gefühls und ihrer Auffassungen auf diesem Gebiet. Wunderbar und schön zugleich war's, wie ähnlich ihre beiderseitige Entwicklung in manchen Punkten gewesen war. Beide hatten sie durch Ererbung, mehr als durch Erziehung, eine stark innerliche und religiöse Veranlagung, ein

Suchen und Sehnen in der Seele getragen, schon von Kindheit auf. Beide hatten sie den religiösen Einflüssen der Schule die Tore ihrer Seele zunächst weit geöffnet — und beide hatten sie sich an den gleichen Seltsamkeiten, die man ihnen in der Schule zumutete, geärgert und gestoßen. Der grausame und launenhafte Gott der Juden, der mit Feuer und Schwert und allen erdenklichen Plagen sein auserwähltes Volk heimsuchte, das war kein Gott, zu dem ein Kind beten und „lieber Vater" sagen konnte. Der den Abraham zwang, ihm seinen einzigen, mit tausend Verheißungen gesegneten Sohn zu opfern und erst im letzten Augenblick die übermenschliche Prüfung durch eine willkürliche Handlung beendete und überflüssig machte, das war doch kein „lieber Gott"! Dann die ersten Zweifel, die begannen beim Nachdenken des selber in der körperlichen Entwicklung begriffenen Kindes über die übernatürliche Geburt Jesu, die Wunder und den ganzen erklügelten und der naiven Seele fremden und unsympathischen Apparat von Sünde, Heilsplan, Glaube und Gnade! Welche Kämpfe, welche Leiden hatten ihre Seelen nicht durchgemacht, ehe sie so weit waren, einzusehen, daß alle diese Dinge nebensächlich, ja mehr noch, überflüssig und widersinnig waren, daß Jesus selber ihnen keinerlei Wert beimaß, und daß die übertriebene Wertschätzung, die sie späterhin erfuhren, eben nur daher resultierte, daß man ja nicht die Lehre Jesu, sondern das Christentum Pauli nachher zur Hauptsache, zur Staatsreligion gemacht hatte.

Wie eine Offenbarung und ein Markstein auf ihrem Wege hatte später in ihnen allen beiden Lessings Nathan, das Evangelium der Toleranz, dagestanden. Die Fabel von den drei Ringen hatte sie zum Nachdenken darüber gebracht, welche ungeheure Überhebung darin lag, seinen Glauben als den rechten und einzigen zu bezeichnen. Damals war's Hilde klar geworden, mit welchem Entzücken sie, ihres Vaters Tochter, einst in die Mythologie der Griechenwelt, soweit der Vater auf der einen und die Schule auf der anderen Seite sie ihr zugänglich gemacht, eingedrungen war, und wie sie sich als Kind der immer wieder aufsteigenden Frage oft geschämt und sie als etwas Sündhaftes zu unterdrücken gesucht hatte: Warum können wir heutzutage eigentlich nicht mehr zu diesen schönen, heiteren Göttern beten? Warum soll der alte schreckliche, grausame Gott der Juden noch immer für uns der einzig richtige sein? — Niemand hatte ihr Antwort gegeben, und ängstlich, weil seinen Zorn und seine Rache fürchtend, hatte sie wiederum die Hände gefaltet: Lieber Gott, verzeih mir die Sünde. Ich bete ja auch natürlich nur zu dir. —

Über die Gestalt Jesu war sie später niemals hinweggekommen. Und nachdem sie in eigenen schweren Kämpfen und Zweifeln und schließlich im Austausch mit der Mutter gelernt hatte, ihn als Menschen zu nehmen und zu verstehen, ließ sie ihn nicht wieder aus ihren Gedanken und aus ihrem Herzen. Sie konnte getrost kritische Bücher lesen, die ihn aller Glorie ent-

kleideten und ihn selber schließlich in eine Idee oder Zeitströmung auflösten — er blieb ihr lieb und nah und lebendig, so wenig es ihr jemals einfiel, zu ihm zu beten. Diese tiefe und persönliche Liebe zu Jesu hatte sie dazu getrieben, als in ihr selbst das Gebäude des Kirchenglaubens schon im Verfall war, sich noch am Unterricht in der Sonntagsschule zu beteiligen in der Hoffnung, den Kindern dort die geliebte Gestalt Jesu näher bringen zu können. Aber sie hatte es erfahren müssen, daß diese ihre persönliche, reine Absicht nichts galt und nichts erreichen konnte gegenüber dem dort herrschenden System, das sie zwang, die ihr selbst unverständlichsten, ja wertlos und widersinnig erscheinenden Geschichten des Alten Testaments den Kindern einzuprägen. Ihre Ehrlichkeit und ihr Gewissen hatten sich dagegen aufgelehnt. Man soll Kindern das Beste geben und nicht so törichtes und unverdauliches Zeug. Und seitdem war sie der Kirche, die solches gutheißt, mehr und mehr entfremdet.

Martin Gerald war auf anderem Wege zum gleichen Resultat gelangt. Die Schule, die Universitätszeit — was an persönlichem tiefreligiösen Leben in ihm war, sträubte sich gegen das herrschende System, ja gegen jeden, auch den geringsten Zwang. Wie er sich und andere in den früher erschienenen Büchern schon mehr und mehr befreit hatte, so sollte das jetzige in engerem und konkreterem Sinne eine Befreiung werden. Es brachte neue Vorschläge zur Abänderung eines alten, überlebten Systems.

„Wir haben alle einmal Religion lernen sollen,“ so sagte er in der Einleitung. „Auf unserem Stundenplan in der Schule stand jahrelang als vorgeschriebenes Lehrfach zwei Stunden in der Woche ‚Religion‘. Was das bedeutete, das wußten wir nicht. Denken konnte man sich nichts dabei; man konnte tatsächlich lange keinen Begriff mit dem Worte verbinden. Und sobald man so weit ist, daß man den Begriff des Wortes faßt, muß man doch sagen: welch ein Unsinn, Religion zu lehren, welch ein Unding, eine Unmöglichkeit! Man hat uns mit übertriebener Gründlichkeit die Geschichte der Religion gelehrt, das heißt die Geschichte einer einzelnen Religion, der israelitisch-christlichen. Und man hat uns dabei glauben gemacht, daß das schlechthin die Religion wäre — nur deshalb, weil sie bei uns im Laufe der Zeit zur legitimierten Staatsreligion geworden ist. Man hat ihr dadurch eine gar zu große Ehre angetan. Man sollte einsehen, daß auch sie nur ein Glied in der Kette der großen weltumfassenden Religionsentwicklung ist. Ihre Geschichte sollten unsere Kinder lernen — aber mit der Objektivität, mit der man gerechterweise versucht, den übrigen Geschichtsunterricht zu gestalten — und neben derjenigen der uns zunächst liegenden christlichen Religion mit der gleichen oder wenigstens annähernd der gleichen Gründlichkeit die Geschichte der anderen hochentwickelten Religionen — so die des Buddha und des Konfuzius. Die Lehren der Ethik werden aus diesen Erzählungen oft mindestens so klar und selbst-

verständlich resultieren wie aus vielen des Alten und Neuen Testaments. Religion aber — das Wort in seinem eigentlichsten Begriff — bedeutet heut wie immer das Suchen der Seele nach Gott, das innerlichste, persönlichste Verhältnis des Menschen zu dem Überirdischen oder zu dem Allumfassenden, Göttlichen. Das kann kein Mensch einen anderen lehren. Nur leise, unendlich zart und vorsichtig kann er versuchen, vorhandene Keime und Triebe dazu im Herzen der Kinder durch Anregung und Beispiel zum Weiterwachsen zu bringen. Aus ihnen heraus und nicht aus anorganisch ihnen aufgepfropften Fremdstoffen soll er versuchen, weiterzubauen. Er braucht nicht zu befürchten, daß diese Keime zu klein und zu schwach oder vielleicht gar nicht vorhanden sein werden. Sie sind da als ein Teil in der elementarsten Veranlagung des Menschen. Ja, ohne Erziehung und Vererbung, die für das heutige Geschlecht starke Faktoren bilden, würden sie meiner Überzeugung nach dennoch da sein, fast so elementar wie auf physischem Gebiete die Triebe der Selbsterhaltung und der Erhaltung der Gattung. Könnte man den Menschen von heute, den Kindern, die heute geboren werden, die Welt entgöttern, ihnen jede Kunde von Gott und Religion vorenthalten — in einem halben Jahrhundert schon würden ringsum neue Tempel stehen, in denen sie ihre neuen, selbstgefundenen Götter anbeteten. Ewige Wahrheit liegt in dem Goethewort:

‚In unseres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den Ewig-Ungenannten.
Wir heißen's Frommsein!' —

6.

Tage und Wochen gingen so dahin in beglückender Arbeit. Nur wenn Martin mit der exakten Wissenschaft, mit nach Hildes Gefühl sprödem und abstraktem Material beschäftigt war, gebrauchte er sie nicht, und diese Stunden verbrachte sie mit Edda. Auch sie gestalteten sich schön und warm und reich — erquicklich auch gerade im Gegensatz zu jenen der scharfen, oft angestrengten geistigen Arbeit. Kamen doch in ihnen andere Interessen zu Worte, kleine, feine, zarte Frauen- und Mädchengedanken, so wie sie Eddas Natur meist noch mehr als der Hildes entsprangen. Und dies war immer wieder das Schönste: daß sie sich nah waren und blieben, wie sie es immer gewesen, daß nichts, aber auch absolut nichts Fremdes und Störendes in all den Jahren sich trennend zwischen sie geschoben hatte.

Eigentlich nur Sonntags waren sie zu Dreien. Dann wanderten sie in den Frühling, wanderten weit hinaus aus der engen, alten Stadt, aus dem Bannkreis der Vorstädte und letzten Häuser — stundenweit übers freie, flache Land, über Wiesen und Deiche,

durch stille, halb verschlafene Dörfer, durch blühende Einsamkeiten. So genossen sie den Frühling, die Baumblüte, das ganze köstliche Erwachen der Natur. Sie sprachen dann wie auf Verabredung nichts von der ernsten, schweren geistigen Arbeit der Alltage. Sie sprachen nur von der Sonne und den Vögeln, dem Himmel, dem Fluß und den Wiesen. Oder sie schwiegen auch wohl alle drei in stillem, glücklichen Genießen. Sie gingen manchmal alle drei Hand in Hand wie Kinder — und die Art ihres Genießens an diesen Sonnentagen hatte auch etwas von Kinderart; so unendlich rein, einfach und natürlich waren ihre Gefühle und Gespräche dabei.

Hildes Seele war ruhig und wunschlos geworden. Sie konnte mit diesem Manne zusammenarbeiten, seine Seele der ihren nah und offen fühlen, ohne im Herzen Unrast und Sehnsucht zu empfinden. Es war, als wenn seine Gegenwart ihr Wesen vergeistigt hätte. Sie dachte niemals in dieser ganzen Zeit an den Martin Gerald, der ihr vor Jahren Sinn und Blut erregt hatte. Sie sah ihn an der Seite der anderen, ohne Eifersucht zu empfinden. Er hielt Edda im Arm und suchte Hilde mit seinen Augen; dann wußte sie, daß sie ihm so viel war, wie sie ihm sein konnte und durfte, und damit gab sie sich zufrieden. Nicht ein einziges Mal gewahrte sie, daß Martin und Edda einen Blick oder eine Zärtlichkeit wechselten von der Art, die einem Dritten den Wunsch eingibt, fern zu sein. Wenn sie sich vor Hildes Augen küßten, so

empfand sie immer jenes undefinierbare Etwas — sie selber nannte es Keuschheit — das sie am ersten Abend schon so unendlich wohltuend berührt hatte. —

Andere Menschen lernte Hilde in dieser Zeit kaum kennen; denn Geralds hatten seit dem Tode von Martins Freund fast gar keinen Verkehr. Daß er in der Stadt trotzdem sehr bekannt war, merkte Hilde daran, daß er auf der Straße viel angesehen und gegrüßt wurde. Hie und da suchten ihn auch Menschen auf — fast immer junge — in Zweifeln und Gewissensnöten; er konnte ruhig und eindringlich mit ihnen reden und versuchen, ihnen eine Weisung, nie eine Vorschrift mit auf den Weg zu geben. — Meist aber waren die drei ganz allein. Und um so reicher und wertvoller war ihr Umgang miteinander.

Wenn aus Italien und später aus der Schweiz die Briefe des Professors kamen mit den ausführlichen, farbenprächtigen Schilderungen seiner Eindrücke und Erlebnisse, so meinten Martin und Edda wohl, Hilde müsse bedauern, das alles hingegeben zu haben für die stille, arbeitsreiche Zeit bei ihnen. Sie aber trat dann wohl an eines der Fenster in Martins Arbeitszimmer, sah hinaus auf die verbauten malerischen Winkelgäßchen, auf den alten Turm mit der großen Uhr und lachte: „Sehe jeder, wie er's treibe! Ich glaube, ich habe diese Zeit nicht verloren. Ob ich aber anderweitig viel gewonnen hätte, das bezweifle ich." — — — — — — — — — — — — —

Nach sechs Wochen kehrte der Professor in die

Heimat zurück, und auch für Hilde hieß es nun, von den Freunden scheiden.

Es wurde beiden Teilen sehr schwer. Die gemeinsame Arbeit war noch lange nicht vollendet, mit so intensivem, fast fieberhaftem Fleiß Martin und Hilde in der letzten Zeit auch daran geschafft hatten. Je weiter sie kamen, desto größer und umfassender entfaltete sich der Stoff vor ihnen, je weitere Gebiete eröffneten sich ihnen, die sich wie von selber dem Werke einfügen wollten. Sie mußten einsehen, daß an eine Vollendung in der kurzen Zeit gar nicht zu denken war, und sie einigten sich schließlich dahin, daß sie versuchen wollten, auch fernerhin die Arbeit gemeinsam fortzusetzen, indem sie bestimmte, schon genau durchdachte und durchsprochene Teile für sich weiter ausarbeitete, ihm dann zusandte und sich brieflich mit ihm darüber austauschte, so gut es gehen wollte. Beide hatten sie den ehrlichsten Willen zu diesem Versuch und unterstützten einander auch eifrig in der Hoffnung, daß es gehen werde, so sehr sie es innerlich bezweifelten. —

Es war ein klarer, warmer Morgen, als sie voneinander Abschied nahmen, genau an derselben Stelle des Bahnhofs, an der sie sich vor sechs Wochen an dem stürmischen Abend zusammengefunden und begrüßt hatten.

Das Handgepäck hatte Martin bereits in das Coupé gelegt. Nun standen sie auf dem Bahnsteig vor der offenen Wagentür, Hilde zwischen Martin und Edda, die jedes eine Hand von ihr hielten.

Sie sprachen über das Naheliegendste, über den Abschied, die bevorstehende Trennung, die sie sich alle drei recht kurz wünschten, und die Möglichkeit eines Wiedersehens. — Und seltsam, Hilde war mit ihren Gedanken plötzlich nicht bei diesem Naheliegenden, obwohl sie mechanisch darüber mitredete. Sie mußte an etwas denken, das vier Jahre hinter ihr lag. Sie mußte urplötzlich an den Martin Gerald von vor vier Jahren denken, an den wunderbaren Frühlingsabend, den sie ihm dankte, und die darauf folgende schlaflose Nacht. Dieser Mann da neben ihr, den sie nun so ganz anders, so nah, so geistig und innerlich kannte, wie vorher wohl noch kaum einen Menschen — war das derselbe Martin Gerald?

Die Coupétüren wurden zugeschlagen. Edda schmiegte sich an Hilde und küßte sie innig.

„Komm wieder, Hilde,“ sagte sie.

Dann nahm Martin ihre Hand noch einmal und drückte sie stark. Seine Augen blickten tief und still in die Hildes. Er beugte sich nieder und küßte sie auf die Stirn.

„Komm wieder, Hilde.“

Und in dem Augenblick trieb ihr das Blut zum Herzen wie in jener Frühlingsnacht. Derselbe, genau derselbe heiße, selige Rausch wollte sie fassen — einen Moment nur. Dann hatte sie sich beherrscht und gewaltsam zusammengenommen und hatte instinktiv das getan, was sie jetzt tun mußte — sie hatte seine Hand losgelassen und war eingestiegen.

Sie suchte unwillkürlich Eddas Gesicht, in dem aber nicht die geringste Veränderung vorgegangen war. Noch einmal reichte die Freundin ihr die Hand herauf, während der Zug pfiff und sich in Bewegung setzte.

Lange, lange beugte sie sich noch winkend hinaus und sah lange, lange Martin und Edda noch stehen, kleiner und kleiner werden, winken und winken.

Als sie sich dann niedersetzte, fühlte sie eine seltsame, noch nie empfundene, süße Mattigkeit. Sie schloß die Augen. Da fühlte sie wunderbar deutlich auf ihrer Stirn noch einmal die kurze, innige Berührung seiner Lippen und hörte sein kurzes, inniges: „Komm wieder, Hilde."

7.

Es war am Abend desselben Tages. Die Kastanie vor Hilde Dehringers Fenster trug weiße, feierliche Blütenkerzen. Der ganze Garten stand in üppiger Frühblüte und war voll Duft und Klang.

Hilde lehnte traumverloren an ihrem Schreibtisch. Noch war's zu früh, zur Bahn zu gehen und ihren Vater abzuholen — wohl noch eine Stunde zu früh. Und doch war es ihr nicht möglich, vorher noch irgendetwas zu unternehmen. Noch lag in all ihren Gliedern jene schwere, süße Mattigkeit, die sie sonst nicht kannte, und der sie sich so seltsam still und träumerisch und widerstandslos hingeben mußte.

Das Bild auf dem Schreibtisch — wieder und wieder hielt sie's in der Hand, verglich es mit dem Bilde, das nun vor ihrer Seele stand, und murmelte leise vor sich hin: „Nein, nein, das bist du nicht."

Edda war ganz dieselbe geblieben, die sie auf diesem Bilde war, noch ganz das süße, weiche Kind von damals, ob auch ihre Augen hie und da einen ernsteren Ausdruck zeigen mochten als früher. Aber Martin — Martin war ein anderer geworden. Wunderbar! Einen anderen hatte Hilde Dehringer damals geliebt als den, der jetzt ihre Seele erfüllte. —

Sie trat auf den Balkon und sah den blühenden Garten in der Abendsonne liegen.

Nun klappte die Stackettür, und vom Eingang her näherten sich Schritte.

So verwachsen und verwuchert war der Garten in diesen Wochen, daß Hilde den Nahenden anfangs gar nicht erkennen konnte. Erst als er schon dicht am Hause war und den freien Platz unter der Kastanie überschritt, sah sie ihn deutlich: es war Adalbert Pundt.

Er trug einen großen, köstlichen Rosenstrauß wichtig und feierlich vor sich her, und einen Augenblick war er Hilden ganz ungemein lächerlich. Wie er so mit dem Riesenbouquet ankam, sah er nicht aus wie ein Verehrer und Bewerber? Ja gewiß — für jeden, der ihm auf diesem Wege begegnen mochte — nur nicht für Hilde Dehringer, die ihn besser kannte und wußte, daß dieser ganze herrliche Rosenaufwand nicht ihr, sondern ihrem Vater galt. Dennoch — in

dem Augenblick, als sie ihn erkannte — diesen Menschen, an den sie während der letztvergangenen Wochen kaum mit einem einzigen Gedanken gedacht hatte — kam etwas über sie wie eine freudige Rührung. Recht ungern war sie zurückgekehrt in das Haus, in dem ihr auf Schritt und Tritt die Mutter fehlte, in die fremde Stadt überhaupt, in der sie noch so gar nicht warm und heimisch war. Und nun zeigte sich in den ersten Stunden gleich ein Freund, einer, der sich um sie kümmerte, der sich vielleicht sogar über ihre Rückkehr freute, oder wenigstens doch über die ihres Vaters.

Es waren kaum alle diese Gedanken, die sie ja gar nicht so schnell aufeinander hätte folgen lassen können — es war vielmehr ein etwas von all diesen Gedanken vereinendes Gefühl, das sie veranlaßte, sich rasch über das Geländer des Balkons zu beugen und hinunterzurufen:

„Willkommen, Herr Doktor Pundt! Aber leider kommen Sie zu früh!“

Adalbert Pundt richtete seine Brillengläser nach oben und blinzelte mit seinen kurzsichtigen, mattblauen Augen. Aber er strahlte, als er Hilde erkannte.

„Willkommen, willkommen, gnädiges Fräulein! Ich komme nicht zu früh. Im Gegenteil, es ist mir eine freudige Überraschung, Sie schon begrüßen zu können. Ihr Herr Vater —“

„Kommt erst in einer Stunde.“

„Darf ich zu Ihnen hinaufkommen?“

„Bitte.“

Merkwürdig schnell ging das diesmal. Schon nach einer halben Minute hielt Hilde, die dem Besucher in ihrem Zimmer entgegengetreten war, den großen, köstlichen Rosenstrauß in der Hand, im stillen bedauernd, daß sie nicht drei Hände hatte; denn mindestens zwei wollte Doktor Adalbert Pundt ihr eine ganze Weile lang drücken, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß sie doch die Blumen noch gar nicht hatte hinlegen können.

Er erklärte ihr nun, daß er mehrmals Nachricht aus Italien und der Schweiz von ihrem Vater gehabt hätte, und daß er sich in den letzten Tagen mehrfach bei Emma, dem Dienstmädchen, nach der Rückkehr des Professors erkundigt hätte — immer nur nach seiner natürlich; denn daß sie mit ihm gereist sei, hatte er als selbstverständlich angenommen. Es wäre ja auch bei seiner letzten Anwesenheit hier davon gesprochen worden. Als er nun hörte, daß Vater und Tochter zwei ganz verschiedene Reisen gemacht hatten, er nach Süden, sie nach Norden, blickte er sie ganz verständnislos an.

— Du lieber Himmel, wie hat man es schwer, solcher braven, schwerfälligen Naivität und Kurzsichtigkeit gegenüber — dachte Hilde.

Und dann nahm sie sich einen Stuhl.

„Kommen Sie, nehmen Sie sich auch einen,“ sagte sie und stellte den ihren auf den Balkon. „Diese schöne Abendluft darf uns nicht entgehen.“

Als sie nebeneinander saßen, erzählte sie ihm, wo sie gewesen war.

Er war ehrlich erstaunt und konnte das schwer verbergen. Seine Gedanken waren viel bei ihr gewesen während dieser sechs Wochen, und immer hatten sie sie in Italien und der Schweiz gesucht, während sie in Wahrheit im lieben Vaterlande weilte — noch dazu in derjenigen Stadt, in der alle seine übrigen freien Gedanken, sofern sie sich nicht mit ihr beschäftigten, in der letzten Zeit gewesen waren. Er gebrauchte eine ganze Weile, ehe er das in seinem langsamen und gründlichen Sinn wirklich erfaßt hatte. Dann aber fiel er ihr urplötzlich mit ungewohnter Lebhaftigkeit in die Rede.

„Das hätt ich ahnen sollen, Fräulein Dehringer. Ich wäre ja in den Pfingstferien ohne Zweifel auch dahin gekommen. Ich war nämlich sowieso drauf und dran."

Nun war es an ihr, ihm in hellem Schreck verständnislos in die Augen zu starren.

„Oder aber," fuhr er mit einem lustigen und kindlichen Auflachen fort, „was hätten Sie gesagt, wenn Sie mir da mal ganz zufällig auf der Straße begegnet wären? Es hätte bei einem Haar sein können. Was würden Sie gesagt haben, gnädiges Fräulein?"

Sie blickte ihn finster an und schüttelte den Kopf. Sie liebte diese Art Rätsel durchaus nicht.

„Ich verstehe Sie nicht," sagte sie.

Er aber freute sich, daß sie nun einmal unbeholfen und verständnislos war. Mochte sie es doch auch einmal fühlen, wie das tut, was er ihr gegenüber öfter schon empfunden hatte.

Aber er quälte sie nicht lange. Abgesehen davon, daß er sie ja nicht eigentlich peinigen wollte, brannte es ihm selbst auch viel zu sehr auf der Seele, sie das wissen und an dem teilnehmen zu lassen, was ihn jetzt so stark bewegte.

„Also — von Michaelis ab komme ich dort ans Gymnasium. Ich hatte mich schon seit längerer Zeit von hier fortgemeldet. Sie erinnern sich vielleicht daran, daß ich einmal mit Ihnen über die Gründe sprach, weswegen ich mich hier nicht recht wohl fühlte. Ehe sich aber etwas entschieden hatte, wollte ich es überhaupt nicht aussprechen, daß ein Wechsel bevorstand. Und nun habe ich sogar das Glück, daß eine außerpreußische Stadt mich haben will — eine kleine Republik, in der doch, wie ich hoffe, ein freierer Geist herrscht als hier.“

Hilde hatte aufgehorcht, plötzlich so lebhaft interessiert, daß Adalbert Pundt ganz glücklich und ihr im Herzen tief dankbar war. Er hätte es selber gar nicht für möglich gehalten, daß sie so aufrichtigen Anteil an seinen Angelegenheiten nehmen würde.

„O, ich bin überzeugt, Sie werden diesen Tausch nicht zu bereuen haben,“ sagte sie. Und dann erzählte sie ihm mit einer ihm an ihr noch neuen und ihn eigentümlich entzückenden schönen Lebhaftigkeit von

den Eindrücken, die sie dort gewonnen, von dem freien Geiste, der durch die alte Stadt wehte, wie von der Schönheit und Originalität ihrer altertümlichen Bauten. Sie beschrieb ihm auch die Umgegend, den breiten Fluß und das flache Land als etwas eigenartig Schönes.

Er meinte, ihm würden dort die Berge fehlen, in deren unmittelbarer Nähe er aufgewachsen war. Sie aber wußte so viel andere landschaftliche Reize dafür aufzuzählen, daß in ihm eine lebhafte Sehnsucht nach den großen Ferien erwachte, in denen er Gelegenheit nehmen wollte, sich dort schon seine Wohnung zu suchen.

Eine Stunde verging ihnen beiden auf diese Art im Fluge. Als es Hilden einfiel, nach der Uhr zu sehen, war es die höchste Zeit, zum Bahnhof zu gehen und den Professor abzuholen.

Adalbert Pundt hatte bedeutende Fortschritte in einer leichteren Lebens- und Umgangskunst gemacht. Er fragte gar nicht einmal, ob es erlaubt wäre — wie selbstverständlich begleitete er Hilde Dehringer zum Bahnhof.

Und wer nachher die drei vom Bahnhof die Chaussee zu Fuß zurückwandern sah — des schönen Wetters wegen war der Professor für das Gehen gewesen — den alten Herrn inmitten der beiden jungen Menschen, lebhaft nach rechts und links sprechend und gestikulierend, der mochte wohl annehmen, daß die drei in den denkbar nächsten Familienbeziehungen zueinander ständen. —

Weder Hilde noch Adalbert Pundt kamen an diesem Abend dazu, noch irgendetwas Persönliches von sich mitzuteilen. Der Professor erfuhr weder von der begonnenen Arbeit seiner Tochter noch von dem bevorstehenden Wechsel im Leben seines jungen Freundes. Er redete und erzählte ganz allein — ununterbrochen.

Eine Weile hatte Hilde zugehört, zunächst aufrichtig interessiert, dann ernstlich bemüht, nicht abzuschweifen. Schließlich erging es ihr wie jedesmal: sie wurde müde, kämpfte so lange mit dem Gähnen, bis sie der Müdigkeit völlig Herr geworden war — und dachte nun ihre weitabschweifenden, stillen, eigenen Gedanken.

Adalbert Pundt heftete zwar seine kurzsichtigen blauen Augen in beharrlicher Stetigkeit auf das lebhaft bewegte Gesicht des alten Mannes. Es war aber ein Glück, daß die blitzenden Brillengläser es jetzt verbargen, daß auch ihr Besitzer mit seinen Gedanken abschweifte und bald da oben in dem hübschen freundlichen Mädchenzimmer, auf dem Balkon mit der sommerfrohen Aussicht oder aber in der fernen neuen Heimat weilte — daß diese seine Gedanken aber so oder so irgendeinen ganz intimen Zusammenhang mit der jungen Dame zu seiner Linken hatten.

Der riesige Rosenstrauß hatte dabei den ganzen Abend über auf dem Eßtisch gestanden — und allmählich ward es Adalbert Pundt immer schwerer und sonderbarer zumute von all dem Duft, der nun die

immer etwas dumpfe, eingeschlossene Luft des Eßzimmers erfüllte.

„Eigentlich — Hilde — warum haben wir an diesem köstlichen Abend nicht auf der Veranda gesessen?“ fragte der Professor zum Schluß lachend.

„Ja, Papa, ich weiß es selbst nicht. Emma hatte, während wir dich abholten, hier gedeckt — und nachher hast du so viel erzählt, daß niemand daran gedacht hat, hinauszugehen. Nicht wahr, Herr Doktor?“

Sie wandte ihm ihre Augen zu, die er instinktiv, sich selbst kaum bewußt, schon eine ganze Weile lang gesucht, was sie sehr wohl gefühlt hatte. Er nickte, ohne zu einer Antwort fähig zu sein. So heiß und seltsam glühte ihm das Glück auf in der Seele.

Er sah sie an mit einem langen Blick, in dem Dank lag und Vertrauen und noch mehr. Sie fühlte es in die Seele hinein in diesem Augenblick des Scheidens, dies, was in seinem Gesicht stand wie heiß gestammelte Worte: Du bist schön, so schön!

Nie, nicht ein einziges Mal hatte Martin Gerald sie so angesehen. — —

Doktor Pundt war gegangen, und Hilde sagte dem Vater gute Nacht.

„Morgen erzählst du weiter, nicht wahr, Papa?“ sagte sie.

Das tat ihm wohl, und er küßte sie und hatte einen Augenblick lang auch einen flüchtigen Gedanken für sie.

„Ja, liebes Herz, wenn du magst. Und — es

ist dir auch immer gut gegangen in der Zeit, ja? Du siehst wohl aus."

„Das bin ich auch, Papa."

„Das ist recht. So muß es sein. Morgen werde ich all die Bilder auspacken, die ich mitgebracht habe. Oder aber — ich kann es ja auch bis so lange noch lassen, daß Doktor Pundt wiederkommt. Also, das wäre —?"

„Wenn du ihm morgen früh eine Karte schreibst, so kommt er sicher morgen abend."

„So? Weißt du das so bestimmt?"

„Ja."

Sie drehte sich ein wenig ab, damit er ihr Lächeln nicht sah.

— Der Schuhprinz — mußte sie denken — sonderbare Welt!

„Er ist wirklich ein netter Mensch," sagte der Professor. „Dies warme Interesse, das der Mensch für mich hat!"

— Ach ja, für mich auch — dachte Hilde.

„Nun gute Nacht, Papa," sagte sie.

„Gute Nacht, Kind — — ja, ich werde ihm morgen gleich schreiben. Es ist das Richtigste. Später, wenn ich erst wieder in meinen Ausarbeitungen stecke, unterbleibt es zu leicht."

— Wenn das auch nicht wahr ist, schaden kann's ja nicht — dachte Hilde.

Sie ging hinauf und blieb lange noch auf im dunklen Zimmer.

— Heute morgen hat Martin Gerald mich geküßt und hat gesagt: Komm wieder, Hilde. Ja, Martin — wenn ich irgend kann, dann komm ich wieder — wenn ich es kann! Ach, ich möchte, ich möchte — — ich weiß nicht, was ich möchte. — — — — — — — — — — — — —

Adalbert Pundts Rosen waren alle an Draht befestigt gewesen. Am anderen Morgen hingen sie sämtlich traurig die Köpfe. Hilde warf die ganze Herrlichkeit lachend auf Emmas große Kehrichtschaufel und öffnete die Fenster des Eßzimmers weit, damit die Sonne hereinströmen konnte, um den moderigen Duft der verwelkten Blumen aufzusaugen.

8.

Von da an fühlte Hilde es, wie Adalbert Pundt in einer stillen, bescheidenen und beharrlichen Art um sie warb.

Sie fühlte es auf Schritt und Tritt.

Sie war gleichsam im Banne seiner stets sie suchenden und festhaltenden Gedanken, und sie fühlte sich oft gezwungen, wenn er fern war, ob sie wollte oder nicht, an ihn zu denken, ja, seine grenzenlos ergebenen und verehrungsvollen kurzsichtigen Augen vor sich zu sehen.

Sie wollte nicht mit ihm spielen — o, um alles in der Welt nicht. Dazu war sie ja eine viel zu

klare, ernste und ehrliche Natur. Sie wollte ja sagen, wenn er sie fragte, ob sie seine Frau werden möchte. Wenn sie es nur irgend konnte, wollte sie ja sagen.

Es erging ihr wunderbar mit ihm. Indem er, jede Gelegenheit suchend und wahrnehmend, in der er sich allein mit ihr unterhalten konnte, sich ihr mehr und mehr näherte, ihr mehr und mehr von seinem eigentlichsten Wesen mitteilte, wurde er ihr von Tag zu Tag sympathischer. Sie gewöhnte sich so an den Umgang mit ihm, daß er ihr fehlte, wenn er einmal ein paar Tage nicht kam. Ja, sie gewann ihn lieb im Sinne der Freundschaft, nicht darüber hinaus. Es beängstigte sie jedesmal, wenn sie im schnellen Aufleuchten seiner Augen, im ungeschickten und viel zu starken Druck seiner großen, knochigen Hände das sah und fühlte, was bei ihm darüber hinausging, gewaltsam zu der Art von Gefühl hindrängte, das sie nicht für ihn empfand und erwidern konnte.

Wunderbare Tage und Wochen wurden das. Staubige Hitze brütete draußen. Und drinnen bei herabgelassenen Vorhängen saß Hilde am Schreibtisch ihres halbdunklen Zimmers, Stunden und stundenlang vor- und nachmittags, saß mit aufgestütztem Arm, mit gefalteter Stirn, sann und sann und schrieb und schrieb — und vernichtete wieder, was sie geschrieben hatte, weil es ihr beim Durchlesen flach und wertlos erschien. O, wie schwer war's doch, allein weiterzuarbeiten ohne den lebendigen Austausch! Martin Gerald äußerte sich brieflich nur kurz und flau über

die einzelnen Ausarbeitungen, die sie ihm einsandte. Natürlich — auch er mußte das empfinden, daß diese Art Arbeit nur ein schlechter Ersatz war. Mit Adalbert Pundt über all das zu sprechen, war wenig förderlich. So ehrlich er sich auch bemühte, sich ihr zuliebe dafür zu interessieren — diese Dinge lagen seinem Ideenkreis eigentlich so fern wie dem des Professors: er war Stockphilologe.

Erst gegen Abend, wenn die Sonne nicht mehr ihr Fenster traf, pflegte Hilde die Vorhänge und beide Flügel der Balkontür zu öffnen, und berauschend strömte die rosenduftdurchschwängerte Sommerluft in ihr Zimmer.

Sie selbst ging ihren täglichen stillen Weg auf den Friedhof an das Grab der Mutter. Der ganze Friedhof war mit Rosen überschüttet, war voller Duft und Vogelgesang.

„Was soll ich tun, du Liebe?“ sagte Hilde leise an dem Grabe. „Sag mir — du weißt es, wie ich fühle; denn niemand hat mich je gekannt und verstanden wie du — ich fühle Kraft und Mut und Jugend. Ich möchte ein Leben haben, ein frisches und arbeitsames. Das, was ich in mir hab und ahne, möcht ich zum Licht bringen, verwirklichen können — so wie du es einst tatest. Ich möchte so gern ein Ganzes sein. Mir war, als wäre ich in dieser Zeit, seit ich dich nicht mehr habe, du meine Kraft und meine Liebe nicht mehr brauchst, etwas Halbes und Zerspaltenes nur gewesen. Und du wolltest mich so gern ganz und stark und glücklich wissen. Ich war

es, als ich mit Martin Gerald zusammen an seinem Werk schuf. Könnte ich es nicht wieder werden?" —

Daheim blickte sie wieder und wieder in das schöne Mädchenantlitz, das von der Wand über ihrem Schreibtisch mit ihren eigenen köstlichen Braunaugen zu ihr herablächelte.

„Hildegard Schoenbeck, Hildegard Krose," sagte sie zu dem Bilde, „du — du hast das auch gekonnt, hast dich selbst, dein persönliches Glück zum Opfer gebracht für eine Idee — für das, was du als Pflicht und Bestimmung in deinem Leben erkanntest. Und ich hab dein Blut in meinen Adern. Aber — ihr Frauen von damals — — ihr mit den zurechtgedrehten Löckchen und hochgeschnürten Taillen — ihr wart ja anders als wir!"

Und wieder kam die bange Angst über sie: Was will ich beginnen? Dem einen Mann muß ich mich verschreiben mit Leib und Leben — nur damit der andere meine Seele erhalten kann! Wird das nicht erst den unseligsten Zwiespalt in mein Leben bringen?

Die Tage waren heiß.

Oft war es, als ob das Blut in Hildes Adern kochte. Ein Übermut konnte sie überkommen, so daß sie tagelang nicht arbeiten konnte, sondern zu nichts anderem imstande war, als am Flügel zu sitzen und zu singen. Der Vater hatte es gern. Und wenn er es nicht hören wollte, so hörte er es merkwürdigerweise nicht. Er konnte sich so eingraben in seine Arbeit, daß er nichts von der Außenwelt wahrnahm.

Und Hilde spielte und sang ein Liebeslied nach dem anderen; sie berauschte sich förmlich daran. Es war aber eigentlich kein bestimmter Mann, an den sie dabei dachte. Wenigstens kamen ihr solche Gedanken nicht zum Bewußtsein. Es war vielmehr nur die lang zurückgehaltene Lebenslust und Liebessehnsucht, die also unaufhaltsam aus ihr herausbrach und herausjubelte in diesen Tagen:

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen. —

Doktor Pundt aber bekam nie ein einziges ihrer Lieder zu hören.

Sie ging mit ihm durch den Garten an warmen Abenden und atmete all den Duft und all die Schönheit ein, Seite an Seite mit ihm. Sie fühlte, daß es wohltat, verehrt, liebgehabt zu werden. Ja, dieses stille Werben tat ihr wohl. Und manchmal mußte sie, wenn sie neben ihm ging, die Augen schließen und denken: O, könnt ich mich einen Moment lang nur selbst glauben machen, du wärest Martin Gerald — könnt ich doch! könnt ich's doch! Ach, was hülfe es — dachte sie im nächsten Augenblick — wärest du Martin Gerald, so würdest du mich nicht liebhaben; du dürftest es ja einfach nicht. Du dürftest mich nicht ansehen mit Augen, die zu mir sagten: Wie bist du schön! Wie bist du gut! —

Es kamen schlaflose Nächte — Nächte, in denen sich ihr Inneres auflehnte gegen das, was sie von ihm verlangte, in denen Instinkt und Gefühl den Sieg

über alle Mächte des Verstandes davontrugen. Ihr Blut pulste schnell und stark durch all ihre Adern:

Tu's nicht, Hilde Dehringer, tu's nicht. Es ist ein Betrug, ein doppelter Betrug sogar. Du betrügst ihn und dich. Meinst du, daß du das so ohne weiteres kannst, dich verschenken, dich hingeben ohne Liebe? Tu's nicht — das Erwachen wird furchtbar sein! —

Tags grübelte sie über ihrer Arbeit, und nur der Verstand redete und nur diejenigen rein geistigen Seiten des Gemüts, die von Blut und Sinnen weit entfernt lagen.

— Es geht so nicht weiter — sagte sie sich ein über das andere Mal in heller Verzweiflung. Diese Art Arbeit ist ein Wahn, ein Unding, eine Unmöglichkeit. Der mündliche Austausch hat das Werk ursprünglich gestaltet und gefördert. Allein bin ich machtlos, weil mir die Schöpferkraft fehlt, die er mir im persönlichen Umgang so wundervoll übermittelte.

Und schließlich schrieb Martin selbst:

„Um ganz offen zu sein, Hilde, ich habe die Überzeugung, daß wir einen verkehrten Weg eingeschlagen haben. Ich kann mir so wenig wie Dir einen Vorwurf daraus machen, daß es so ist. Wir waren beide ehrlich überzeugt, daß es auf diese Weise gehen würde, und wir müssen nun eben beide einsehen, daß wir uns geirrt haben. Was in der letzten Zeit, seitdem Du von hier fort bist, entstanden ist, sowohl Deine wie meine Arbeit, erscheint mir, verglichen mit dem Anfang, geradezu minderwertig. Auch Edda ist

derselben Überzeugung. Wir bedauern beide unendlich, daß wir Dich nicht mehr hier haben. Es begreift ja auch wirklich mehr, als man in ein paar ärmlichen Worten ausdrücken kann, in sich, was für unser gemeinsames Werk auf diese Weise verloren geht. Gibt es denn keine Möglichkeit, Hilde, daß Du noch einmal auf einige Wochen zu uns kommen könntest? Hat Dein Vater für diesen Sommer schon einen auch für dich unumstößlichen Reiseplan gemacht? Könntest Du ihm nicht die Sache einmal vorstellen, so wie sie liegt? Oder soll ich es versuchen? Soll ich an ihn schreiben?"

Hier mußte Hilde beinah lachen.

— Ach, mein guter Papa, der von all diesen Dingen, die mich so tief bewegen, keine Ahnung hat! Was würden all solche Vorstellungen bei ihm nützen! Nein, nein, das ist der Weg nicht — es gibt nur einen, nur einen. Ich sehe ihn vor mir, und alles drängt mich darauf hin. Ich muß ihn gehen. Ja, ich will ihn auch gehen. Ich komme wieder, Martin. —

9.

Unerträglich heiß war es den ganzen Tag über gewesen. Die Sonne stach förmlich mit Nadeln. Jeder ihrer Strahlen schien eine Spitze zu haben, die sich den Menschen in die Haut bohren wollte.

Hilde Dehringer hatte nichts Schwarzes an ihrem Körper aushalten können. Sie hatte ein durchsichtig

dünnes, weißes Musselinkleid angezogen trotz der starken Mißbilligung des Vaters, der viel auf die äußere Form gab und fand, daß im ersten Jahre die tiefe Trauer noch ununterbrochen innegehalten werden müsse. Was sollten sonst die Menschen denken!

Gegen abend wurde die Hitze auch in den Zimmern so unerträglich, daß es Hilde unmöglich war, etwas zu tun, zu arbeiten oder zu lesen.

Sie lag schlaff und matt, halb entkleidet auf der Chaiselongue in ihrem Zimmer und spielte unbewußt von Zeit zu Zeit ein wenig mit ihren bloßen Armen, indem sie die Fingerspitzen bald schnell bald langsam über die straffe, glatte Haut der Oberarme gleiten ließ.

Doch auch das ward ihr schließlich zur Anstrengung. Sie lag, alle Glieder weit von sich streckend, still und völlig regungslos, nur schwer atmend unter dem Druck der schweren Luft, der auf ihrem Blute lag und es einengte und zusammenpreßte, so daß sie die unheimliche Empfindung hatte, als müßte das zusammengepreßte Blut unter dem unerträglichen Hochdruck sich plötzlich einen Ausweg suchen, die Haut sprengen und hie und da an den Schläfen, an den Armen oder an den Fingerspitzen herausspringen.

Plötzlich wurde es dunkel im Zimmer. Eine Stille war — so intensiv, so unendlich leer, wie sie sonst nur hin und wieder mitten in der Nacht eintritt. Dann kam eine momentane blendende Helle. Und dann geschah ein Brausen in der Luft, ein fernes und immer näher kommendes Grollen und Rollen, dann ein

Krachen, Fallen, Bersten, Splittern, ohrenzerreißend laut und nah. Und wieder grelle Blitze und erneute Donnerschläge.

Hilde saß aufgerichtet, herzklopfend und angstschweißüberlaufen, nicht wagend, sich vom Fleck zu bewegen. So grauenhaft nah und stark war das Gewitter.

Es ging aber in einer Viertelstunde vorüber. Noch eine Viertelstunde strömte der Regen bindfadenstark und schnurgerade hernieder. Dann kam die Sonne wieder durch und spiegelte sich in den Wasserlachen im Garten und schimmerte weiß und rötlich in den Spiegelflächen all der tausend großen, blanken Kastanienblätter.

In wenigen Minuten waren die Wege wieder rein. Hilde hatte ihre Balkontür weit geöffnet. Sie selber schritt im weißen Kleide durch den Garten und zum Friedhof.

Die Luft war herrlich frisch und beinah kalt. Der feuchte Duft der blühenden Büsche hatte etwas Köstliches und fast Herbes. Auch die Erde atmete und duftete Dank dem erlösenden Regen. Das ganze Himmelsgewölbe war eine einzige klingende Glocke. Niemand hätte die Lerchen heute abend zählen können. —

Als Hilde vom Grabe heimkehrte, war ein großer Friede in ihrer Seele.

Selbst das Automobil, das im schnellsten Rasen die Chaussee herunterjagte, gerade als sie aus dem Heckenweg trat, und das die reine Luft wieder mit

seinem abscheulichen Benzingeruch und mit einer, wenn auch nach dem Regen bescheideneren Staubwolke erfüllte, konnte ihre Stimmung heute nicht trüben.

Aber da — wer stürzte da mit klappernden Holzschuhen, hast du nicht gesehen, an ihr vorbei und mitten auf die Chaussee? Richtig, es war wieder der dreijährige Taugenichts.

„Töff töff! Töff töff!“ rief er glückselig und stand wieder mitten auf den Gleisen.

Und richtig, da kam auch wieder die Elektrische und bimmelte und bimmelte.

Der Junge rührte sich nicht vom Fleck. Er wollte wie immer den letzten Moment abwarten.

Hilde, die ihm nachgelaufen war, packte ihn am Arm und zog ihn zur Seite. Natürlich streckte er ihr die Zunge heraus.

„Geh weg, dumme Tante!“

Seine Augen waren blitzblau und hatten ganz lange, seidige, dunkle Wimpern. Es war ein hübsches, ein auffallend reizendes Kind.

Sie hielt ihn noch fest und sah ihn strafend und doch schon fast amüsiert an, wie er sich rangelte und strampelte, um von ihr loszukommen. Als er seinen einen Arm frei hatte, faßte sie ihn bei der anderen Hand. Und in diesem Augenblick, als sie seine kleine, schmutzige, widerstrebende Hand sich in ihren umklammernden Fingern bewegen fühlte, kam ihr eine seltsame und ganz unendlich weiche und süße Empfindung: so etwas Kleines und Weiches und doch

Kräftiges und Lebendiges, so eine Kinderhand in der ihrigen zu fühlen. Sie vergaß das, was sie ihm noch hatte als Mahnung auf den Weg geben wollen. Sie ließ ihn los und sah ihm nach und betrachtete ihre Hand, in der noch eben die kleine schmutzige, warme Kinderhand gelegen hatte. Daß so etwas doch so wunderbar, wunderbar lieb und süß sich anfühlt! Daß man's immer berühren und streicheln möchte und sich nicht davor ekelt, und wenn's auch noch so schmutzig ist! Und dann diese Augen! Groß und rein und blitzblau unter Wimpern, so lang, so unglaublich lang, wohl einen, nein, wohl zwei Zentimeter lang — unbeschreiblich entzückend!

Daß es doch so etwas Liebes und Gesegnetes auf der Welt gibt, und daß man's selbst haben, ja, sogar selbst erschaffen kann, wenn man nur will — bei Frauen wie Hilde Dehringer liegt's doch nur am Willen — ist nicht das die Erlösung von allem Übel, ja, vielleicht die Lösung von allen Lebensrätseln? Lohnt es sich denn überhaupt, sich zu quälen und zu vergrübeln und sich mit tausend Kompliziertheiten sein Leben gewaltsam zu erschweren? Es ist doch zum Lachen!

— Es ist doch zum Lachen! — dachte Hilde und lächelte vor sich hin, während sie durch den Garten und ins Haus schritt.

Im Flur kam ihr Emma entgegen.

„Fräulein Hilde, Herr Doktor Pundt ist da."

Emmas Gesichtsausdruck war dabei unergründlich.

Mit dem sicheren Instinkt alter Dienstboten hatte sie das ja längst beobachtet, geahnt, gewünscht, wovon Hilde ihr natürlich nie eine Silbe sagte. Aber Hilde kannte ihre Emma wohl.

Das Lächeln versteinerte auf Hildes Gesicht. Sie war absolut nicht darauf vorbereitet, ihn jetzt zu sehen. Sie hatte ihn überhaupt heute nicht erwartet, da er einen Schulausflug hatte machen wollen.

„Herr Professor war nicht zu Hause. Herr Doktor Pundt wartet oben in Fräulein Hildchens Zimmer,“ sagte Emma.

„Es ist gut, Emma.“ —

Schwer, langsam, zögernd, fast schleppend stieg die sonst so behende Hilde die Treppe hinauf, ihrem Schicksal entgegen.

Der letzte Gedanke, der sie vor einer Minute noch beseelt und beglückt hatte, kam ihr unterwegs wieder. Ein Kind hatte sie sich gewünscht, solange sie denken konnte, und immer intensiver, je mehr sie sich ihrer selbst, ihres eigensten Innersten bewußt war. Ja — aber doch kein Kind von Adalbert Pundt!

Weg mit all den verrückten Gedanken! Weit weg! Die letzten Stufen der Treppe lief sie wieder — schnell, immer schneller. Und mit festem Griff öffnete sie die Tür und trat hinein zu ihrem Schicksal.

Adalbert Pundt hatte auf dem Balkon gestanden, sie aber noch nicht gesehen. In dem Moment, als er das Öffnen der Zimmertür hörte, fuhr er zusammen und wandte sich nach ihr um.

Seine hagere, ziemlich große Gestalt mit den übermäßig abfallenden Schultern stand zwischen den Gardinen der Balkontür, als Hilde eintrat. Sein Gesicht war völlig im Schatten und erschien alt und fahl. Sie hatte einen Moment lang ein erschrockenes und fast abstoßendes Gefühl: Der Mann ist ja nicht mal gesund.

„Ich bin erstaunt, Herr Doktor," sagte sie in möglichst leichtem Ton, indem sie ihm flüchtig die Hand gab. „Ich glaubte Sie weit weg über den sieben Bergen bei den sieben Zwergen —."

Er lachte gewungen.

„Es wurde nichts draus, weil es den ganzen Nachmittag mit Gewitter drohte —."

Er brach ab und hatte jeglichen Faden verloren über dem Schauen, über dem Aufnehmen ihrer schönen, kräftigen Gestalt, die in voller Beleuchtung vor ihm stand in dem durchsichtig klaren, weißen Kleide, in dem er sie heute zum erstenmal sah.

„Jetzt ist die Luft so köstlich, so köstlich draußen," sagte sie und atmete schwer. „Aber hier drinnen ist es noch gar nicht abgekühlt. Hier liegt noch die schwüle Nachmittagsluft. Ich begreife nicht, wie ich vergessen konnte, die Gardinen auseinanderzuziehen."

Sie tat es jetzt.

Er stand dabei hinter ihr.

Sie fühlte seine Blicke auf ihrem Haar und ihrem bloßen Nacken — schließlich auf ihrem ganzen Körper. Sie begriff nicht, woher sie die Kraft nahm, dennoch

ruhig und vollständig beherrscht zu bleiben in ihren Bewegungen.

Sie wandte sich dann um und blieb an den Türrahmen gelehnt stehen, weil sie einer Stütze bedurfte. Nun lag ihr Gesicht für ihn im Schatten. Es war durchsichtig blaß. Groß und starr und bang blickten ihre Augen ihn an.

— Mach's kurz — baten ihre Augen. — Mach keine Floskeln und Redensarten weiter. Du hast sie nicht mehr nötig — Du kannst mich jetzt haben —.

Er war innerlich viel zu erregt, um diese Sprache noch zu verstehen. Für ihn bedurfte es dessen auch übrigens gar nicht mehr. Floskeln und Redensarten standen ihm in diesem Augenblick absolut nicht zu Gebote. Das eine einzige elementare Gefühl zu ihr trieb und beherrschte ihn, so daß er selber so willenlos war wie sie.

„Hilde," stammelte er und nahm ihre Hand, erst die eine, dann auch die andere.

„Hilde!"

Er berührte ihre Hände scheu und doch mit Inbrunst. In dieser scheuen Inbrunst lag etwas, was sie unbeschreiblich rührte.

Dennoch stand sie starr und regungslos. So regungslos und starr, als stünde das Herz ihr still.

Er zog ihre beiden Hände an seine Lippen und küßte sie beide vielemale.

„Ich habe Sie so lieb — so unaussprechlich lieb," kam es leise und unbeholfen.

Sie regte sich noch immer nicht, weder zur Abwehr noch zur Erwiderung seines Gefühls.

„Sagen Sie mir doch ein Wort, Hilde — nicht wahr, ich bin Ihnen nicht gleichgültig?"

Da riß sie ihre Hände los und preßte sie vor ihr Gesicht. Es war, als ob sie weinen wollte. Aber im nächsten Augenblick gab sie sich wieder in seine Hände und sagte leise:

„Nein, nein — ich bin Ihnen gut."

Nun umschlang er sie mit einem nur schlecht unterdrückten Jubelruf, wild, heiß, leidenschaftlich, so wie sie's nicht geahnt und für möglich gehalten hatte. Als sie seine Lippen auf den ihren fühlte, wollten ihr die Sinne schwinden. Sie fühlte sich wehrlos seiner Gewalt preisgegeben und brach mit einem leisen Stöhnen in seinen Armen zusammen.

„Hilde, Hilde, liebe Hilde," flüsterte er noch immer selig, leidenschaftlich. Aber sie hörte es nicht mehr. Ihre Augen waren geschlossen.

Er erschrak, umschlang sie ganz fest und trug sie mehr als daß er sie führte zur Chaiselongue. Als sie nebeneinander saßen, kam sie schnell wieder zu sich und wurde völlig Herrin aller ihrer Sinne.

Sein rechter Arm hielt sie umfangen, und seine linke Hand ruhte in ihrem Schoß.

„Du bist mir gut, Hilde — ja? Sag es mir noch mal, bitte, noch einmal."

Mit ihren beiden Händen hielt sie seine Linke in ihrem Schoß fest.

„Nein, nein,“ sagte sie sehr leise. „Ich will es nicht noch einmal sagen. Ich will es überhaupt nie wieder sagen, wenn Sie noch einmal, noch ein einziges Mal so wild sind. Sie müssen mir das versprechen — — ich — ich kann das nicht — ich ertrage es nicht — nie!“

Fassungslos, verständnislos sah er sie an. Da saß sie nun, saß umschlungen von seinem Arm, sagte ihm, daß sie ihm gut wäre, und verbot ihm im gleichen Augenblick, ihr dasselbe zu sagen in seiner Sprache. Er sollte sie haben können, ihr warmes, köstliches Leben sollte er in seinen Armen halten dürfen — und doch nicht haben und doch nicht halten! Nicht einmal küssen sollte er sie! Er fand keinen Ausweg aus all diesen Ungereimtheiten. Seine Erfahrungen auf dem Gebiete „Weib“ waren nur ganz gering. Er hatte einmal irgendwo gehört oder gelesen, daß die, die zuerst die sprödesten sind, nachher die heißesten werden. Aber ob das in jedem, zumal in diesem Falle Geltung hatte, das wußte er nicht.

Sie selber gab ihm eine Antwort, eine sehr sonderbare. Sie streichelte mit ihren beiden feinen, zierlichen Händen seine Linke.

„Sehen Sie — so dürfen Sie machen — und so und so“ —. Und dabei streichelte sie ihm leise auch das Haar und die Schläfen, wobei sie seine Brille ein wenig verschob.

Jede ihrer leisen, feinen, gleichsam seelischen Berührungen hatte etwas unendlich Wohltuendes, ja,

fast Beruhigendes für ihn. O, wenn sie nur gut zu ihm war! Alles wollte er für sie tun und lassen, was sie nur verlangte. Die Hände wollte er ihr unter die Füße breiten!

„Also, so darf ich machen," sagte er leise und ergeben und berührte ihre Hände, ihre Haare und Schläfen in derselben Weise, wie sie die seinen berührt hatte.

Aber sie hatte nicht bedacht, daß leise und zarte Gefühle nicht ohne weiteres übertragbar sind, und daß Berührungen in der Seele des Mannes meist andere Empfindungen auslösen als in der der Frau.

An ihren Schläfen unter dem krausen Gewirr ihrer braunen Haare war ihre Haut seidenweich wie Rosenblätter oder wie die Haut am Körper eines ganz kleinen Kindes.

Adalbert Pundts derbe Finger hatten noch niemals etwas so Entzückendes berührt. Eine tolle Seligkeit ließ ihn ihr Verbot wiederum vergessen — —

Diesmal behielt sie ihre Kraft und machte sich energisch los. Sie fühlte es plötzlich im Innern mit einer seltsamen Klarheit, daß es sich jetzt um Sein oder Nichtsein für sie handelte. Sie wußte, was sie wollte und was sie nicht wollte.

Sie stand plötzlich vor ihm und sah ihn sehr ernst an.

„Herr Doktor!"

Das Wort tat ihm weh von ihren Lippen. Er fuhr auf.

„Hilde —“.

„Wenn Sie mich nicht verstehen oder aber, wenn Sie nicht imstande sind, das in mir, was Sie vielleicht nicht ganz verstehen können, zu achten und zu schonen — so — so muß ich Sie bitten zu gehen —.“

Der Ausdruck seines Gesichts, dies unendlich Traurige, unendlich Ergebene hatte etwas unbeschreiblich Rührendes.

„Ich bitte Sie, sein Sie mir nur gut,“ bat er leise. „Ich will es gewiß nicht wieder tun — gewiß nicht eher, als Sie selbst es wollen —.“

Da legte sie ihre Rechte in seine ausgestreckten Hände und berührte scheu und ganz flüchtig mit ihren Lippen die seinen.

„Ich bin dir ja gut,“ sagte sie leise.

~~~~~~~~

10.

Der alte Schuhmacher Mathias Pundt war ein kleiner, gebückter, bescheiden und armselig aussehender Mann mit einer richtigen, echten Schusterphysiognomie, dem man seinen Stand schon auf zehn Schritte weit ansah. Sein Bart war grau und stoppelig, sein Haupthaar dürftig, die Augen aber groß, klar und tief.

Er gehörte zu den nachdenklichen, spintisierenden von seinen Standesgenossen. Ja, er war mit Bewußtsein und Willen in die Fußstapfen seines großen Kollegen, des Mystikers Jakob Böhme, getreten. Viel
~~~~~~~~

hatte er in einem langen, seßhaften Leben in sich hineingedacht, gegrübelt und gelesen.

Seine Frau hatte er früh verloren. Eine Haushälterin hatte für ihn und seine beiden Kinder gesorgt und war bei ihm geblieben, als die Kinder aus dem Hause kamen.

Adalberts ältere Schwester Karoline war früh in ein Stickereigeschäft eingetreten, hatte dort ihre Augen verdorben und ihre Jugendjahre über den mühsamen Handarbeiten verträumt und versessen. Dem Bruder an Gestalt und Gesichtszügen ähnlich, war sie niemals blühend und begehrenswert gewesen. Was an Weibempfinden und Liebesfähigkeit in ihr schlummern mochte, hatte nie jemand geweckt und entfacht. So war es allmählich verkümmert und eingetrocknet wie sie selber, die inzwischen eine steife, korrekte Person von annähernd vierzig Jahren, eine stille, fleißige, alte Jungfer geworden war.

Adalbert, ihr um sieben Jahre jüngerer Bruder, war ihr wie des Vaters Stolz. Nur daß sie es ihm nicht zeigte, wieviel sie auf ihn hielt, um ihn nicht gar zu eitel zu machen. Der Vater tat das zur Genüge. Wohl hatte auch er nur eine karge und trockene Art, das zu äußern. Seltsam spröde und scheu waren diese Menschen, überaus verschlossen und keusch, wo es sich um das Zeigen von Gefühlen handelte. Und doch — ganz konnte Mathias Pundt es nicht verleugnen, mit welcher ungeheuren Genugtuung es ihn erfüllte, daß sein Sohn all die Zukunftsträume, mit

denen er, der Vater, schon an seiner Wiege gestanden, wahrgemacht hatte, daß Adalbert ein gelehrter Doktor geworden war, der die Söhne der Reichen und Vornehmen unterrichtete, der mit den Herren vom Gericht und von der Verwaltung am Viertisch saß und bei tonangebenden Menschen — alle Oberlehrer erschienen dem alten Pundt tonangebend — in Gesellschaften eingeladen wurde.

All diese kleinen, äußerlichen Eitelkeiten spielten aber eigentlich gar keine Rolle, verglichen mit dem rührenden, inneren Anteilnehmen und Verstehen des Alten. Schon während Adalbert die höheren Klassen des Gymnasiums besuchte, hatte der Vater alles, was der Sohn ihm nur irgend zugänglich machte, gelesen, mit ihm getrieben. Bis in die Nächte hinein hatte er die Voßschen Übersetzungen Homers studiert, Geschichts- und Literaturbücher durchgearbeitet. Und später, als der Sohn auf der Universität war, hatte er dem Vater nie genug philosophische und historische Bücher, die er selber gebraucht hatte, schicken können. Wohl blieb manches von all dem unverdaut und zusammenhanglos in dem Alten liegen. Wohl konnte die völlig fehlende Grundlage durch alles dies nicht nachgeholt und ausgeglichen werden. Konnte der Alte doch nicht einmal ein richtiges Deutsch sprechen; stand er doch nach wie vor mit den Fällen, mit mir und mich auf bedenklichem Kriegsfuß. Dennoch hatte er einen Wissensfond in sich aufgenommen, der dem Sohne die größte Achtung abnötigte. Es bestand zwischen den beiden

eine wirkliche und tiefe Interessengemeinschaft, die ein starkes Band zwischen ihnen bildete — noch abgesehen von der natürlichen oder natürlich sein sollenden Liebe zwischen Vater und Sohn. Bei den Schuhmachersleuten herrschte überhaupt das denkbar glücklichste Familieneinvernehmen von frühauf. Der Vater hatte es nach dem Tode seiner Frau als eine Unmöglichkeit angesehen, sich wieder zu verheiraten, hatte aber die ernste Pflicht empfunden, den Kindern durch verdoppelte Liebe das zu ersetzen, was ihnen durch das frühe Hinscheiden der Mutter genommen war. Und es war ihm gelungen bei beiden. Karoline, die seit fast fünfundzwanzig Jahren nicht mehr im Elternhause wohnte, sondern bei der Besitzerin des Handarbeitsgeschäfts, die sie wie ihre eigene Tochter hielt, hatte noch nie einen Sonn- oder Feiertag vergehen lassen, an dem sie nicht beim Vater war, ihm vorlas oder mit ihm spazieren ging. Niemals gab es Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen, immer nur eitel Friede und Liebe. Und die Jahre waren dem alternden Mädchen, dessen Temperament ruhig, dessen Wünsche schwach waren, so dahingegangen, ohne daß sie selber mit Bewußtsein entbehrte und litt, ohne daß sie's merkte, wie sie ältlich wurde und verkümmerte.

Auch Adalbert hatte ein starker Zug immer wieder zum Vaterhause hingetrieben, obwohl sein Leben durch den Zwiespalt, der zwischen der engen, kleinbürgerlichen Schusterhäuslichkeit und den gebildeten Kreisen, in die sein Beruf ihn brachte, bestand, auf ihm wie

ein Druck lastete. Es war nicht allein, daß diesem Menschen die Kinderstube fehlte; es war noch etwas anderes, was ihm mangelte. Etwas mehr Rückgrat und Selbstvertrauen, etwas mehr Frische und Sicherheit im Auftreten hätte ihm helfen können, sich und andere über das Fehlende hinwegzusetzen. Er hatte es nicht, und er gewann es auch nicht. Er brachte es nicht fertig, überlegen zu lachen, wenn die jungen Damen der „Gesellschaft" nach seinen Stiefeln blickten, augenscheinlich, um Vergleiche anzustellen mit dem Firmenschild in der Berggasse. Er verleugnete seine Familie gewiß nie — im Gegenteil, seine Liebe zu seinem so rührend guten Vater war so groß, daß er im Herzen ebenso stolz auf diesen Vater war, wie dieser auf seinen Sohn. Aber er wußte seiner Liebe und seinem Stolz vor anderen nicht den richtigen leichten und freien Ausdruck zu geben; eben weil ihm vor anderen immer fast das Gedrückte des aus seiner Kaste geschiedenen geistigen Parvenüs anhaftete, wirkte sein Stolz leicht als aufdringlicher und unsympathischer Proletarierdünkel. Da es ihm an Freunden gebrach, die ihn in liebevoller und nicht verletzender Weise in dieser Beziehung etwas zurechtweisen konnten, da es ihm von Jugend auf an dem Verkehr mit feinsinnigen, gebildeten Frauen vollständig gefehlt hatte, war es gekommen, daß er ein steifer, wenig zugänglicher Mensch geworden war — ein Junggeselle, der alles, was er vom Familienleben brauchte, im Umgang mit Vater und Schwester fand, und der doch weder in der Kaste,

der er von Geburt aus, noch in der, der er von Berufswegen angehörte, völlig heimisch war.

Und diesen Menschen nun, den sie kannte und durchschaute in all seinen sympathischen und unsympathischen Eigenheiten, dessen Seele und dessen eigentümliche Verhältnisse klar vor ihr lagen wie Glas, wollte Hilde Dehringer heiraten. Hilde Dehringer, dieses feine, stolze, ja hochmütige Geschöpf, das auf die alte Kultur der väterlichen Familie und auf das blaue Blut, das von mütterlicher Seite her in ihren Adern floß, immer hohen Wert gelegt hatte — sie wollte sich mit diesem kleinen Schuster aus der Berggasse und mit seiner steifen, spießbürgerlichen Tochter so nah versippen.

Hilde Dehringer hatte immer ganz genau gewußt, was sie wollte — und so wußte sie auch diesmal sehr gut, was sie tat. Adalbert Pundt hatte sie ja keineswegs im unklaren über alle diese Dinge gelassen. Im Gegenteil, er hatte ihr ausführlich bis in Einzelheiten hinein alles erzählt. Und in dem Augenblick, da sie mit ihren Lippen — scheu und flüchtig zwar, aber doch aus eigenem Willen heraus die seinen berührte, da sie sich als seine verlobte Braut betrachtete, wußte sie es auch ganz genau, daß es jetzt galt: Dein Volk ist mein Volk, deine Familie ist meine Familie.

Und sie setzte das auch mit der größten Selbstverständlichkeit ihrem Vater gegenüber durch, mit dem Adalbert Pundt zunächst einen ziemlich schweren Stand hatte.

Der alte Professor fiel bei der Werbung seines jungen Freundes geradezu aus den Wolken. Nicht im Entferntesten hatte er, der ausschließlich mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen, dergleichen geahnt. Nichts hatte er beobachtet und sich anspinnen sehen. Und zunächst war es ihm — unbewußt allerdings — geradezu eine Enttäuschung, eine persönliche Beleidigung, daß dieser junge Mann nicht, wie er doch alle Ursache gehabt hatte zu glauben, lediglich aus Interesse und Teilnahme für ihn, den Alten, sondern aus Interesse für seine Tochter seit Wochen fast täglich ins Haus gekommen war.

Es währte eine ganze Weile, ehe Professor Dehringer sich so weit faßte, um Adalbert Pundt Rede und Antwort zu stehen. Und dann mußte er, der niemals Verlegene, Wortgewandte, doch wahrhaftig unendlich mühsam nach Worten, nach Ausdrücken suchen, die eine höfliche Form bildeten für den wenig schmeichelhaften Inhalt: Nimm es nicht übel — aber zwei Familien von so verschiedener gesellschaftlicher Schattierung tun unter den einmal bestehenden Verhältnissen wohl besser, sich nicht so nah zu liieren.

Adalbert Pundt hatte sich auf die Lippe gebissen und seine bittere Verletztheit tapfer heruntergekämpft. Und dann hatte er noch einmal gesprochen, unmittelbar aus dem Herzen heraus, so wie seine große und echte Liebe es ihm diktierte: von Hilde lassen, das könne er nicht. Da hatte der Professor sich schließlich gar nicht mehr zu helfen gewußt und hatte Hilde herunter=

bitten lassen. Und Hilde hatte sich ganz ruhig und einfach neben Adalbert Pundt gestellt und ihre Hand in die seine gelegt.

„Ja, Papa, wir gehören zusammen."

Was hätte dem alten Herrn nun Sträuben und langes Weigern geholfen? Wenn Hilde etwas wirklich wollte, so besaß sie wohl Charakter genug, es durchzuführen.

Und noch eins besaß sie, was sie jetzt gut gebrauchen konnte, und womit sie ihrem Verlobten in dieser Zeit unendlich wohltat: das aus der Vornehmheit des Herzens geborene Taktgefühl, sich ihm mit einer schönen Offenheit und ohne ein Atom von Hochmut zu geben — keinen, aber auch nicht den geringsten Stufen- und Klassenunterschied zwischen sich und seiner Familie mehr zu kennen.

Wenn er ihr für etwas in seinem Herzen den tiefsten und inbrünstigsten Dank zollte, so war es für dieses. So oft er sich in früheren Jahren vorgestellt hatte, daß er aus diesen oder jenen praktischen Gründen einmal eine Frau heimführen würde, die von Geburt her schon der Klasse angehörte, in die ihn erst sein Beruf gebracht hatte, so hatte er schon zu der bloßen Absicht jedesmal seinen Proletarierdünkel als Bundesgenossen heranrufen müssen. Er wollte es diesem Püppchen — an eine bestimmte hatte er niemals gedacht; aber irgendein Püppchen würde es ja schließlich wohl einmal sein — schon zeigen und klarmachen, daß Arbeit nicht schändet, und daß niemand es nötig

hat, seine einfache Herkunft zu verbergen — zumal nicht, wenn er auf seinen Vater stolzer sein kann als mancher Millionärssohn.

All dies war Hilde Dehringer gegenüber so ganz unangebracht, so vollständig überflüssig. Sein Proletarierdünkel fand keinen Platz, er schämte sich, ja, er verkroch sich vor ihr. Vor ihr gab es nichts für Adalbert Pundt als eine tiefe, heiße, scheue, dankbare Verehrung. Ja, er lernte dankbar und bescheiden sein, dankbar für jeden warmen Blick, für jeden Kuß. Es gab deren nicht viele. Es gab überhaupt, seitdem der Vater die Einwilligung zu der Verlobung gegeben hatte, nicht mehr so viele stille, ungestörte Stunden für Adalbert und Hilde wie vorher, als er noch um sie warb. Ja, diese Stunden hörten bald ganz auf; denn es kam eine Anstandsdame ins Haus.

11.

Diese Anstandsdame, die der Professor zu berufen für ganz unerläßlich hielt, war seine unvermählte Schwester Adelgunde Dehringer, die ihre Lebenstage seit Jahren in dem Damenstift zu Barsinghausen zuzubringen pflegte.

Adelgunde Dehringer, genannt Tante Gunny, hatte ihrer Schwägerin, Hildes Mutter, aus Gründen der Charakterverschiedenheit stets fern gestanden und hatte das kühle Empfinden, das sie gegen jene gehegt,

von vornherein auch auf die Tochter übertragen. Mit Recht und auf Gegenseitigkeit. Hilde war ihrer inneren wie äußeren Veranlagung nach ihrer Mutter durchaus ähnlich, und die etwas banale, flache, rein äußerliche Lebensauffassung Tante Gunnys war ihr so fremd und unsympathisch, wie sie es von jeher ihrer fein gebildeten und fein empfindenden Mutter gewesen war.

Tante Gunny besaß im höchsten Maße den Standesdünkel, von dem ihr Bruder und seine Tochter nur einen kleinen Teil hatten. In ihrer Jugend hatte sie einem Universitätsdozenten einen Korb gegeben, weil sie auf den Antrag eines adligen Rittergutsbesitzers spekulierte. Dieser nun war leider ausgeblieben, und da der einmal abgewiesene Dozent es sich nicht einfallen ließ, zum zweitenmal zu kommen, war Tante Gunny eine alte Jungfer geworden. Sie hatte sich mit leidlich gutem Mut in ihr Schicksal gefunden, war bei ihren Eltern geblieben bis zu deren Tode und hatte sich später mit dem, was sie von ihnen erbte, ein ganz bequemes und abwechslungsreiches Leben schaffen können. Seit ein paar Jahren erst war sie Stiftsfräulein, hatte viel Verkehr mit adligen Damen und erzählte denen so oft, daß sie nicht nur den bürgerlichen Privatdozenten, sondern auch den adligen Rittergutsbesitzer abgewiesen hätte, bis sie selber felsenfest daran glaubte.

Da Tante Gunny Dehringer ungemessene Zeit hatte und während längerer oder kürzerer Abwesenheit von ihrem Domizil lediglich die Sorge für ihre Blumen

und für ihren Piepvogel einem anderen alten Dämchen zu übergeben hatte, war sie leicht abkömmlich und erschien denn auch prompt auf den ersten Ruf ihres Bruders hin.

Der Professor hatte in seinem kurzen, ziemlich peremtorischen Schreiben nicht erklärt, weswegen er ihre Gegenwart so plötzlich wünschte, hatte nur eine „Familienangelegenheit“ flüchtig erwähnt — und nun brannte Tante Gunny natürlich vor Neugierde, um was es sich da handeln könne. Daß es so etwas sein müsse wie eine Werbung oder Verlobung, erschien ihr selbstverständlich.

Ihr Bruder, der sie von der Bahn abholte, ließ sie zunächst noch darüber im unklaren. Er sprach sehr lebhaft über dies und das, eigentlich recht nebensächliche Dinge. Er erzählte ihr von Italien und der Schweiz usw. — und Tante Gunny hörte gar nicht zu und dachte nur immerfort im stillen: Ich bin doch gespannt, worauf die Geschichte hinausläuft!

Im Hause angekommen, erfuhr sie es sofort nach der ersten, ziemlich kühlen Begrüßung mit Hilde.

„Tante Gunny, ich habe mich verlobt.“

Wenn Hilde erwartet hatte, nun einen Kuß oder einen Glückwunsch zu ernten, so hatte sie sich getäuscht.

Tante Gunny schoß zunächst mit der praktischen Frage heraus: „So? — Ist er denn was? Hat er denn was?“

„Er ist Oberlehrer und hat fürs erste 4500 Mark

Jahreseinkommen — Vermögen keins," sagte Hilde lächelnd.

„So so!" sagte Tante Gunny. „Na —."

In diesem „Na" lag eine Welt, lag Geringschätzung, Mitleid, alles mögliche andere noch, was man, wenn man von einer ziemlich ärmlichen Verlobung hört, wohl empfinden aber nicht äußern darf als gebildeter Mensch. Und Tante Gunny war sehr gebildet. Noch hätte sie auf keinen Fall etwas geäußert — behüte!

Das, was Hildes Bräutigam war und hatte, konnte ihr zwar herzlich wenig imponieren; es war nach ihrem Gefühl eine Partie auf der Grenze der Möglichkeit für ein Mädchen wie Hilde, gerade auf der Grenze — aber doch noch eben möglich. Nun, etwas anderes würde sich dieser wenig liebenswürdigen Hilde Dehringer, die, Gott mochte wissen aus welchem Grunde, den Kopf höher zu tragen liebte als andere Leute, auch wohl kaum im Leben geboten haben.

Gut also, das, was er war und hatte, ließ sie gelten. Nun aber die Familie! Das, was sein Vater war und hatte — um des Himmels willen! Sie hatte es sich ja sofort gedacht, daß die Sache noch einen Haken haben würde. Na, natürlich, da hatte man nun die Bescherung.

„Schuhmacher — soo," sagte Tante Gunny langsam und gedehnt. „Na ja — ihr müßt ja wissen, was ihr tut. Alt genug dazu bist du, Hilde."

Tante Gunny hatte Hildes Alter nie recht be-

halten können. Sie machte sie mit Vorliebe immer zwei bis drei Jahre älter, als sie in Wahrheit war.

„Ja, da hast du ganz recht; das glaube ich auch," sagte Hilde ruhig. „Und jetzt entschuldigt mich; ich habe noch einige häusliche Pflichten."

Damit ging sie hinaus und überließ ihren Vater den nun minder verdeckten Mißbilligungsäußerungen seiner Schwester.

Nun war übrigens der Professor ein fester und konsequenter Mann, der durchaus gewillt war, eine Sache, zu der er einmal sein Jawort gegeben hatte, mit allen Folgen auf sich zu nehmen. Er machte es Tante Gunny ohne Umschweife klar, daß er sie nicht dazu hierhergerufen habe, um eine unfertige Geschichte zu beraten und möglicherweise zu annullieren; vielmehr handelte es sich jetzt lediglich um die Fixierung äußerer Dinge, um den Termin der Veröffentlichung und sodann um den der Hochzeit, wie auch um die Anwesenheit einer Anstandsperson in einem Hause, in dem ein Brautpaar sich täglich sah.

Gerade diese letztere Pflicht nahm nun Tante Gunny sehr ernst. Noch völlig beherrscht und durchdrungen von den alten, engen Auffassungen über den guten Ton in diesen Beziehungen machte sie dem Brautpaar jedes, auch das kürzeste Alleinsein zur Unmöglichkeit. Ja, sie äußerte Hilde gegenüber die tiefsinnigsten Lebensweisheiten, weswegen das so sein müßte, und daß schon ihre selige Mama, Hildes Großmama, ganz und gar derselben Überzeugung gewesen

wäre. — Um Gottes willen, Kinder! — hatte die selige Großmama gesagt — ein Brautpaar allein, das ist die größte Verkehrtheit, die größte Gefahr! Wenn so zwei allein sind, was da alles passieren kann — dafür möchte ich in meinem Leben die Verantwortung nicht übernehmen!

Hilde hatte alle Mühe, vor Zorn und Scham ruhig und gelassen zu bleiben, wenn sie sich solche Dummheiten, die sie noch obendrein als Beleidigungen empfand, sagen lassen mußte.

Adalbert Pundt gegenüber zeigte Tante Gunny sich patronisierend und geradezu herablassend. Sie fand, daß niemand es so wie sie verstünde, ihm gegenüber den rechten Ton zu finden und ihm durch ein über jeden Tadel erhaben feines Benehmen zu zeigen, wie man es machen muß, und was er noch zu lernen hatte. Denn, daß er noch viel zu lernen hatte, das war ihr bei der ersten Bekanntschaft gleich klar geworden. Es war auch nur zu natürlich. Waren Adalbert Pundts Manieren an sich schon ein wenig hölzern und unbeholfen — der stark zur Schau getragenen Vornehmheit Tante Gunnys gegenüber fühlte er in erhöhtem Maße jene ihm selbst so peinliche Befangenheit, die er im Verkehr mit dem Professor und Hilde schon beinahe ganz verloren hatte.

Die Gegenwart Tante Gunnys hatte für ihn, so freundlich sie auch zu ihm war, etwas entschieden Bedrückendes. Er fühlte es nur zu deutlich, wie sie seine großen, unschönen, derb gebildeten Hände be-

obachtete, während er zulangte, wie sie konstatierte, wie er beim Fischessen die Gabel hielt, und ob er die Kartoffeln auch nicht mit dem Messer durchschnitt — in Schusterfamilien soll das an der Tagesordnung sein. Und obwohl er sich seit langem redlich bemüht hatte, die Unarten, die ihm etwa infolge des Mangels an Erziehung von früherher noch anhaften mochten, abzulegen — diese fühlbare Art des Beobachtens machte ihn geradezu nervös und unsicher.

Zudem beherrschte Tante Gunny jetzt sehr oft bei Tisch die Unterhaltung. Sie war mindestens ebenso lebhaft wie ihr Bruder, der Professor; nur daß ihre Welt eine so viel kleinere, ihr Interessenkreis ein so viel engerer war. Mit ganz besonderer Vorliebe erzählte sie von ihren vornehmen Bekanntschaften. Der adlige Rittergutsbesitzer, den sie einst im Mai beinah geheiratet hätte, sprang immer von Zeit zu Zeit durch das Gespräch. Auch von den Damen in Barsinghausen erzählte sie Wunderdinge. Freiin von und Gräfin von war jede zweite oder dritte ihrer Freundinnen — und deren Zahl war Legion — und da die Geschlechtsregister derer von Barsinghausen in diesem Kreise nicht in Gefahr standen, jemals genau nachgeprüft zu werden, kam es ihr auch durchaus nicht darauf an, ein bißchen zu lügen.

Hilde schämte sich für sie. Sie, die so zartfühlend über alles zu sprechen vermied, was Adalbert Pundt die gesellschaftliche Kluft zwischen seinen und ihren Kreisen empfinden lassen konnte, hatte ihm noch

nicht einmal erzählt, daß ihre Mutter von Geburt adlig gewesen. Und wenn sie jemals adliger Verwandter oder Bekannter erwähnte, so hatte sie das „von" bei ihrem Namen einfach weggelassen. Es kam doch wahrhaftig vor ihm nichts darauf an.

Wahrlich, es wurde ihr jetzt herzlich schwer, dem Vater zuliebe all das über sich und ihren Verlobten ergehen zu lassen. Wer weiß wie oft fühlte sie sich durch der Tante taktlose Art in seine Seele hinein verletzt. Sie selber hatte keine Waffe dagegen. War sie mit Tante Gunny allein, so sprach sie mit ihr über rein äußerliche und gewissermaßen geschäftliche Dinge, in denen sie sich leicht mit ihr einigen konnte, da die Tante einen ganz guten Blick fürs praktische Leben besaß. Wollte Tante Gunny dann jemals versuchen, irgendetwas über Adalbert Pundt zu äußern — mit Lob und Anerkennung fing sie immer an, um dann unfehlbar zum Kritisieren und Tadeln überzugehen — so wußte Hilde das durch eine ganz eigene Art völliger Abweisung jedesmal zu vereiteln. Grundsätzlich sprach sie mit Tante Gunny nicht über Adalbert.

Der Trauer wegen waren der Vater und Tante Gunny übereingekommen, die Veröffentlichung der Verlobung bis zum Ende der großen Ferien aufzuschieben. Die Ferienwochen wollte der Professor mit Schwester, Tochter und Schwiegersohn in einem nahen Gebirgsdorf verbringen. Bei der Rückkehr sollte die Publikation erfolgen und schon sechs Wochen darauf die Hochzeit — letztere so schnell deshalb, weil Adalbert Pundt Hilde

gern gleich mit in seine neue Heimat nehmen und die Herbstferien zur Hochzeitsreise benutzen wollte.

Hilde hatte sich zunächst mit all dem einverstanden erklärt. Da Tante Gunny ja doch so oder so im Hause verbleiben würde — ganz gleichgültig, ob die Verlobung veröffentlicht oder geheim gehalten wurde; denn „Brautpar ist Brautpaar", — so waren ihr alle Maßnahmen, die getroffen wurden, ziemlich gleichgültig. Daß die Brautzeit etwas Schönes war, konnte sie unter diesen Umständen allerdings nicht finden. Nachdem sie sich einmal entschlossen hatte, Adalbert Pundts Frau zu werden, war ihr auch die Geheimtuerei vor den Menschen — noch dazu vor den völlig fremden und gleichgültigen Menschen dieser fremden Stadt — lächerlich und lästig.

Zumal sie nun aufrichtiges Verlangen trug, ihren Schwiegervater und ihre Schwägerin, die selbstverständlich durch Adalbert von der Verlobung wußten, kennen zu lernen, litt sie schwer unter dem Verbot ihres Vaters, der davon vorderhand noch durchaus nichts wissen wollte und instinktiv oder auch bewußt mit deshalb die Veröffentlichung hinausschob, weil ihm eine möglichst geringe Berührung mit der Familie aus der Berggasse erwünscht war.

Martin und Edda Gerald waren die einzigen, die durch Hilde sofort von der Verlobung erfuhren. Hilde schrieb es an Edda — ein wenig humoristisch.

„Der Schuhprinz ist es nun wirklich geworden, Edda! Aber ich versichere Dir, daß mir selber die

ganze Sache schnell und überraschend gekommen ist. Damals, als ich bei Euch war, und Du mich mit ihm necktest, ist er mir wirklich noch beinah fremd gewesen. Und jetzt bin ich seine Braut und bin ihm sehr gut. Und wie herrlich, daß ich in ein paar Monaten in einer Stadt mit Euch sein werde! Ich denke, eine Oberlehrersgattin wird schon noch so viel Zeit erübrigen können, an dem begonnenen Werke weiter mitzuarbeiten, ohne ihren Mann und ihren Haushalt zu vernachlässigen. Wie bin ich froh, daß ich wieder die Möglichkeit zu meiner Arbeit finden werde!"

Sie schrieben ihr beide unendlich erfreut, warm und herzlich. Welch ein schönes Zusammenleben würde das werden! Wie gern und warm wollten sie auch Adalbert aufnehmen und als ihren Freund betrachten! Beim Wohnungssuchen wollten sie schon behilflich sein. Verschiedene Stadtgegenden brachte Edda in Vorschlag. Martin freute sich ganz unaussprechlich auf die Wiederaufnahme der gemeinsamen Arbeit. Er hätte schon ganz den Mut verloren gehabt, schrieb er, aber nun wollte er das Werk gern ein paar Monate ruhen lassen, um dann vereint mit ihr mit frischen Kräften dranzugehen.

Hilde war beim Empfang dieses Briefes ein paar Augenblicke lang wirklich glücklich.

— So weiß ich doch, warum ich es tue, sagte sie sich.

Oft wußte sie es nicht. Oft lebte sie in Zweifel

und Angst, hatte unruhige Tage und schlaflose Nächte.

Adalbert Pundt erschien ihr ferner, als er ihr je gewesen. Und die schönen Blumen und Bücher, die er ihr fast täglich mitbrachte und in Gegenwart des Vaters und der Tante mit einem Handkuß überreichte, konnten ihn ihr auch nicht näher bringen. Trafen sich hie und da ihre Augen einmal unbeobachtet, so sah sie, daß auch er darunter litt, sie jetzt so gar nicht mehr allein für sich haben zu dürfen. Welche rührende Liebe und Geduld bekundete er doch, daß er diese Zeit der qualvollsten und sinnlosesten Langenweile so tapfer und klaglos auf sich nahm, daß er so gleichmäßig in seinem Wesen blieb und mit einer so endlosen Ausdauer, ja sogar Liebenswürdigkeit die langatmigen, törichten Erzählungen Tante Gunnys allabendlich über sich ergehen ließ.

Im übrigen saß Hilde den lieben langen, heißen Sommertag über Handtücher und Bettleinen gebeugt und stickte mechanisch Buchstaben auf Buchstaben hinein.

Die Hitze hatte etwas Lähmendes. Wenn sie morgens aus unruhigem Halbschlummer erwachte, so war's, als wenn ihre Gedanken und Gefühle noch weiterschliefen. Gleichgültig sah sie die Tage dahinfließen, und gleichgültig ließ sie Tante Gunny darüber bestimmen, wieviel Hemden und Nachthemden sie als Frau eines mit 4500 Mark festem Gehalt angestellten Oberlehrers besitzen mußte.

12.

Als Tante Gunny vierzehn Tage lang in Professor Dehringers Haus als Anstandsdame geweilt und gewaltet hatte, überkam Hilde, die glückliche Braut, eine Wut und gleichzeitig ein Mut der Verzweiflung.

Sie stand eines Morgens nach einer größtenteils schlaflos verbrachten Nacht auf mit einem dumpfen Gefühl im Hinterkopfe, aber gleichzeitig mit einem Entschluß.

„So kann es nicht weitergehen. Darüber werde ich ja einfach verrückt! Heute noch muß etwas geschehen!“

Es geschah folgendes:

Gegen zwölf Uhr vormittags setzte Hilde sich ihren großen schwarzen Federhut, der ihr ganz vorzüglich stand, auf, nahm Handschuhe und Sonnenschirm, log Tante Gunny vor, sie sei zu einer Anprobe bei ihrer Schneiderin bestellt, und ging in die Berggasse zum alten Schuhmacher Mathias Pundt.

Sie kannte das Haus. Sie war in der letzten Zeit ein paarmal allein daran vorbeigegangen und hatte es mit liebevollem Interesse betrachtet. Es gefiel ihr sehr. Es erinnerte sie in seiner ganzen Art und auch in seiner Umgebung an die alten Baulichkeiten, auf die man von Martin Geralds Fenstern herabsah — und schon deswegen war es ihr lieb. Es war eins der wenigen in ihrer ursprünglichen Form erhaltenen

ältesten Häuser der Stadt, mit dem Giebel der Straße zugewandt. Aus den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts mochte es stammen. Zwei rechteckige, kleinscheibige Glaserker schmückten es zu ebener Erde rechts und links von der Haustür. Der eine bildete ein spärlich mit den Erzeugnissen von Meister Pundts Kunstfertigkeit ausgestattetes Schaufenster. Der andere war mit altmodischen, hochgerafften Gardinen verhangen, und die buntbemalten Blumentöpfe mit künstlichen Schiefblättern, die auf dem breiten, niedrigen Sims standen, ließen der Schuhmacherfamilie gute Stube ahnen. Außerdem war noch das große, köstliche Firmenschild mit dem eleganten, in der Fasson längst aus der Mode gekommenen englischen Stiefel da und mit der verschnörkelten Aufschrift: Mathias Pundt, Schuhmachermeister.

All das hatte Hilde schon mehrere Male genau betrachtet mit dem Gefühl einer seltsamen Rührung. Das Kleinbürgerliche in dieser alten und echten Form, das Malerische, Engverbaute hatte immer einen großen Reiz auf sie ausgeübt — hier natürlich einen um so stärkeren, als sie sich mit den Menschen, die hier hausten, innerlich verbunden fühlte.

Heute aber hatte Hilde bei dem Gang hierher noch einen ganz besonderen schönen und kühnen Plan, der sie im voraus froh und stolz machte.

Die enge Gasse war um diese Zeit fast menschenleer, da die meisten Leute bei der Mahlzeit waren. Hilde hatte bei ihrem Plane nicht daran gedacht, daß

die kleinen Leute zu früherer Tageszeit zu Mittag zu essen pflegen. Sie wurde erst mit einem gelinden Schreck daran erinnert, als ihr, sobald sie die nur angelehnte altersdunkle, wurmzerfressene Haustür aufgeklinkt hatte, ein starker, warmer Geruch von Bratwurst und Bohnen entgegenströmte.

Die geräumige Diele des alten Hauses diente im Sommer zugleich als Eßzimmer. In einer Ecke saßen an einem mit Wachstuch belegten runden Tisch die Bewohner, der Meister Mathias Pundt mit seiner alten Haushälterin und seinem Lehrjungen, bei der Mittagsmahlzeit.

Alle drei waren sie eben damit beschäftigt, sich Schalkartoffeln abzupellen. Sie hielten die Kartoffeln in den, obwohl vorher gewaschenen, doch jedenfalls nicht ganz sauberen Händen und häuften der Einfachheit halber die Schalen in der Mitte des Tisches zusammen — ohne Teller direkt auf das Wachstuch.

Hilde wäre am liebsten wieder umgekehrt. Es war ihr so unendlich peinlich, die Leute beim Essen zu stören. Aber nun sie einmal eingetreten und von ihnen bereits bemerkt worden war, konnte sie sich doch unmöglich ohne irgendein Wort zurückziehen. Sie faßte sich also einen gewaltig großen Mut und trat in die Nähe des Tisches.

„Guten Tag,“ sagte sie mit fester Stimme. „Ach, ich bitte vielmals um Entschuldigung, Herr Pundt. Ich hatte nicht bedacht, daß ich Sie beim Essen stören würde. Ich bin nämlich Hilde Dehringer. Sie werden

durch Ihren Sohn — durch Adalbert von mir wissen. Ich wollte so gern Adalberts Vater kennen lernen und ihm die Hand schütteln —."

Es war dazu eigentlich keine günstige Gelegenheit augenblicklich. Aber da Hilde es einmal gesagt hatte, mußte sie es doch auch tun. Sie streckte ihm also ihre Hand entgegen.

Der alte Pundt legte das Messer, das er kurz und ungeschickt angefaßt gehalten hatte, hin, rieb sich die Hand verlegen an seinem Schurz — eine Serviette gebrauchte er nicht bei Tisch — und reichte sie Hilde. Seine Augen musterten sie mit Unbehagen und einem gewissen Mißtrauen. Wenigstens erschien ihr das so.

„Es ist sehr liebenswürdig, Fräulein," sagte er dann bedächtig und mit stark provinzieller Aussprache, „daß Sie selber bei uns kommen. Ich danke Ihnen vielmals; es ist ja eine große Ehre für mich. Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Er machte, nachdem sie seine Hand losgelassen hatte, eine einladende Bewegung, sie solle sich setzen. Es war aber kein Stuhl in der Nähe. Die Haushälterin und der Lehrjunge, die beide auch zu essen aufgehört hatten, standen gleichzeitig auf, um einen herbeizuschaffen, und rannten in der Erregung und Verlegenheit gegeneinander.

Es war Hilden ein unsäglich peinliches Gefühl, diese Menschen durch ihr unerwartetes Erscheinen so zu derangieren.

Endlich saß sie und bedankte sich bei der Haushälterin und dem Lehrjungen.

„Ich bitte Sie sehr, sich nicht stören zu lassen,“ sagte sie dann schnell. „Nein, lassen Sie doch Ihre Kartoffeln nicht kalt werden. Ich weiß es, sie schmecken dann nicht halb so gut.“

Aber sie aßen doch nicht weiter. Nur der Lehrjunge stocherte in all seiner Verlegenheit mit der Gabel etwas im Essen herum.

Der Alte sah Hilde genau und ziemlich durchdringend an, sagte aber nichts. So mußte sie denn notgedrungen weitersprechen. So schwer hatte sie sich die Sache übrigens denn doch nicht gedacht.

„Ich kam nämlich auch mit der Absicht hierher, um Adalbert zu überraschen,“ sagte sie. „Er hat mir erzählt, daß er jeden Mittag auf dem Wege von der Schule zu seinem Mittagstisch hier vorspricht, um zu sehen, wie es geht. Ich dachte, es würde ihn freuen, wenn er mich hier träfe.“

„Das wird es ganz sicher.“

„Meinen Sie, daß er bald kommt?“

„Na ja — so um 'ne Viertelstunde.“

— O Gott — dachte Hilde — eine Viertelstunde noch — eine Viertelstunde! Wie soll die vergehen?

Sie erwog bei sich, ob sie nicht besser täte, während dieser Zeit spazieren zu gehen. Aber nun sie dem Vater ihre Absicht, seinen Sohn hier zu erwarten und zu überraschen, einmal mitgeteilt hatte, erschien es ihr unhöflich, ja beleidigend, jetzt fortzugehen.

„Ich bitte Sie sehr, sich inzwischen nicht beim Essen stören zu lassen," wiederholte sie noch einmal sehr herzlich. „Kalte Pellkartoffeln — das ist wirklich gar kein Genuß, ich weiß es, gar keiner."

Da aß der Alte endlich weiter, und Hilde sah sich nun in der Diele um, die in ihrer nur von zwei hinteren Fenstern kommenden düsteren Beleuchtung etwas Malerisch-Stimmungsvolles hatte.

Hilde sprach davon, wie gut ihr diese Diele gefalle.

Mathias Pundt sagte darauf nichts. Er war nicht gewohnt, beim Essen zu reden.

Die Minuten schlichen unendlich langsam, und immer noch aßen und schwiegen die drei. Der kleine Mann ißt langsam; das Essen ist ihm eine höchst wichtige, ernste und dazu angenehme Beschäftigung, die er instinktiv nach Möglichkeit ausdehnt.

Eine schöne, alte Kastenuhr stand zwischen zwei Türen auf der Diele. Sie schlug ein Viertel nach zwölf.

— Nun muß er doch endlich kommen — dachte Hilde.

Sie lechzte förmlich nach ihm als nach der Erlösung aus dieser peinvollen Situation. Der Gesprächsstoff war ihr ausgegangen.

Es vergingen noch acht Minuten, bis endlich die Haustür ging und Adalbert eintrat.

Sein Erstaunen, als er Hilde erkannte, war unbeschreiblich, war lächerlich und rührend zugleich.

„Du hier, du hier! Nein, das ist ja — das ist ja —.“

Er fand gar keine Worte weiter. Er war einfach überwältigt von seinem Gefühl. Er tat etwas, was er in Gegenwart des Professors und Tante Gunnys nie wagte; er schloß Hilde in seine Arme und küßte sie im Beisein seines alten Vaters, der Haushälterin und des Lehrjungen.

Sie machte sich lachend von ihm los.

„Ja — ich wollte dich überraschen. Aber eigentlich war's ein rechter Unsinn. Hier in die Mittagsmahlzeit hineinfallen, das wollte ich wirklich nicht.“

„Gar kein Unsinn war's! Lieb war's! Schön war's! Gelt, Vater, ist es nicht schön und lieb von ihr? Sieh sie doch an, Vater, was sagst du? — die ganze Hilde, ist sie nicht schön und lieb?“

Es strömte alles aus ihm heraus in der unmittelbarsten, wärmsten Natürlichkeit. Noch niemals meinte sie ihn so gesehen zu haben — und noch niemals hatte seine Liebe ihr so ans Herz gegriffen.

Der Alte hatte nun Messer und Gabel hingelegt, sich die Hände nochmals an seinem Schurz abgewischt und war aufgestanden. Ein kleiner, bescheidener, unansehnlicher Mann stand er vor der großen, schlanken Gestalt seiner Schwiegertochter. Doch seine Verlegenheit hatte er nun überwunden.

„Sie müssen das nun man öfter tun, Fräulein,“ sagte er. „Sie glauben gar nicht, was für eine Freude Sie mich damit bereiten.“ Und damit gab er

ihr nochmals die Hand. „Mein Sohn hat mir ja schon viel von Ihnen erzählt; das können Sie sich wohl denken.“

„Aber noch lange nicht genug,“ fiel Adalbert ein, „noch lange nicht genug.“

„Wenn du alles erzählen wolltest, dann bliebe für mich ja auch gar nichts mehr übrig,“ sagte sie. „Nun, ich komme gewiß bald wieder. Es gefällt mir hier zu gut in dem alten Hause, und ich will mir mal alles genau ansehen, wenn Sie erlauben.“

„Ja gewiß, gern,“ sagte der Alte. „Mein Sohn soll Ihnen alles zeigen. Das Haus ist schon über hundert Jahr in unserer Familie, und die Pundts waren immer Schuhmacher — Adalbert ist der erste, der aus der Art geschlagen ist — — was man so nennt. Er hat nie Schuhe machen können, nur kaputlaufen. Seine allerersten — die habe ich noch aufbewahrt. Die waren so haltbar, daß er sie nicht durchgekriegt hat, trotzdem daß er feste aufgetreten ist. Man bloß, daß er da herausgewachsen ist. Die sind noch zu gebrauchen. Die kann noch einer tragen und da herauswachsen.“

Der alte Pundt lachte, und Hilde freute sich über seine Beredsamkeit und lachte auch.

„Und dann muß ich auch all Ihre Bücher sehen, Herr Pundt. Adalbert hat mir erzählt, daß Sie so gern und so viel lesen. Das interessiert mich. Ich tue es auch.“

„Man wohl was anderes wie ich,“ meinte er. „Was ich lese, das sind keine Bücher für Damen.“

„O, ich liebe auch andere. Sie sollen sehen, wir werden uns in unserem Geschmack sehr gut verstehen. Aber heute muß ich adieu sagen. Zu Hause essen sie nun auch zu Mittag. Gehst du noch ein paar Schritte mit mir, Adalbert?“

Adalbert nickte.

Hilde gab dem Alten die Hand, dann auch der Haushälterin und sogar dem Lehrjungen. Das letztere bereute sie allerdings im Augenblick, da sie's tat — nicht etwa aus Hochmut, weil sie dem Lehrjungen keinen Händedruck gönnte. Aber sie meinte, aus Mangel an Umgangskenntnis in dieser Beziehung vielleicht mit ihrer Herablassung zu weit gegangen zu sein und die Grenzen des richtigen Taktes überschritten zu haben. Sie wußte es nicht. —

Draußen auf der Straße zog er ihren Arm durch den seinen.

„Tu mir diese eine Liebe noch,“ bat er sehr herzlich.

Sie aber zog ihre Hand zurück.

„Ich bitte dich, mach kein böses Gesicht. Glaub mir, es ist nicht deshalb, daß ich's etwa nicht gern täte. Aber — ich bin sowieso heute zu weit gegangen — viel zu weit.“

Er suchte erschrocken ihre Augen. Die aber hatten einen schelmischen Ausdruck.

„Denk, was würde Tante Gunny sagen,“ sagte

sie. „Wir sind heimlich verlobt, haben uns also auf der Straße zu benehmen, als wenn wir einander nichts angingen.“

„Uns sieht hier keiner.“

„Das kannst du nicht wissen. Übrigens, sag mal — bist du eigentlich mit der Lebensweise, wie sie seit vierzehn Tagen bei uns eingeführt ist, zufrieden?“

„Das kannst du fragen! Ich möchte aus der Haut fahren!“

„So tu's doch, mein Lieber!“

„Wenn es uns irgendetwas nützen könnte, wahrlich, ich tät's sofort!“

„Wenn — ja, das glaube ich. Gefühlt hast du also, scheint's, genau dasselbe wie ich. Ich aber habe mehr getan. Ich habe nicht nur gefühlt, sondern auch gedacht. Ein Garn hab ich gesponnen, Adalbert, ein feines Garn!“

„Du sprichst ja in Rätseln.“

„O, ihr Männer habt immer eine unselig lange Leitung. Ich habe mir eine Abhilfe erdacht für uns zwei eingesperrte, bewachte Gefangene, eine Ritze, durch die wir — wenigstens mal auf einen Tag — ins Freie schlüpfen können. Übermorgen am Sonntag soll es sein. Ich erzähle Papa und Tante Gunny vor, ich hätte eine Einladung zu Bekannten, einem jungen Ehepaar in Berenburg, bei ihnen den Sonntag zu verleben — mit dem ersten Zuge hin, mit dem letzten zurück, verstehst du, Und dann —.“

„Und dann?“

Er sah sie erwartungsvoll und schon halb verstehend an.

„Dann treffen wir uns um sechs Uhr auf dem Bahnhof, du und ich, und fahren zusammen hinaus über Berenburg in die Berge hinein und wandern da zusammen einen Tag, einen schönen, langen Sommertag mitten durch die einsamsten Wälder und Täler und Berge. Du kennst sie ja so gut und kannst sie mir zeigen. Nun — hast du Lust?“

„Oh!“ sagte er nur, und seine ganze Freude und Wonne lag in dem einen Ton, so groß, so tief und dankbar, daß sie fast erschrak.

„Die Heimlichkeit dabei ist mir ja eigentlich zuwider,“ sagte sie. „Aber, was soll man machen? Man will nicht lügen und betrügen; aber man wird ja einfach dazu gezwungen. — Und nun leb wohl. Hier sind wir auf dem Markt — und die Lehrer und Referendare an deinem Mittagstisch sollen dich nicht länger entbehren. Bis heute abend also — und bis Sonntag! Bei jedem Wetter!“

13.

Das Wetter war ihnen günstig. Sie hatten einen köstlichen Tag da draußen in den Bergen. Sie suchten die stillsten, einsamsten Punkte auf. Er wußte die wohl zu finden; denn er kannte seine Heimatberge

gut. Sie flohen die Menschen wie ein junges Pärchen auf der Hochzeitsreise.

„Nicht, daß ich Angst hätte, gesehen und erkannt zu werden," sagte Hilde, „nicht, daß ich den dummen Klatsch der Leute fürchtete, wenn sie uns mal vorher ertappten, ehe wir ‚offiziell' sind. All das ist mir im Grunde ja so unendlich gleichgültig. Aber dies Heimliche, dies Halbwegs-Verbotene — sonderbar, gestern war mir der Gedanke daran noch unsympathisch, und heute finde ich es geradezu entzückend. Daß niemand es weiß, daß niemand es ahnt, daß wir durch diese Wälder schleichen als eine stille, heimliche Konterbande, nur du und ich — das ist das Schöne daran!"

Adalbert war selig. Ja, er hatte nicht geahnt, daß es solche Seligkeiten überhaupt gab. Sein naives, elementares Liebesempfinden zu ihr hatte ihn bisher ihr gegenüber allein geleitet, hatte ihn auf dem einfachsten, geradesten Wege zu ihr hingetrieben. Es war natürlich durch das, was er bis jetzt von ihr gehabt, noch nicht annähernd beruhigt und befriedigt worden. Es hatte sich aber in der letzten Zeit, seitdem er wußte, daß sie einmal ganz sein eigen sein würde, geduldet und beschieden. Er selber hatte es bis auf weiteres förmlich zurückgedrängt. Ihm jetzt in dieser „Zwischenzeit" irgendeinen Genuß, irgendeine Befriedigung zu verschaffen, das erschien ihm so unmöglich, daß er nicht im Entferntesten darauf gekommen war.

Hilde hatte darauf gewartet. Sie wußte, daß er

sie viel mehr liebte als sie ihn. So schien es ihr eigentlich natürlich, daß seine Sehnsucht einen Weg zu ihr hin finden mußte.

Als das nicht geschah, als sie einsah, daß ihr täppischer, treuherziger Liebhaber geduldig die ihm vorgeschriebene Zeit zu Ende leiden und darben würde, ohne einen Finger zur Abänderung zu rühren, tat sie es.

Die findige und rasch entschlossene Weiberschlauheit, von der auch ihre Natur ein gut Teil abbekommen hatte, half ihr schnell und einfach zu ihrem Ziele. Es war übrigens durchaus nicht Liebe, was sie zu diesem Schritte trieb. Sie liebte Adalbert Pundt nicht; sie empfand, wenn er bei ihr war, keine Leidenschaft für ihn, und wenn er fern war, nicht eigentliche Sehnsucht nach ihm.

Es war etwas anderes, was die innerliche Triebfeder ihres Tuns bildete. Sie hatte es in diesen vierzehn Tagen, in welchen sie beide als Brautpaar von sittlicher Unsitte und unanständigem Anstand umgeben und bewacht gewesen waren, mit Schrecken gefühlt, daß der Mann, den sie in ein paar Monaten heiraten wollte, ihr von Tag zu Tag ferner rückte, fremder wurde. Der geistige Austausch, der sie früher mit ihm verbunden, und der sie ihm gegenüber mit aufrichtigem Interesse erfüllt hatte, war seit Tante Gunnys Anwesenheit vollständig zur Unmöglichkeit geworden. Er fehlte ihr. Sie wollte Adalbert so wieder haben, wie sie ihn im Anfang gehabt, ehe er zum erstenmal bebend und stammelnd nach ihren Händen

gegriffen und mit seinen Lippen ihre Lippen gesucht hatte.

Sie wußte nicht, ob das überhaupt möglich war. Sie wollte es aber wissen. Sie fühlte sich berechtigt, das zu erfahren, wenigstens die Probe zu machen. Und noch eine andere Probe wollte sie machen, nämlich diese: ob es ihr gelingen würde, seine Leidenschaft, seine Zärtlichkeit, wenn sie allein waren, auf der Linie zu halten, auf der sie sie wollte und sich gefallen lassen konnte. Es war im stillen ihre größte Angst, daß dies ihr nicht gelingen werde. Und sie hatte sich in schlaflosen Nächten entschlossen, in diesem Falle der Verlobung, noch ehe sie veröffentlicht war, ein Ende zu machen. In keinem Fall wollte sie mit ihm in die Ehe treten, ohne es vorher genau zu wissen, ob sie imstande sein würde, in diesen Beziehungen ihm gegenüber ihre freie Willensbestimmung beizubehalten.

Sie war sich selber vollkommen klar darüber, daß alle diese Erwägungen ihr weltenfern liegen würden, wenn sie den Mann in der Weise geliebt hätte, wie ein Weib eigentlich einen Mann lieben muß, dem sie angehören will. Dennoch — sie konnte und durfte nicht anders handeln. Übrigens hatte sie sich fest vorgenommen, soweit es irgend möglich war, offen gegen ihn zu sein.

Das war nun aber doch schwer. Gerade seine Art und Weise an diesem gemeinsamen Tag, der wie ein Vorgeschmack der Hochzeitsreise war, erschwerte es ihr.

Er war unendlich glücklich. Und er war unendlich gut, zart, innig, dankbar. Es war an diesem Tage, als sie von seinem Arm umschlungen, über ferne Berge und durch stille, menschenleere Täler wanderte unter einem klaren, köstlichen Himmel, als sollte ihr etwas von dem kommen, als ein Geschenk vom Himmel auf sie herabfallen, was ihr so schwer und so schmerzlich gefehlt hatte.

Es war, als wenn er sie heute verstünde, wie er sie nie verstanden hatte, als wenn seine Seele nichts anderes erfüllte als ein einziges entzücktes Lauschen auf die Sprache ihrer Seele. Wie er sie im Arm hielt, wie er ihre Haare streichelte, ihre Hände und ihre Augen küßte — ein Freund hätte es so machen dürfen, so sanft, so wunschlos. Sie brauchte es ihm nicht mit einem Worte zu sagen, daß sie ihn so, als Freund und nichts anderes, zunächst nur wollte.

Sie sprachen mancherlei miteinander. Sie sagte ihm, wie gut sein Vater und sein väterliches Haus ihr gefallen hätten. Das machte ihn sehr froh. Sie kamen dann auf die momentanen Verhältnisse im Dehringerschen Hause und wurden beide in ihrer Ansicht über Tante Gunny ein wenig boshaft, äußerten sich aber schließlich dahin, daß sie sich ihr doch eigentlich beide dankbar fühlten; denn wenn sie nicht ins Haus gekommen wäre, so hätten sie beide vielleicht niemals diesen schönen, heimlichen, gestohlenen Sonntag gehabt. Ja, in diesem Sinne, meinte Hilde, müsse Nietzsche gedacht und empfunden haben,

als er das Wort prägte: Stehlen ist seliger als Nehmen.

Wunderbar schnell vergingen ihnen die Stunden. Keinen Augenblick war ein Mißverstehen oder eine Pause der Langenweile in ihren Gesprächen. Sie waren einander in jedem Moment innerlich nah.

Sie standen auf einer kleinen sanftgerundeten, baumfreien Bergkuppe, als die Sonne sank. So schön, glühend und farbenprächtig meinte Hilde ihr Scheiden noch nie gesehen zu haben. Und nun empfand sie es als einen stillen und reinen Segen, daß sie nicht wie sonst allein stand in all der Himmelsherrlichkeit, daß einer neben ihr war, der mit ihr fühlte und mit ihr genoß.

Seine Hand ruhte auf ihrer Schulter. Sie hätte ihren Kopf an seine Brust legen und einschlafen mögen. Stille, immer stiller wurde es in ihrer Seele.

— Ich will ihm so viel, so viel von mir geben, wie ich nur irgend kann — dachte sie.

Und indem sie das dachte, schob sie seine Hand sanft von ihrer Schulter herab und zog sie an ihre Lippen — seine große, unschöne Hand, von der sie sich früher nie hatte vorstellen können, daß sie sie jemals gern berühren würde.

„Hilde — nein, nein, Kind — was tust du?" stammelte er erschrocken und gerührt, fast beschämt.

Sie glitt auf den Heideboden nieder.

„Du, Adalbert," sagte sie leise. „Komm mal her; setz dich mal zu mir. Es sitzt sich sehr schön hier."

Er setzte sich neben sie, und sie blickten eine Weile

schweigend in das weite Tal, über die fernen blauen Bergzüge und über die Ebene dahinter, die schon in zarten Abendschleiern verschwamm.

Sie hielt seine Hand in der ihren und streichelte sie von Zeit zu Zeit.

„Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben,“ sagte sie. „Aber nun, da die Sonne schon untergegangen ist, ist der Abend da, und ich darf den Tag loben. Ich muß dir gestehen, daß ich ihn mir vorher nicht so schön gedacht habe, wie er in Wirklichkeit geworden ist.“

„Ich mir auch nicht, Hilde.“

„Ich muß dir gestehen — ich habe ein klein wenig Angst vor dem Tage gehabt.“

„Warum denn, Hilde?“

„Du und ich, wir waren uns doch, seitdem wir verlobt sind, viel fremder geworden, als wir es vorher waren — eben infolge der häuslichen Verhältnisse. Nun wollte ich wissen, ob wir, wenn wir allein wären, uns wieder verstünden. Ich bin so froh, daß wir uns so gut verstehen!“

„Es könnte aber doch nie anders sein, Hilde.“

„Doch — jawohl, das könnte es.“

„Zweifelst du an meiner Liebe?“

„Nein, nein, gar nicht. Aber trotzdem. Das ist es doch nicht allein — siehst du. Das Verstehen ist es doch auch. Und heute hast du mich so gut, so gut verstanden. Sieh, dafür bin ich dir so dankbar.“

„Hilde — du Liebe! Vorgestern hast du mich

so gut verstanden, hast erraten, was ich mir wünschte, ohne daß ich's aussprach, bist in die Berggasse zu meinem Vater gegangen — es war so lieb von dir! Sieh, ich fühle mich eigentlich immer in deiner Schuld. Darum, weil ich das tu, will ich versuchen, dein Allerinnerstes so zu verstehen, so hochzuhalten — wie — wie du es möchtest — und — wie — es mir manchmal schwer fällt. Denn eigentlich bin ich ein Taps, der blind und töricht zupackt. Aber — das — gelt — das ist es, was meine Prinzessin nicht will?"

Sie nickte mit leisem Erröten.

„Ja, mein lieber Junge, ich bin dir so dankbar dafür, daß du das begreifst. Ich — ich möchte es dir auch so gern immer wieder zeigen, daß ich dir so dankbar und gut bin —."

Und damit nahm sie seine Hand und drehte sie um und küßte sie innen in die Handfläche hinein.

Da sprang er plötzlich auf, rannte mit tollen Sprüngen von ihr weg und rief im Laufen:

„Erlaube, daß ich jetzt einige Bäume ausreiße!"

Er tat das zwar nicht. Er machte nur einen Dauerlauf in den nächsten Wald hinein und kehrte nach ein paar Minuten zu ihr zurück. Er warf sich neben sie ins Heidekraut, erhitzt und ermüdet. Sein Atem ging kurz und stoßweise, so daß sie erschrak.

„Du bist töricht wie ein Kind," sagte sie mit sanftem Vorwurf. „So zu laufen, das ist dir ja schädlich. Ich bin fest überzeugt, es schadet dir —."

„Ach Unsinn," sagte er ärgerlich.

Und nun schwieg sie, wenn schon keineswegs beruhigt. Sie hatte schon manchmal den Gedanken gehabt, daß er nicht ganz gesund sei, war aber immer kurz und schroff von ihm abgewiesen worden, wenn sie je eine derartige Andeutung gemacht hatte.

Beide waren sie nun still in ihren eigenen Gedanken. Der Friede des Sommerabends war um sie her und zog erlösend in ihre Seelen.

Schließlich begann sie zu frösteln und stand auf. Da erhob auch er sich schnell und zog ihr ihre schwarze Jacke über die weiße Bluse. Er wollte sie ihr vorn schließen und berührte dabei unwillentlich ihr Gesicht, die weiche Haut ihrer linken Wange.

Da übermannte es ihn doch, daß er sie heiß und leidenschaftlich in seine Arme schloß.

Sie wurde blaß und schloß die Augen, leise stöhnend.

Er sah die langen, seidigen Wimpern über ihren Augen. Er fühlte ihre ganze Gestalt in seinen Armen zittern. War sie denn nicht sein? War sie denn immer noch nicht sein?

„Hilde, sag mir eins — sag es mir nur ein einziges Mal: Hast du mich lieb?"

Mühsam öffnete sie die Augen.

„Adalbert — wenn du mich lieb hast, dann laß mich los."

„Nicht, ehe du es mir gesagt hast!"

Da riß sie sich urplötzlich mit Gewalt los und stieß ihn von sich, so daß er taumelte.

„Nein — ich hab dich nicht lieb! So hab ich dich nicht lieb!“

„Hilde!“

Sie stand blaß und zitternd, mit den Tränen kämpfend, vor ihm.

„Ach, daß ich den Tag vor dem Abend loben mußte!“

„Hilde — ich will es niemals —“

„Ach, laß doch, ich glaube dir das nicht mehr.“

Da stampfte er mit dem Fuß auf.

„Du hast mich nicht lieb!“

„Nein,“ sagte sie ruhig. „Nein — ich sage es dir ja ins Gesicht. Ehrlicher kann man doch nicht sein. So — willst du mich etwa noch? Hast du noch fernere Herrschergelüste?“

„Hilde! Hilde — ich bitte dich, sieh zu deinen Worten!“

„Sieh du zu deinen Taten!“

„Ich habe nichts getan, was nicht mein Recht war!“

„Dein Recht —! Siehst du — siehst du, Adalbert, darauf habe ich nur gewartet, daß du das einmal sagen und betonen würdest. Dein Recht! Dein Recht soll es sein, mich zu beherrschen, mich zu zwingen — — ach, daß man überhaupt über so etwas redet, daß es einem nicht zu — —.“

Sie hatte ihre eigene Kraft doch überschätzt. Sie konnte kein Wort mehr sagen und weinte fassungslos.

Als er sie weinen sah, hatte er natürlich ver-

gessen, daß er sich noch soeben aufs tiefste von ihr beleidigt gefühlt hatte. Mitleid und Liebe siegten sofort über jede Regung des Zornes und der Verletztheit.

„Hilde — liebe Hilde — weine doch nicht. Glaub doch nicht, daß ich — daß du — — nein, nein, komm, Hilde, komm —."

Sie war zu schwach, um sich gegen seine Arme zu wehren. Willenlos und hilflos lag sie an seiner Brust und sah aus trotzigen, verweinten Augen mit einem rührenden, fast kindlich bangen Ausdruck zu ihm auf. Er kannte die feste, stolze Hilde nicht mehr.

„Ja, nun siehst du's," sagte sie, „daß du's kannst, daß du mich zwingen kannst, wenn du willst. Aber das sage ich dir — nicht *eine* glückliche Stunde sollst du mit mir haben — — meine Seele sollst du nicht haben!"

„Hilde!"

Er sagte gar nichts weiter. Er führte sie langsam durch den Wald zurück. Sein Arm lag stützend in ihrem Rücken.

Sie hörte auf zu weinen. Die Ruhe um sie her wirkte auf sie ein. Aber sie sprach kein Wort mehr.

Es wurde allmählich dunkel.

Indem sie sich, durch den Wald bergab wandernd, der Bahnstation näherten, belebten sich die Wege. Hie und da kamen Menschen, Ausflügler, meist in ganzen Gesellschaften, auf dieselbe Straße.

Er ließ seine Hand von ihrer Schulter gleiten.

Er meinte, es müsse ihr lieber sein so. Unter all den Ausflüglern konnten doch leicht welche sein, die sie oder ihn kannten.

Da tat sie etwas Sonderbares. Sie schob ihre Hand fest in seinen Arm. Mit einem scheuen, flüchtigen Blick sah sie dabei zu ihm auf. Das Glück durchschauerte ihn wieder; er hatte nie in seinem Leben ein Wesen geliebt wie sie. Dennoch nahm er sich zusammen und lächelte ihr nur zu mit einem Blick, in welchem stand: Recht so, ich wußte es; es ist ja auch selbstverständlich.

Lauter lachende, schwatzende Menschen waren um sie herum. Sie aber schwiegen.

Auf dem Bahnhofe und nachher im Zuge herrschte eine entsetzliche Menschenüberfülle. Sie bekamen nur Stehplätze und traten schließlich, um nur Luft zu bekommen, auf den Hinterperron des Wagens. Er hielt den Arm um ihre Taille gelegt; denn der Wagen schwankte sehr stark.

Sie redeten wieder ein wenig zusammen; doch sprachen sie nur von ganz nebensächlichen Dingen.

Daheim angekommen, wählte er vom Bahnhofe nach Haus einen einsamen Feld- und Heckenweg, auf dem nur hin und wieder verliebte Pärchen im Mondschein lustwandelten.

Ihre Hand lag wieder in seinem Arm. Sie war nun wieder sehr still und nachdenklich.

„Überleg dir das, Hilde,“ sagte er, als sie dem Dehringerschen Hause schon nahe waren, „überleg es

dir bis morgen — ob du mir Vertrauen schenken willst, oder ob ich lieber — niemals wiederkommen soll."

„Mein Vertrauen habe ich dir immer geschenkt."

„Nicht im vollem Maße."

„Und nun verlangst du ein Versprechen?"

„Ich verlange nichts. Es gibt kein Verlangen, kein Versprechen, kein Verdienst und keine Würdigkeit in der Liebe. Alles muß freiwillig sein."

„Ja — gewiß. Und vor allen Dingen gibt es kein Recht. Auch das muß freiwillig sein."

Der Heckenweg war zu Ende. Er wollte gehen.

„Gute Nacht, Hilde."

„Gute Nacht, Adalbert —."

Es war, als könnten sie sich nicht auseinanderfinden. Eines las in den Augen des anderen; aber die Sprache darin zu verstehen, schien plötzlich schwer, ja, fast unmöglich.

Da wußte Hilde sich zuletzt keinen Rat und ließ ihm zum Schluß noch einmal ihre Lippen — und er berührte sie nur zart und leise.

„Gute Nacht, Adalbert — und wir gehören zusammen." —

14.

Eines war Hilde nach diesem Beisammensein übrigens völlig klar geworden: dies, daß sie sich in ihrer bisherigen Auffassung ihres Verhältnisses zu

Adalbert oder, richtiger gesagt, seines Verhältnisses zu ihr und ihrem Leben durchaus im Irrtum befunden hatte.

Sie hatte ihre Verlobung, als sie sie näher und näher rücken sah, wie ein persönliches Opfer ihrerseits aufgefaßt, das sie, notgedrungen, ihrem eigentlichen Lebenszweck brachte. Dieser eigentliche Lebenszweck war — da es nun einmal nicht Martin Gerald selbst sein konnte — Martin Geralds Werk. Und Adalbert Pundt war für sie, Hilde Dehringer, nichts weiter als Mittel zu diesem Zweck. In dem fanatischen Glauben an diesen Zweck als an ihre Bestimmung, ihre Mission im Leben, und in der aus gewaltsam unterdrückten elementaren Liebesinstinkten abgeleiteten Sehnsucht, sich dieser Aufgabe widmen, völlig hingeben zu können, war es ihr gar nicht einmal klar geworden, welchen Frevel sie beging, einen Menschen, eine Seele, die sich ihr in Liebe und Vertrauen genaht hatte, lediglich als Mittel zum Zweck zu benutzen.

Erst ganz allmählich kam dieser ihr großer Irrtum ihr zum Bewußtsein.

Unmerklich zuerst hatte Adalbert angefangen, in ihrem Innern eine ganz andere Rolle zu spielen, als sie selber ihm ursprünglich eingeräumt hatte. Das Interesse und die flüchtige Sympathie, die sie für ihn — nicht einmal für den ganzen Menschen, sondern nur für einzelne Seiten an ihm — empfunden, schienen ihr genügend, um ihn als Stufe auf ihrem Wege zu benutzen, um über ihn hinweg schnell zu

Martin Gerald und ihrer eigentlichen Lebensaufgabe zu steigen.

Nun aber hatte Adalbert Pundt allmählich einen größeren und immer größeren Raum in ihrem Innern eingenommen. Durch seine tägliche Gegenwart in den ersten Wochen nach ihrer Heimkehr war es gekommen. Ja, wenn sie ganz ehrlich gegen sich selbst war, Martin Geralds Bild war für den Augenblick durch den anderen in den Hintergrund gerückt. Dennoch war Hilde sich dessen voll bewußt, daß sie Adalbert Pundt nicht als seine Frau folgen würde, wenn er sie nicht in Martin Geralds Nähe brächte und ihr damit die Möglichkeit verschaffte, an ihrem Werke weiterzuarbeiten.

Wenn sie sich nun zunächst lediglich in Anbetracht dieses Zweckes verlobt hatte, so war es doch im weiteren Verlaufe der Dinge so gekommen, daß sie nach jenem geistigen Austausch mit Adalbert, der ihr in den der Verlobung vorangehenden Wochen zur Gewohnheit geworden war, ein starkes Verlangen trug.

In dieser Beziehung hatte das Beisammensein an jenem Sonntag sie nun auch durchaus befriedigt. Sie hatte es gefühlt, wie unendlich wohl es tut, seelisch liebgehabt und verstanden zu werden. Das Glücksgefühl darüber hatte es ihr selber klar gemacht, daß sie keine Reue über ihren Schritt zu empfinden brauchte; es hatte sie veranlaßt, den Tag vor dem Abend zu loben.

Dann aber war der böse Abend gekommen. Er hatte es ihr grausam deutlich gezeigt, daß sie die Art

Herrschaft, wie sie sie beanspruchte, doch nicht immer über Adalbert behalten würde — ja, daß sie eigentlich etwas Unmögliches von ihm verlangte. Nicht genug, daß sie ihn betrog, daß sie ihm nicht das gab, was er voraussetzte — Liebe — sondern nur Freundschaft -- — sie hatte von ihm sich selbst gegenüber das gleiche verlangen wollen. Und in dem Verlaufe jenes aufgeregten Gesprächs war es ihr, trotzdem er sich so bis aufs äußerste beherrschte, doch klar geworden, daß nicht sie, sondern er Sieger blieb. Er hatte ihr übrigens Achtung abgenötigt. So hart sie aneinander geraten waren, zum Bruche war es nicht gekommen. Sie fühlte sich seltsamerweise jetzt fester an ihn gebunden als vorher.

Unvermerkt war es geschehen, daß er ihr geistig und seelisch viel mehr geworden war, als sie es jemals für möglich gehalten hatte, ja, daß sie nicht ohne tiefen Schmerz imstande gewesen sein würde, ihn wieder herzugeben. So war sie es ja auch schließlich gewesen, die am Abend nach der Meinungsverschiedenheit nachgab, die jede Vorschrift, jedes Verlangen von früher schweigend zurücknahm und zum Schluß gesprochen hatte: „Wir gehören zusammen.“

— — — — — — — — — — —

Tante Gunny hatte in der Stadt eine Bekannte aus ihrer Jugendzeit aufgefunden, zu der sie an dem Montag, der jenem denkwürdigen Sonntag folgte, nachmittags zum Kaffee eingeladen war. Sie ging, was

sonst eigentlich nie vorkam, für mehrere Stunden allein aus dem Hause.

Kaum war sie fort, so telephonierte Hilde an das Gymnasium; ob sie Herrn Doktor Pundt einen Augenblick sprechen könnte. Sie hatte gerade die Vieruhrpause abgepaßt, und Adalbert war im Augenblick am Fernsprecher.

„Hier Hilde Dehringer. Bist du da, Adalbert?"

„Ja, Hilde."

„Adalbert, denk dir, bei uns ist die Luft heut bis mindestens acht Uhr rein. Tante Gunny ist aus. Papa geht auch spazieren. Setz dich um fünf schleunigst in die Elektrische und komm heraus. Dann hast du mich vielleicht drei Stunden allein."

„Das laß ich mir nicht zweimal sagen. Also auf Wiedersehen in einer Stunde und zwölf Minuten!"

Nach einer Stunde und zwölf Minuten war er da, trat er in ihr Zimmer.

Sie kam ihm in dem weißen Kleide entgegen, das sie am Tage ihrer Verlobung getragen. Ihr Gesicht war ein bißchen blaß infolge der wieder schlaflosen Nachtstunden — aber ihre Augen waren von einer Weichheit, wie er sie noch nie gesehen.

Sie gab sich ganz rückhaltlos in seine Arme. Er hätte sie halb umbringen können in diesem Augenblick. Sie hätte sich alles gefallen lassen. Sie hatte viel gelernt durch Leid.

Aber auch er hatte gelernt durch Leid. Er hatte sich völlig in der Gewalt, küßte und streichelte sie nicht

anders, als er es sonst „mit Erlaubnis“ getan, und zog sie schließlich sanft zur Chaiselongue, wo sie sich nebeneinander setzten.

„Bist du mir ganz gut?“ fragte sie leise.

„Ja, ich bin dir ganz gut,“ sagte er. „Und du — bist du mir auch ganz gut?“

„Ja, ich bin dir ganz furchtbar gut.“

Es kam ihnen beiden leicht und natürlich. —

„Du Hilde,“ sagte er nach einer Weile. „Eins habe ich mir überlegt. Wäre es nicht besser, wenn wir unsere Verlobung jetzt bald veröffentlichten? Womöglich noch vor den Ferien. Ich muß dir sagen, dieser Zustand ist mir jetzt ganz zuwider.“

„O — Adalbert!“

„Du mußt mich nicht falsch verstehen. Nicht in dem Sinne, als ob ich wünschte, daß nun alle Welt es nur ja wüßte und uns gratulierte — nein, gar nicht! Nur, wenn wir öffentlich verlobt wären, dann würde es doch vielleicht mal eine Möglichkeit geben, daß du mich von der Schule abholtest, oder daß wir zusammen spazieren gingen — allein, meine ich, ohne deine ewige Tante Gunny. Du könntest dann auch öfter mal meinen Vater besuchen und ihn richtiger kennen lernen, auch meine Schwester. Die arme Seele grämt sich schon drum, daß Vater dich kennt und sie nicht. Und überhaupt — aus tausend Gründen wäre es mir angenehmer. Ich mag nicht, daß sich so etwas hinterrücks herumspricht. Solche Dinge müssen klar liegen. Wenn ich heute nicht das Glück gehabt hätte, dich

allein hier sehen und sprechen zu können, so hätte ich deinen Vater um eine Unterredung unter vier Augen gebeten. Meinst du nicht auch, daß er das einsehen, damit einverstanden sein wird?"

„Ich weiß es wirklich nicht, Adalbert. Papa allein — ja, das wäre denkbar; das halte ich wenigstens nicht für ausgeschlossen. Aber er ist mehr, als er selbst es ahnt, den Einflüssen Tante Gunnys unterworfen. Und Tante Gunny — ach, die kenne ich zu gut! Die gibt es nicht zu ohne einen mindestens dreistündigen Familienkrach mit Tränen, Bitten, Vorstellungen, Moralreden, kurz allem, was zu solcher Szene gehört. Ach, so etwas ist so unerquicklich, ist mir so in den Grund der Seele verhaßt — an solche Torheiten und Überflüssigkeiten überhaupt Zeit verlieren zu müssen! Nein, Adalbert, wir wollen das lieber lassen, so sehr ich dich verstehe und deine Ansicht selber teile."

Da drang er nicht weiter in sie.

Er war so glücklich, daß sie jetzt so weich und gut war, daß er für den Augenblick auch wirklich gar nichts weiter begehrte.

Sie gingen nachher in den Garten hinunter, wo es ihnen aber zu schwül war. Da schlug sie vor, die schattige, immer kühle Eichenstraße zum Friedhof zu wandern. Das taten sie, und wieder genossen sie die umgebende Schönheit schweigend und fühlten sich noch einiger als gestern. Zuletzt gingen sie zusammen an das Grab von Hildes Mutter, und Hilde erzählte von der

Verstorbenen, ihrem Leben und ihren letzten Tagen, und Adalbert hörte mit innigster Teilnahme zu. —

Als sie nach Hause zurückkehrten, fanden sie den Vater und Tante Gunny bereits vor.

Tante Gunny saß mit hochrotem Gesicht auf dem Sofa im Zimmer ihres Bruders, und der Professor saß am Schreibtisch, während sie aufgeregt unter heftigem Gestikulieren erzählte.

Es war ein Skandal! Es war alles in der Stadt herum, alles! Die Spatzen pfiffen es vom Dach! Und dieser Doktor Pundt hatte ja auch nette Geschichten mit Hilde angestellt!

„Nanu, was denn?" fragte der Professor erstaunt.

Ja, wenn man alle Tage, die Gott werden ließe, mit der Nase in den gelehrten Büchern steckte, dann sähe und hörte man allerdings nicht, was in der Welt vorginge. Ihr, Tante Gunny, wäre das Brautpaar schon längst nicht mehr ganz geheuer.

Da brauste der Alte auf.

Was das heißen sollte! Jetzt bäte er sich aber Tatsachen aus.

Geduld, die wollte sie ihm nicht vorenthalten. Ihre Bekannte, Frau Hauptmann von Kellewitz — seit dreißig Jahren Witwe — welche am Markt wohnte und einen Spion an ihrem Fenster hängen hatte, der alles, was sich auf der Straße ereignete, hübsch genau beobachtete, die habe die beiden am Freitag mittag aus der Berggasse herauskommen und über den Markt gehen sehen — am Freitag mittag, während der Vater

und die Tante Hilde bei der Kleidanprobe geglaubt! Anstatt dessen hätte Hilde sich mit ihrem Verlobten heimlich getroffen — und zwar in der Berggasse. Der elegante Schwiegervater sei also vermutlich mit in dem Komplott gewesen.

Dies fand Professor Dehringer noch nicht so besonders schlimm.

Nun aber rückte Tante Gunny mit dem schärfsten Geschütz heraus. Eine Freundin von Frau von Kellewitz — aus deren Whistkränzchen — hatte sich gestern, Sonntag, unter den Berenburger Ausflüglern befunden, und die hatte die beiden — dem Ansehen nach kannte sie alle Leute in der Stadt, die „ein bißchen was waren", also auch Adalbert Pundt und Hilde Dehringer — abends auf dem Bahnhof Arm in Arm und höchst intim miteinander gesehen. So was nennte man nun „heimliche" Verlobung!

Bis zu diesem interessanten Höhepunkte war das Gespräch zwischen Bruder und Schwester gerade gediehen, als die beiden Schuldigen ahnungslos ins Zimmer traten.

Tante Gunny hielt es nun für unumgänglich nötig, ein scharfes Verhör mit ihnen zu veranstalten. Ja, sie wollte sie schon durch die raffiniertesten Kreuz- und Querfragen gehörig in die Enge treiben, wenn sie, was für Tante Gunny ausgemacht erschien, versuchen sollten, sich aufs Leugnen zu legen.

Dies fiel nun aber keinem von beiden ein. Sie hatten kaum begriffen, daß der Professor und Tante

Gunny auf irgendeine Weise etwas von ihren heimlichen Zusammenkünften erfahren hatten, als sie unumwunden alles zugaben und sogar Einzelheiten mit der größten Offenheit erzählten.

Die dramatische Szene blieb darauf natürlich nicht aus. Hilde und Adalbert betrachteten sie aber nun als das Unvermeidliche, das mit Würde getragen werden muß.

Tante Gunnys wortreichen Klagen und Anschuldigungen gegenüber kam der Professor anfangs gar nicht dazu, seine Meinung zu äußern — was bei ihm schon etwas sagen wollte; wußte er sich doch sonst gut Gehör zu verschaffen.

Als aber Adalbert Pundt ihm ganz sachlich und ruhig auseinandersetzte, daß er und Hilde unter den bestehenden Verhältnissen doch wirklich nur unendlich wenig voneinander hätten haben können — Tante Gunny fiel bei dieser Äußerung fast in Ohnmacht — und zugleich mit mutigem Entschluß die Bitte daran knüpfte, die Verlobung doch nunmehr veröffentlichen zu dürfen, da runzelte der Alte zwar noch etliche Male heftig die Stirn, weil ihm die ganze Geschichte unbequem war, stellte sich dann aber ohne viel Widerreden auf die Seite der Jungen. Schließlich — Hilde war nun doch mal seine Einzige, und in seiner Art hatte er sie auch herzlich lieb, wenn schon er sie lieber ein wenig unselbständiger gesehen hätte.

Recht wäre das ja nicht von ihnen gewesen — meinte er — zugetraut hätte er es ihnen eigentlich

nicht; aber da es nun einmal geschehen sei, und da, wenn eine solche Geschichte schon im Munde der Basen sei, doch an Geheimhalten nicht mehr zu denken wäre — na ja, in Gottes Namen denn!

„Und das Trauerjahr! Und was sollen die Leute denken?" schluchzte Tante Gunny.

Aber der Professor sah in die Augen seiner Tochter, die ihm nun bald genug für immer fehlen sollten. Da kam das, was an Weichheit und Gefühl in ihm war, und was sich gewöhnlich verbarg, vollends zutage und veranlaßte ihn, der dramatischen Familienszene einen rührenden und versöhnlichen Schluß zu geben.

„Ja, Gunny, das hilft nun schon mal nichts. Zum mindesten macht sich so etwas, wenn es einmal publik ist, vor den Leuten anständiger, als wenn es als Gevatterklatsch von Haus zu Haus getragen wird. Kommt mal her, Kinder, schön habt ihr das nicht gemacht — aber Schwamm drüber. Gebt mir mal beide 'nen Kuß. Wenn ich mich hier als euer Tyrann aufspielen wollte, dann würdet ihr mich wahrscheinlich zur Strafe dafür nicht mehr liebhaben. Und das ist doch das einzige, was ein alter Mann von seinen Kindern noch haben möchte. Doktor Pundt — nein, Adalbert, für dich bin ich von heut an Vater und du. Recht so? Ja, Hilde, du unnützes Mädel, nun hast du doch deinen Willen!"

15.

Sie bekam allmählich ihren Willen in noch viel weitergehendem Sinne. In Anbetracht dessen, daß Tante Gunny sich schon jetzt dauernd bei ihnen einnistete — wenn Hilde das Haus verlassen hatte, so war es ja allerdings wünschenswert, daß sie zu dem Bruder zog, und sie hatte sich auch bereits fest zu diesem „Opfer" entschlossen — hatte weder Hilde noch Adalbert Verlangen danach, eine Sommerreise unter ihrem Schutze zu machen. Sie änderten also den ursprünglichen Plan und beschlossen, sich für die Dauer seiner Ferien zu trennen. Er selber ging auf Verordnung seines Arztes zur Kräftigung seiner Nerven an die Nordsee, während Professor Oehringer mit Schwester und Tochter einen Luftkurort im nahen Gebirge aufsuchte.

Vorher erschien es dem Professor nach Veröffentlichung der Verlobung unumgänglich, daß man wenigstens einmal die Familie des Schwiegersohnes bei sich sah, so sehr er sich auch innerlich vor der Bekanntschaft mit den Schustersleuten scheute — der Anstand gebot es; es ging nicht gut anders. Nach den Ferien rückte ja der Termin der Hochzeit schnell heran, und wenn die vorbei war und das junge Paar die Stadt verlassen hatte, würde der unerwünschte Verkehr schon von selbst einschlafen.

Tante Gunny hatte sehr heftig gegen die Schustereinladung angeredet — aber ohne Erfolg. So schwer

sie es sich vorstellen konnte, daß sie, Fräulein Adelgunde Oehringer, die beinah eine Frau Adelgunde von Pöpplitz geworden wäre, mit einem Schuster an einem Tische sitzen könnte — es geschah doch, und sie wurde auch nicht krank davon.

Auf den letzten Sonntagnachmittag vor den Ferien waren Mathias Pundt und seine Tochter Karoline zu Professor Oehringer zum Kaffee eingeladen. Hilde selber hatte beiden die Einladung überbracht.

Ihren Schwiegervater kannte sie schon etwas besser, da sie ihn mit Adalbert zusammen öfters aufgesucht hatte. Wenn sie in seinem Hause war, so überwand der alte Schuhmacher schon mehr und mehr seine anfängliche Scheu. Es gab wirklich allerlei Bücher und Ideen, über die er sich mit ihr austauschen konnte. Sie nannten sich auch, seitdem die Verlobung veröffentlicht war, „du“, was allerdings nicht immer ganz glatt gehen wollte.

Dagegen hatte Hilde zu ihrer Schwägerin Karoline noch absolut in kein näheres Verhältnis kommen können, so ehrlich sie sich auch darum bemühte. Es war etwas ganz Eigentümliches, was für die beharrliche Zurückhaltung, ja fast schroffe Ablehnung Karolinens den Hauptgrund bildete. In dem von Natur und Glück in gleicher Weise vernachlässigten, im Schatten aufgewachsenen und in nichts als Arbeit ohne Liebe gealterten Mädchen regte sich beim Anblick Hilde Oehringers, die ihr jung, schön, reich, glücklich

in jeder Beziehung vom Leben verwöhnt erschien, etwas — etwas Unedles und doch so Menschliches — man konnte es nicht anders nennen als Neid. Sie war nicht selbstsüchtig und neidisch von Natur — etwa so wie Tante Gunny — nein, sie war für sich eigentlich anspruchslos, arbeitsam, still und bescheiden. Auch waren die Menschen, mit denen sie Zusammenhang hatte, die alte Frau, bei der sie lebte, der Vater und der Bruder, ihr art- und sinnverwandt, und nichts von dem, was sie in ihrer Umgebung täglich sah und wahrnahm, kontrastierte stark mit ihrer eigenen Lebensauffassung und mit ihrem eigenen Schicksal. Bis sie Hilde Dehringer kennen lernte! Hilde Dehringer war für sie ein vornehmes, hübsches, verwöhntes Glückskind, das, auf der Sonnenseite des Lebens geboren, ohne Arbeit, ohne Sorgen, ohne Verantwortungsgefühl groß geworden, ihrem Empfinden und Verstehen weltenfern stand. Ja, schon allein der rein äußerliche Unterschied, der in dem jungen, hübschen Gesicht, der ebenmäßigen Figur und der eleganten Kleidung lag, drängte sich Karolinen jedesmal so bedrückend, ja, im naheliegenden Vergleich mit sich selbst, förmlich beleidigend auf, daß sie einfach kein Vertrauen fassen konnte, daß sie steif, reserviert, ja geradezu abweisend blieb.

Adalbert, der seine Schwester gut und innerlich kannte, war der einzige, der das ganz klar verstehen und gewissermaßen entschuldigen konnte. Hilde ließ es ihn übrigens so wenig wie möglich merken, wie

sehr seiner Schwester unliebenswürdige Art sie verletzte. Instinktiv kam ihr hie und da eine Ahnung der Gründe, die sie ja aufzuheben nun einmal nicht imstande war. Sie ertrug das Wesen der Schwägerin in Geduld, ja in dem Gefühle, damit geradezu etwas zu sühnen: Sind nicht wir, die wir von Geburt und Erziehung aus einer anderen Kaste angehören, im Grunde alle hochmütig? Bin nicht ich selbst vielleicht hie und da hochmütig gewesen oder erschienen einem Menschen von geringem Stand gegenüber? Sind nicht diese Leute von uns dauernd in einer Weise behandelt worden, die sie nun vollständig berechtigt, ein Mißtrauen gegen die höheren Stände zu hegen? Und ist nicht das, was sie uns infolgedessen entgegenkehren, wiederum eine Art von Hochmut — eben in der Form, wie sie ihnen gemäß ist?

Bei all ihrem guten und ernsten Willen mußte sie doch erfahren und einsehen, wie entsetzlich schwer die Überbrückung der einmal bestehenden gesellschaftlichen Unterschiede ist. Denkbar, möglich erscheint sie immer, wenn man einen einzelnen vor sich hat, mit dem man Mensch zu Mensch verkehren, sich austauschen kann. In einer, wenn auch noch so kleinen Gesellschaft ist das gleich unendlich viel komplizierter.

Das zeigte sich auch an dem Sonntagnachmittag, den Mathias Pundt mit seiner Tochter im Dehringerschen Garten zubrachte.

Beide hatten sie ihr bestes Sonntagszeug angelegt, der Alte seinen sorgfältigst gebürsteten schwarzen

Anzug, die Tochter eine seidene Bluse, die sie sich selbst genäht hatte, und auf die sie eigentlich sehr stolz war.

Hilde war absichtlich einfach gekleidet, in schwarzem Rock und weißer Hemdbluse mit festem Kragen und Schnebbengürtel. Dennoch hatte alles, auch das Simpelste, was sie trug, einen so tadellosen Chik — man konnte nicht sagen, woran das im einzelnen lag. Aber sie verstand in beneidenswertem Maße die Kunst, immer das herauszufinden, was so vollkommen zu ihr paßte und gehörte, daß es wie ein Teil von ihr selbst wirkte.

Hilde entfaltete an diesem Nachmittag alle Liebenswürdigkeit, deren sie fähig war. Sie machte selber die Wirtin und suchte jeden so ganz zu seiner Art und zu seinem Recht kommen zu lassen. Sie schenkte den Kaffee ein und empfahl den Kuchen, die verschiedenen Sorten, mit niedlichen, drolligen Reden. Sie fragte die Gäste nur nach den Dingen, für die sie sich, wie sie wußte, interessierten. Und doch wollte keine rechte Gemütlichkeit aufkommen.

Der alte Schuhmacher war dem Professor gegenüber entschieden befangen. Dabei gab sich der Professor doch sichtlich die größte Mühe, sich mit ihm zu unterhalten. Aber eben das war's: daß man es merkte, er mußte sich Mühe geben. Es kam ihm nicht wie seiner Tochter so echt und unmittelbar aus dem Herzen. Er mußte sich erst zu jedem Gespräch, zu jeder Frage etwas besinnen und einen Ruck geben.

Es war dies bei ihm nicht so sehr Hochmut als vielmehr vollständiger Mangel an Erfahrung auf diesem Gebiet. Sein Lebtag hatte er eigentlich nur mit „seinesgleichen", mit Leuten aus seiner Kaste verkehrt. Und die unter einer anderen Art von Menschen gebräuchlichen Umgangsformen waren ihm so fremd wie ihnen die seinen. Das, was er ihnen gegenüber innerlich empfand, war gleichfalls eine Art von Verlegenheit.

Tante Gunny und Karoline Pundt wirkten aufeinander geradezu abstoßend. Merkwürdigerweise war nach Tante Gunnys Auffassung an einem weiblichen Wesen keine Eigenschaft unsympathischer, ja unverzeihlicher, als wenn es in seinem Äußeren „altjüngferlich" war, welche Untugend Karoline Pundt nun leider im höchsten Maße besaß. Tante Gunny, die klein und rundlich, wohl konserviert und gut gekleidet, fast überall, wo sie fremd war, das Glück hatte, für eine „gnädige Frau" gehalten zu werden, konnte typische Altjüngferlichkeit in den Tod nicht leiden. Wiederum fühlte Karoline, die geschlechtslose Arbeitsbiene, eine erklärliche überlegene Verachtung gegenüber Tante Gunny, der müßigen Drohne.

Diese beiden sprachen überhaupt kaum ein Wort miteinander, während Tante Gunny an den alten Schuhmacher hie und da irgendeine Frage richtete, die ihre Leutseligkeit bekunden sollte und dem Tone nach herablassend, dem Inhalte nach töricht war.

Hilde fühlte sich etwas erleichtert, als Karoline

Interesse daran bekundete, ihre Wäsche, die schon größtenteils fertig war, in Augenschein zu nehmen.

Sie ging mit der Schwägerin allein hinauf in ihr Schlafzimmer, in welchem bereits eine ganze Kommode mit der fertigen Leibwäsche gefüllt war. Ein Paket nach dem anderen nahm Hilde aus den Auszügen, und Karoline hielt es zu genauer Prüfung nah an ihre schwachsichtigen Augen. Hie und da äußerte sie mit sparsamen Worten ihr Wohlgefallen.

„Wenn du vielleicht noch in Servietten oder Handtüchern Namen eingestickt haben willst, dann kannst du mir das ebensogut zu verdienen geben wie jemand anders," sagte sie schließlich.

„Aber natürlich, Karoline — ich bin, aufrichtig gesagt, nur nicht darauf gekommen. Ich wußte ja nicht, ob du es gern tätest," sagte Hilde und wurde rot. Diese offene Art, seinen Gelderwerb mit Familienangelegenheiten zu verbinden, war ihr völlig neu und fremd.

„Warum sollte ich es wohl nicht gern tun?" meinte Karoline gleichmütig. „Arbeiten muß man ja doch so oder so. Warum sollte ich für dich wohl nicht ebenso gern arbeiten wie für fremde Leute?"

Hilde nickte abwesend.

Wie fremd war ihr dies Mädchen! Seltsam, so fremd und fern war Adalbert ihr doch nie, auch von Anfang an nicht, erschienen. Dennoch gehörte er zu diesen Leuten. Würden nicht vielleicht doch noch Momente kommen, in denen auch er ihr so erscheinen

würde? Kannte sie ihn denn schon wirklich, wie sie ihn kennen mußte?

Karoline strich mit ihrer großen, derben Hand, der man es absolut nicht ansah, was für feine Seiden-stickereien sie machen konnte, sorgfältig eine etwas zerknitterte Schürze wieder glatt.

Hildes Augen folgten dieser Bewegung und sahen, wie merkwürdig diese kurzen, breiten Nägelformen denen Adalberts glichen. Auch an Gestalt und Gesicht waren Bruder und Schwester einander ähnlich — nur daß Adalbert als Mann entschieden doch besser aus-sah wie Karoline als Frau.

Hilde schloß die Schieblade wieder und lehnte nachdenklich an der Kommode.

— Wenn ich nur den Weg zu ihr fände; sie ist doch seine Schwester — dachte sie.

„Ich habe es immer so sehr entbehrt, daß ich keine Geschwister hatte," sagte sie. „Einen Bruder oder eine Schwester habe ich mir so brennend ge-wünscht, als ich schon ein ganz großes Mädchen war. In der Beziehung hast du so viel mehr gehabt als ich, weil du Adalbert hattest."

„Ja," sagte Karoline, „aber Adalbert war ja eigentlich nicht wie mein Bruder; er war vielmehr wie mein Kind. Mutter starb ja so früh; sie hatte so viel Sorgen gehabt, auch zwei Kinder verloren zwischen mir und Adalbert. Und dann der große Altersunterschied; richtig gespielt haben wir nie zu-sammen. Er war ja noch ein kleiner Schuljunge, wie

ich schon lange konfirmiert war und im Geschäft arbeitete. All meine freie Zeit hab ich mich natürlich um ihn kümmern müssen."

„Ja, das hat er mir erzählt, daß du — ihm die Mutter ersetzt hast."

„Gott — ersetzt wohl nicht. So wie man es wohl möchte, so gelingt es einem ja doch meistens nicht."

Karoline sagte das nicht eigentlich, um Hilde zu widersprechen. Es war vielmehr lediglich jene instinktive Scheu, irgendwie wärmeres Gefühl zu zeigen, die aus ihrer Natur und ihren Lebensverhältnissen entspringend, einen Grundzug ihres Wesens bildete. Zudem konnte und konnte sie ihr Mißtrauen gegen Hilde nicht überwinden.

Hilde gab es schließlich bedrückten Herzens auf, ihr auf diese Weise näher zu kommen. Sie sprachen nur noch einige rein geschäftliche Sachen, über Zahl, Art und Preis der von Karoline einzustickenden Namen und gingen dann wieder in den Garten zu den anderen.

Der Professor hatte sie schon schmerzlich vermißt. Denn das Gespräch mit dem alten Schuhmacher wurde ihm allein gar zu schwer, zumal Tante Gunny, ihrer sonstigen Natur entgegen, sich fast völlig schweigsam verhielt, und auch Adalbert sehr wenig sagte.

Es gab nun noch eine kalte, süße Speise und Wein. Der alte Pundt trank davon nur sehr wenig und Karoline nichts, da sie abstinent war. Beim Essen

sprachen sie beide wieder nichts, und die Hausbewohner allein quälten mühsam eine gleichgültige Unterhaltung hin.

Nachher merkte man es den Gästen an, daß sie sich danach sehnten, fortzugehen, nur den Mut, die Initiative zum Aufbruch nicht recht finden konnten. Adalbert half ihnen schließlich, indem er meinte, der Vater habe die Uhr schlecht im Kopfe; er sei nun schon so lange über die Zeit geblieben. Förmlich dankbar nickte der Alte ihm zu.

An der Gartenpforte verabschiedete man sich. Auch Adalbert ging mit den Seinen. Hilde versuchte es nicht, ihn zu längerem Bleiben zu bewegen. Sie verstand ihn in diesem Augenblick recht gut — und auch sie sehnte sich jetzt nach nichts mehr als nach dem Alleinsein. Sie reichte aber beim Abschied vor allen anderen ihrem Verlobten den Mund zum Kuß — und sie sah seinen dankbaren Blick nachher den ganzen Abend über noch vor sich. —

„Na," sagte Tante Gunny, als der Besuch außer Seh- und Hörweite war. „Naa —."

Hilde stellte die gebrauchten Speiseteller auf dem Tablett zusammen. Sie sah nicht auf. Der Professor war ins Haus gegangen.

„Meinst du, daß die — daß deine Verwandten sich sehr bei uns amüsiert haben?" fragte Tante Gunny.

„Ich weiß es nicht."

„Ich weiß es aber. Sie haben sich gar nicht

amüsiert. Sie haben sich gelangweilt — und sie hatten nicht mal Anstand genug, das nicht zu zeigen. Gott, klirr doch nicht so mit den Tellern. Du bist ja entsetzlich nervös.“

„Ja, das bin ich — ich habe Kopfschmerzen.“

„So? Ja, weißt du, Kind, dein Schwiegervater —.“

„Tante Gunny, du mußt mich schon entschuldigen — ich — ich brauche jetzt Ruhe.“

„Sie ging mit schnellen Schritten ins Haus.

„Emma!“

„Ja, Fräulein Hilde.“

„Ach, Emma, bitte, holen Sie doch das übrige Geschirr aus dem Garten. Und — entschuldigen Sie mich bitte bei Tisch bei Herrn Professor. Ich habe solche Kopfschmerzen und möchte zu Bett gehen.“

„Ja, Fräulein Hilde. Es sind auch noch Pulver da. Wollen Sie nicht eins nehmen?“

„Nein, nein, ich danke — wissen Sie, Emma, es ist nur die Hitze, und ich schlafe mich wieder zurecht. Gute Nacht.“

„Gute Nacht, Fräulein Hildchen, und vielmals gute Besserung.“ — —

Hilde schloß sich in ihrem Arbeitszimmer ein und lag lange auf der Chaiselongue, schwer bedrückten Herzens.

— Wenn ich ihn wirklich liebte, würde dies alles mich doch gar nicht so anfechten — dachte sie. — Sonderbar, ich bin doch seiner Familie gegenüber mit

keinem Gedanken hochmütig. Und doch, und doch — daß so etwas doch so furchtbar schwer ist! — —

Gegen acht Uhr ließ Tante Gunny es sich selbst nicht nehmen, hinaufzugehen und bei Hilde anzuklopfen.

Aber Hilde machte nicht auf. Sie bäte für heut abend um Entschuldigung. Ihr Kopfweh könne nur in absoluter Ruhe besser werden. Tante Gunny solle den Papa grüßen und sich keine Sorgen machen.

Da stieg Tante Gunny sehr empört die Treppe hinunter und machte dem Professor den Kopf heiß mit einer höchst aufregenden Darstellung von Hildens nervösem Zustand, der vollständig auf das hindeute, was sie, Tante Gunny, sich schon längst gedacht hätte: daß nämlich Hilde, wenn sie in diese gesellschaftlich tief unter ihr stehende Familie hineinheiratete, unmöglich glücklich werden würde, und was dergleichen Albernheiten und Hochmütigkeiten noch mehr waren.

Der Professor, der noch gestern solche Reden mit ein paar kurzen und unzweideutigen Worten abgeschnitten haben würde, war durch die Erfahrungen dieses Nachmittags so deprimiert und kleinlaut gemacht, daß er zunächst Tante Gunny ununterbrochen sprechen ließ. Als sie sich zum Schluß aber nicht genug tun konnte, das Benehmen des Alten und seiner Tochter zu kritisieren, wurde es ihm doch zu bunt und er brauste auf.

„Erlaube mal, beste Gunny, ich weiß absolut nicht, was du mit diesen Dingen willst. Soll ich

etwa jetzt, wo der Termin der Hochzeit schon festgesetzt ist, noch versuchen, Hilde zur Umkehr zu bewegen? Du wirst dir doch selbst von einem solchen Versuch, so wie du Hilde kennst, keinen Erfolg versprechen! Daß wir, du sowohl wie ich, nach dieser ersten Bekanntschaft mit der Pundtschen Familie keine besondere Lust verspüren, den Verkehr näher zu kultivieren — Herrgott nochmal, das ist doch das Natürlichste von der Welt! Das würde anderen Leuten unseres Standes selbstverständlich ebenso gehen. Aber darauf kommt es doch gar nicht an. Du sollst ja auch keinen aus der Schusterfamilie heiraten, sondern Hilde — — und die will es doch nicht anders!“

„Nein, allerdings,“ sagte Tante Gunny gekränkt, „da hast du ganz recht; für mich wäre so was immer vollständig ausgeschlossen gewesen. Aber gut so, schön so! Übernimm du die Verantwortung! Ich wasche meine Hände in Unschuld! Ihr müßt ja wissen, was ihr tut!“

Damit rauschte sie majestätisch aus dem Zimmer.

In Wahrheit war es ihr übrigens durchaus nicht daran gelegen, die Heirat jetzt noch zu hintertreiben. Würde in solchem Falle doch aus dem ihr sehr erwünschten Regiment im Hause ihres Bruders nichts werden. Sie hatte lediglich eine ihr selbst wohl kaum bewußte Vorliebe dafür, Szenen zu veranstalten und alle Dinge auf die Spitze zu treiben.

Sie selber zog sich darauf gemütsruhig in ihr Zimmer zurück und schlief ein, sobald sie die Bänder

ihrer Nachtmütze unter ihrem Doppelkinn zusammengebunden hatte — während der Professor mit diesem Stachel in der Seele, völlig aus seinem sonstigen inneren Gleichgewicht gebracht, noch bis tief in die Nacht hinein in sorgenden Gedanken auf- und niederschritt, und als er sich endlich niedergelegt hatte, ebenso schwer Schlaf finden konnte wie seine Tochter.

16.

Dieser Gedanke: Wird mein Kind auch wirklich glücklich? war es, der ihn in den nächsten Tagen noch verfolgte und ihn Hilde und Adalbert in ihrem Verkehr miteinander mit einer ihm früher völlig fremden Angst beobachten ließ, bis die ganz unveränderte Art der beiden ihn wieder beruhigte.

Sobald Adalberts Ferien begannen, reisten sie zu vieren nach dem künftigen Bestimmungsort des jungen Paares, um dort den größten Teil der Möbel zu kaufen und eine Wohnung für den Herbst zu mieten.

Martin und Edda Gerald waren gerade in diesen Tagen zur silbernen Hochzeit von Eddas Eltern nach Greifswald gereist. Adalbert bedauerte, daß er auf die Weise noch keine Gelegenheit hatte, dieses Ehepaar, das doch zunächst ihr einziger Umgang sein würde, kennen zu lernen. Hilde aber war im Herzen froh

darüber. Sie wünschte es sich durchaus nicht, Martin wiederzusehen, ehe sie Adalbert Pundts Frau geworden war.

Heiß und anstrengend waren diese Tage des Wohnungsuchens in der fremden Stadt, und Hilde, die naturgemäß die interessierteste dabei hätte sein müssen, war schließlich nach all dem Hin und Her des Ansehens, Redens und Erwägens so stumpf und gleichgültig, daß sie sofort ja sagte, als etwas gefunden war, womit ihr Vater, Adalbert und Tante Gunny alle drei einverstanden waren. Die Wohnung war hell und geräumig, zu ebener Erde gelegen und hatte einen wenn auch bescheidenen Garten. Ein Mangel war nur, daß sie von der Geraldschen recht weit entfernt lag. Doch im Gedanken daran überkam Hilde eine Art Fatumsglaube: Vielleicht soll das so sein; vielleicht ist das so viel besser. —

Danach erfolgte bald die Trennung. Hilde hatte sie sich nicht schwer gedacht, und sie wurde ihr auch nicht schwer. Ihr persönlich war sie ziemlich gleichgültig. Doch wußte sie, daß er sehr darunter litt, und schließlich empfand auch sie eine gewisse Unruhe und den lebhaften Wunsch, all diesen widersinnigen, provisorischen Zuständen der Brautzeit nur erst ein gründliches Ende zu machen.

Sie war also mit dem Vater und Tante Gunny ins Gebirge gereist. Da ereignete sich das Glück, daß Tante Gunny gleich in den ersten Tagen die Bekanntschaft einer adligen Familie machte, an die sie

sich förmlich ankrystallisierte, und mit der sie jeden Tag viele Stunden lang zusammen war.

So waren nun Vater und Tochter allein aufeinander angewiesen. Und diese beiden, die zu Hause ziemlich gleichgültig nebeneinander hergelebt hatten, jedes mit sich selbst beschäftigt und für die Arbeit und die Studien des anderen wenig interessiert, fanden sich so nahe vorm endgültigen Scheiden hier in der Natur doch noch einmal zusammen. Ja, es war, als ob in ihnen beiden die lange Zeit fast stumm gewesene Stimme des Blutes jetzt plötzlich wieder zu sprechen begönne. Angesichts des nahenden Abschieds fühlten sie auch, daß sie, jedes in seiner selbstischen Weise, manches versäumt haben mochten, womit sie ihr früheres Zusammenleben inniger und reicher zu gestalten imstande gewesen wären. Und so geschah es, daß sie beide in dem Bestreben, einander in dieser letzten Zeit noch so viel wie möglich Liebes zu tun, sich in diesen paar Wochen näher kamen, als sie es einander seit Jahren gewesen waren. Freilich — ihre innersten Gedanken, ihre seelischen Kämpfe ihm mitzuteilen — so weit kam es doch noch lange nicht. Sie sprachen über allgemeine Dinge; sie tauschten Gedanken, nicht Gefühle aus. Es war überhaupt nicht dehringersch, Gefühle auszutauschen.

Sie war aber in den Wochen der Trennung allmählich wieder ruhig geworden im Innern. Ja, während Adalberts Person ihr fern und sein Geist allein ihr nah war, erschien es ihr wieder leichter, an die

Möglichkeit des Glückes zu glauben — nicht im landläufigen Sinne natürlich, sondern in einem den Umständen ihres Ausnahmeschicksals angepaßten Ausnahmesinn.

Adalbert besaß die Gabe, vorzügliche Briefe schreiben zu können. Es wurde ihm viel leichter, seine Gedanken sowie auch seine Gefühle brieflich auszudrücken als mündlich. Es war dabei nie irgend etwas Angelerntes, Gekünsteltes, Lehrhaftes oder Lehrerhaftes in seinen brieflichen Auslassungen, wie sie es vorher gefürchtet hatte. Nein, er war darin ein ganz einfacher, warmer, herzensreiner Mensch, und alles, was er schrieb, wirkte durchaus echt und unmittelbar.

Auch sie schrieb gern und gut. Diese Art des Austausches durch Briefe, die sie früher kaum gekannt — denn Edda neigte nicht sehr zum Briefschreiben, und Martins Briefe waren ganz kurz, sachlich und geradezu dürftig — war Hildes Natur durchaus entsprechend. Sie brauchte auch niemals zu befürchten, daß Adalbert irgend etwas, was sie schrieb, mißverstehen oder auch nur im geringsten anders auffassen könnte, als es gemeint war. Eben weil auch sie in ihren Briefen so durchaus sie selbst war, waren sie ihm so vertraut wie ihr die seinen. Sie wunderte sich oft selbst darüber, wie es möglich war, daß man täglich etwas Neues zu schreiben wußte. Sie hatte andere Bräute oft ausgelacht, wenn sie sich mit ihrer täglichen Briefschreiberei wichtig machten. Nun, wichtig machte sie sich zwar vor niemand damit

— aber zum Verständnis für die früher Bespöttelten war sie, sie wußte nicht wie, gekommen. Je öfter und je mehr man schrieb, je mehr hatte man auch zu erzählen, und je größer wurde das Bedürfnis, sich mitzuteilen auf beiden Seiten, und niemals brauchte man Angst zu haben, daß der Stoff ausgehen könne.

Gegen Ende der Ferien wurden Adalberts Briefe immer sehnsuchtsvoller.

„Seit acht Tagen erhole ich mich gar nicht mehr," schrieb er. „Ganz natürlich; denn die Länge trägt die Last. Eigentlich ist doch solch eine Trennung vergleichbar mit einer Hungerkur. Das einzige, was mich zurzeit noch bei Leben und leidlichem Mut erhält, sind Deine Briefe. Ja, ich muß es Dir gestehen, in den allerersten Tagen hier war mir jedes Erwachen eine Freude in der Voraussicht, einen Brief von Dir zu erhalten. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß Du so schreiben könntest, so lieb, wie Du es kannst. Manchmal ist mir beim Lesen gewesen, als hätte ich Dich bei mir, als säßest Du neben mir. Aber jetzt — jetzt bin ich so unzufrieden, daß mir ist, als wollten diese letzten Tage überhaupt kein Ende nehmen. Ich konnte mich sonst im bloßen Gedanken an Dich der Farben des Meeres und des Sonnenuntergangs für zwei erfreuen. Aber jetzt ist es mir nicht mehr möglich. Ich schimpfe auf alles, auf die blendende Sonne, den zudringlichen Flugsand, die Berliner Juden — kurz, auf alles, worauf der unzufriedene und unsympathische Badegast nur schimpfen

ann. Ich versäume heute und jeden Tag den Sonnenuntergang, weil ich in meinem Stübchen sitze, um Dir ungestört schreiben zu können. Ja, mein Leben hier würde mir völlig sinnlos erscheinen, wenn ich nicht die Briefe von Dir bekäme und sie beantworten müßte mit einer Ausführlichkeit, über die ich selbst früher sicher gelacht hätte."

Wenn Hilde solche und ähnliche Worte las, überkam sie stets eine große Rührung. Wieder und wieder zog es ihr durch den Sinn: Könnte ich mir diese treue, rührende Liebe aus meinem Leben überhaupt noch wegdenken? War nicht das, was ich früher Freiheit nannte, weiter nichts als große, innere Leere, die nun für immer ausgefüllt ist?

Zuallerletzt aber kam eine sonderbare Unruhe über sie — eine Art Angst vor dem Wiedersehen. Sie hätte die Trennung und den brieflichen Austausch mit Freuden noch ausgedehnt. Vor der persönlichen Vereinigung fürchtete sie sich genau in dem Maße, wie er danach hungerte.

In ihrem letzten Briefe schrieb sie ihm:

„Adalbert, vor einem habe ich jetzt Angst — nämlich davor, daß wir beide jetzt etwas enttäuscht voneinander sein werden — besonders aber Du von mir. Weißt Du, ich habe es gemerkt in dieser Zeit, daß ich ein rechter Briefschreibemensch bin; in dem Maße habe ich es selbst nämlich noch gar nicht von mir gewußt. Wenn ich mich im persönlichen Umgang mit Dir, besonders in Gegenwart anderer, nun noch nicht

ganz so frei geben kann — ich bitte Dich, halte es mir zugute." —

Er hielt es ihr zugute. Er hielt ihr in den letzten Wochen, die dann bis zur Hochzeit noch vergingen, und in denen sie kein einzigesmal wieder einen der ihr früher so geläufigen Wege, mit ihm allein zu sein, fand, jede Stimmung und jede Laune, von denen sie keineswegs frei war, geduldig zugute. Ja, er beherrschte sich selbst und seine Sehnsucht und Leidenschaft bis aufs äußerste in dem Gedanken: Nicht mehr lange, dann werde ich dich doch ganz und gar haben! — —

17.

Es war am Tage vor der Hochzeit.

Der frühe Herbstabend stieg schon zur Erde nieder. Eigentümlich schwarzblau senkte sich die kalte Luft auf den Garten. Die Kastanie vor Hildes Balkon spreitete schon stark gelichtete, dürre, bräunliche Blätter gleich absterbenden Händen aus.

Hilde stand auf ihrem Balkon und betrachtete die Kastanie und sah träumend über ihre sterbenden Blätter hinweg in den dunklen Himmel.

— Nun tu ich selbst den Sprung ins Dunkle — dachte sie. — Was nachher kommt, das kann keiner wissen und prophezeien. Eines nur scheint mir gewiß:

entweder ich werde mich finden, oder ich werde mich verlieren. Nun, sei's drum. —"

Müde legte sie die Hand vor die Augen. Sie war matt und abgearbeitet. Sie hatte Tante Gunnys fortwährenden Ermahnungen, daß sie sich in den letzten Tagen möglichst schonen sollte, aus Verdruß über diese ewige Einmischerei absichtlich keine Folge geleistet. Allerlei Arbeiten hatten sich natürlich zum guten Schluß auch noch gehäuft, und erst heute war Hilde dazu gekommen, die Bücher, Bilder, Vasen und Kleinigkeiten aus ihrem Arbeitszimmer in Kisten zu verpacken, die ihr nachgeschickt werden sollten. Die Möbel verblieben auf Hildes Wunsch größtenteils in dem Zimmer, wie auch in der daranstoßenden Schlafstube nichts geändert werden durfte. Sie wollte, wenn sie auf Besuch ins Vaterhaus kam, ihre Mädchenzimmer möglichst im früheren Zustande vorfinden.

In einem alten, vertragenen schwarzen Kleid, das sie nicht mehr mitnehmen wollte, und über das sie bei der Kramarbeit eine ebenfalls alte, verwaschene Kittelschürze gezogen hatte, lehnte Hilde noch lange, in Träume versunken, am Geländer des Balkons und starrte ins Dunkle.

Zweimal hatte es an der Zimmertür geklopft, ohne daß sie es gehört hatte. Adalbert, der sich das auf die richtige Weise erklärte, trat nun möglichst geräuschvoll in das Zimmer und rief schon beim Eintreten mit lauter Stimme:

„Guten Abend, Hilde."

Hilde, die ihn in diesem Augenblick durchaus nicht erwartet hatte, schrak heftig zusammen. Als er zu ihr trat, war sie tiefblaß, und ihre Hand lag zitternd in der seinen.

„Aber, Lieb, hab ich dich denn so erschreckt?"

„Ja, Adalbert. Wie konnte ich dich jetzt wohl erwarten? Wie bist du bloß ins Haus und zu mir gekommen? Hast du Tante Gunny chloroformiert?"

„Nein, Kind, Tante Gunny ist gar nicht zu Hause. Ich hatte solche Sehnsucht nach dir, so unbezwinglich; ich mußte dich heute abend noch einmal sehen und sprechen und versuchte es auf gut Glück. Emma hat mir aufgemacht und mich heraufgelassen. Deine Tante ist noch gegen abend wieder in die Stadt gefahren, wahrscheinlich, um noch etwas für morgen zu bestellen. Komm aber herein; es ist hier zu kalt."

Sie trat mit ihm ins Zimmer.

„Sieh mich bloß nicht an, Adalbert. Ich weiß es, ich sehe entsetzlich aus. Du mußt nicht denken, daß ich im Hause immer so herumlaufe."

„Ich wüßte nicht, wie ich zu dieser Ansicht kommen sollte. Ich traf dich doch sonst auch schon im Hause. Du hast gekramt; da ist das doch ganz natürlich. Komm, Hilde — nein, behalte die Schürze nur ruhig um; ich mag dich gern in der Schürze."

„Adalbert, wir müssen uns irgendwo eine Lampe holen. Die von meinem Schreibtisch ist schon verpackt."

„Haben wir eine nötig, Hilde?"

Sie fühlte die ganze heiße, kaum mehr ein=

zudämmende Liebe und Sehnsucht in seiner Stimme beben. Die Angst wurde wieder wach in ihr: Ach, würde es doch niemals morgen!

Sie faßte sich aber und zwang sich zu einem leichten Tone.

„Vielleicht ist es ganz gut, daß du nicht siehst, wie staubig und schmutzig ich bin.“

Er aber umschloß sie fest mit seinen Armen.

„Ich nehme dich auch so. Komm zu mir, wie du willst, staubig, schmutzig, ärmlich meinetwegen — komm im leinwollenen Röcklein, klein Anna Kathrein.“

Im Nebenzimmer lag der kostbare Brautstaat fertig auf dem Bette ausgebreitet. Hilde mußte daran denken und mußte lächeln.

Er sah das schwermütige Lächeln über ihr blasses Gesicht huschen, und es rührte ihn unendlich. Er deutete es sich falsch. Sie schien ihm heute verändert, aber in einer Art, die ihn entzückte — wie wenn etwas Süß-Banges, Kleinmädchenhaftes über sie gekommen wäre, etwas, das die stolze Hilde Dehringer so sonderbar, sonderbar kleidete.

Er zog ihre Hände an seine Lippen und küßte sie viele Male.

„O du, laß doch,“ wehrte sie ernstlich ab, „ich habe sie mir ja noch gar nicht gewaschen.“

„Nein, dazu war auch keine Zeit,“ sagte er. „Komm, Hilde —“ und er suchte ihre Lippen.

Sie stöhnte leise auf.

Da küßte er ihre Lippen mit jener zarten Scheu, die ihre bittenden Augen von ihm heischten.

„Du, Adalbert," sagte sie leise, „da du noch gekommen bist, will ich dir doch eins sagen. Ich weiß, daß es zu nichts mehr nütze sein wird — in dem Sinne, daß eine Entscheidung uns jetzt nicht mehr freisteht — und doch will ich dir's sagen —."

„Hilde," bat er erschrocken, „sprich, was meinst du? Du erschreckst mich!"

„Ja — wenn ich nur wüßte, wie ich's anfinge. Es ist mir selbst ganz klar, und es ist doch so schwer, so unendlich schwer, auszusprechen. Vielleicht so: Du hast mir oftmals gesagt, daß du mich über alle Maßen lieb hättest. Ist es dir nie aufgefallen, daß ich dir nie das gleiche von meiner Seite erwidert habe?"

„Ja, ja, gewiß — nur, ich konnte das doch nicht von dir erzwingen. Das einzige Mal, da ich's versuchte, hat ja Streit und Leid zwischen uns gebracht. Und du hast mir die Antwort direkt verweigert. Was willst du jetzt in diesem Augenblick damit? Willst du mir damit sagen, daß du mich nicht lieb hast?"

„Wenn ich es täte, Adalbert?"

„Wenn? Aber Hilde! Was soll dies alles? Du quälst mich ja namenlos. Wenn du mich nicht liebst — Herrgott — hast du denn mit mir eine Komödie gespielt bis hierher, bis zum Vorabend unserer Hochzeit?"

Da nahm sie seine Hände, die sie im Schrecken losgelassen hatte.

„Nein, Adalbert, nicht so, nicht so. Es ist etwas anderes — es ist nur dies: — ja — o Gott, wie sag ich's? Wie finde ich Worte?"

Er aber riß sich heftig los und stand von der Chaiselongue, auf der er neben ihr gesessen hätte, auf und stand aufrecht, groß und drohend vor ihr.

„Hilde — hast du mich lieb? Ja oder nein?"

Da war die furchtbare Gewissensfrage wieder, die sie damals entzweit hatte.

Da er sie aber heute wiederholte in anderem Zusammenhang und in anderem, herrischerem Tone als damals, erfüllte sie sie mit einem noch stärkeren Angstgefühl, mit der Unerbittlichkeit eines eisernen Entweder — Oder. Und im nämlichen Augenblick stand es sonnenklar vor ihrer Seele: Zurück kann ich nicht mehr — also hinein ins Dunkle, ins Unbekannte.

Sie sagte sehr leise und sehr fest: „Ja, Adalbert, ich hab dich lieb."

Dann schloß sie die Augen und wünschte, daß eine barmherzige Ohnmacht käme und sie für die nächsten Minuten alles Hörens und Fühlens enthöbe.

Es kam keine Ohnmacht. Es kam aber auch kein zügelloser Leidenschaftsausbruch seinerseits. Er behielt sich in der Gewalt. Er setzte sich nur wieder zu ihr und legte den Arm fest um sie.

„Hilde," sagte er mit einer Innigkeit, die wie eine stille Flamme in seiner Stimme zitterte, „wenn es anders wäre, wie sollt ich denn das Leben weiter ertragen? Wie sollt ich es denn fertig bringen, dich

zu missen, dich herauszudenken aus meinem Leben? Glaub doch nicht, daß ich das jemals von dir verlangen werde, daß du mich so wiederliebst, wie ich dich liebe. Das kannst du gar nicht, Hilde, denn, siehst du, dies Gefühl geht ja ins Grenzenlose. Es ist etwas, was du vielleicht in dem Maße gar nicht fassen kannst. Ich bin dir ja dankbar für mein Leben. Denn mir ist, als ob ich vorher gar nicht gelebt hätte, als ob ich nicht gewußt hätte, was Sonne und Freude und Schönheit ist. Hilde — was immer du mir geben willst, ich leg's in deine Hand. Glaub mir, es wird niemals die Rede sein von einem Verlangen und Recht — niemals. Du hast mir einmal gedroht, ich sollte nicht eine glückliche Stunde mit dir haben — deine Seele sollte ich nicht haben —."

„O still — sei still, Adalbert. Erinnere mich doch nicht daran. Ich bin dir ja gut — nein, ich hab dich auch lieb. Ich will, ich möchte dich gern so glücklich machen — daß du — daß ich — — — ja sieh, Adalbert, dies war's, glaub ich, was ich dir erst sagen wollte — oder dies ist wenigstens der Sinn meines Gedankens: ich möchte; ich weiß nur nicht, ob ich es kann." —

— — — — — — — — — — —

18.

Am anderen Tage standen sie nebeneinander vor dem Altar im Erker von Professor Dehringers Arbeitszimmer. Die Ausschmückung mit Blumen und grünen Gewächsen hatte ein Gärtner besorgt. Die Feier fand im Hause statt, weil die kleine Hochzeitsgesellschaft sich in einer Kirche zu sehr verloren hätte.

Von der Dehringerschen Verwandtschaft, die weit entfernt wohnte, war niemand der Einladung gefolgt. Auch Hildes einstige Kränzchenschwestern in Greifswald hatten abgesagt; sie waren beide mal wieder in gesegneten Umständen, und allein ließe das liebe Männchen sie nicht; dazu wäre es viel zu rücksichtsvoll. In ähnlichem Wortlaut schrieben sie beide.

Und Edda Gerald hatte geschrieben: „Ganz aufrichtig, es fehlt uns am Nötigsten, an den Mitteln zur Reise," und dann noch hinzugefügt, wie sehr Martin und sie es bedauerten, Hildes Hochzeit nicht mitfeiern zu können, wie sie sich aber ein wenig leichter trösteten in dem Gedanken, daß man in kurzer Zeit sich ja wiedersehen würde, und zwar so herrlich gründlich, daß man zunächst gar keine Trennung zu befürchten hatte.

Pundts hatten in der Stadt einige entfernte Verwandte, kleine Handwerkersleute, mit denen sie aber nur in sehr losen Beziehungen standen, und die sie einzuladen durchaus nicht für nötig hielten.

So bestand denn die ganze Gesellschaft schließlich

nur aus dem Brautpaar, den beiden Vätern, Tante Gunny, Karoline Pundt, dem Hausarzt Doktor Guttmann mit seiner Frau, Frau Hauptmann von Kellewitz, dem Pastor und zwei unverheirateten Gymnasiallehrern, mit denen Adalbert in der letzten Zeit etwas Verkehr gepflegt hatte. —

Hilde hatte keinen günstigen Tag. Sie war, als sie neben Adalbert am Altar stand, fast geisterhaft blaß, und in ihren Augen lag etwas seltsam Lebloses. Sie behielt ihre Haltung und ihre Mienen aber völlig in der Gewalt.

Der Pastor, ein kleines, dürres Männchen mit scharfem, geistreichen Fanatikergesicht stand keinem der Gäste irgendwie nah. Er war gewählt worden lediglich in Rücksicht darauf, daß er der Nachfolger des Predigers war, der Adalbert Pundt vor achtzehn Jahren konfirmiert hatte. Die Familie Pundt dachte religiös sehr frei. Professor Dehringer war innerlich gleichgültig, äußerlich Kompromißler. Doktor Guttmann und seine Frau huldigten pantheistischen Anschauungen. Die jungen Lehrer waren Materialisten. Nur Tante Gunny Dehringer und Frau Hauptmann von Kellewitz glaubten, was man glauben muß, wenn man sich zu den Stützen von Thron und Kirche rechnet. Sie waren denn auch die aufmerksamsten und ergriffensten Zuhörer bei der ziemlich allgemein gehaltenen, preußisch-rechtgläubigen Traurede des Pastors, und sie gebrauchten mehrfach geräuschvoll ihre Taschentücher.

Hilde konnte, während sie regungslos, Arm in Arm

mit Adalbert, vor dem Altar stand und die Traurede über sich ergehen ließ, in ihren Gedanken und gleichsam mit ihren inneren Augen nicht los von dem einen: sie sah fortwährend ihre eigenen Schriftzüge vor sich, die sie unter die Urkunde auf dem Standesamt gesetzt hatte, „Hildegard Pundt, geborene Dehringer.“ Hildegard — nicht Hilde. Natürlich, sie mußte sich mit ihrem vollen Namen unterschreiben. Hinterher war es ihr aber erst zum Bewußtsein gekommen, daß in der Verbindung mit diesem Zunamen der volle Name Hildegard einzig und allein erträglich war. Hilde Pundt, das würde ja ganz abscheulich klingen. Nein, Hilde war sie jetzt nicht mehr; Hilde wollte sie sich niemals mehr unterschreiben. Hilde Dehringer war tot. Ob Hildegard Pundt wohl jemals leben würde? —

„Und so frage ich Sie, Hildegard Pundt, geborene Dehringer, wollen Sie mit dem hier anwesenden Adalbert Mathias Pundt usw. usw.“

„Ja,“ sagte Hilde sehr laut und klar.

Im Augenblick, als die Zeremonie vorüber war, fiel ihr etwas sehr Komisches ein. Bei der Trauung ihrer Freundin Lisbeth war es gewesen, daß diese, die die Tränen schon während der Rede kaum mehr hatte zurückhalten können, sofort nach dem Ringewechseln, in der Sakristei ihrem alten Pastor weinend in die Arme gesunken war — so daß ihr großer, kräftiger Herr Gemahl, in den sie doch eigentlich toll und töricht verliebt war, verlegen und fast überflüssig daneben gestanden hatte.

Hilde wollte das Adalbert erzählen. Sie fand aber zunächst noch keine Gelegenheit dazu. Denn nun trat der Vater zu ihr und schloß sie bewegt in seine Arme. Dann kamen alle anderen. Pundts hatten sich bescheiden und unbeholfen im Hintergrund gehalten und kamen, trotzdem Tante Gunny es mehrfach versucht hatte, sie der „richtigen" Reihenfolge gemäß nach vorn zu schieben, erst zu allerletzt zu Hilde. Der Alte wollte ihr nur die Hand geben. Sie aber küßte ihn vor allen Anwesenden, so daß er halb vor Scham und halb vor Stolz rot wurde.

Die Tischordnung hatte Schwierigkeiten gemacht. Tante Gunny hatte auf keinen Fall neben dem Schuhmachermeister Pundt, dessen Hände doch immer nach Pech und Leder rochen, sitzen wollen. Und Frau von Kellewitz, der adligen Dame, von der es eine große, nicht hoch genug zu veranschlagende Liebenswürdigkeit war, daß sie die Einladung zu Dehringers angenommen hatte, konnte man das doch auch unmöglich zumuten.

„Mein Gott," hatte Hilde schließlich lachend gesagt, „so laßt den Schwiegervater doch an meiner rechten Seite sitzen und auf der anderen Seite von ihm einen von den Lehrern. Die Herren sind in so etwas ja immer verständiger als die Damen."

So wurde Tante Gunny also von dem Pastor geführt, Frau von Kellewitz von dem Professor, und die Frau des Arztes und Karoline von den beiden Oberlehrern.

Die Stimmung bei Tisch war besser, als man er-

wartet hatte. Der Pastor zeigte sich hier als gewandter und liebenswürdiger Gesellschafter, der in der richtigen Beurteilung dieser sonderbar zusammengesetzten kleinen Tafelrunde die Verpflichtung fühlte, durch lebhafte Unterhaltung der Allgemeinheit zu dienen und zu helfen.

Der Professor geriet schnell wie immer in ein Gespräch über griechische Kunst mit einem der Lehrer, und Frau von Kellewitz, eine dumme, aber harmlos gutmütige Kleinstädterin, redete unverfroren mit, obgleich sie nicht das Geringste davon verstand, und brachte durch ihre naive Ahnungslosigkeit von Zeit zu Zeit eine unfreiwillige, höchst erwünschte Komik in die Unterhaltung.

Tante Gunny, die von dem Pastor reichliches Lob über die Art, wie sie die ganze Festlichkeit eingerichtet hatte und leitete, erntete, fühlte sich dadurch geschmeichelt und erhoben, trank reichlich Sekt und wurde infolgedessen nicht nur lustig, sondern auch mild und liberal gesonnen gegen alle Menschen. Aus ihren Augen heraus lachte ein inniges: Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt — ja meinetwegen auch allen Schustern!

„Prost, Herr Pundt, auf Ihr ganz Spezielles,“ rief sie schon zu dem Alten hinüber, noch ehe der Professor den Toast auf die Familie des Bräutigams ausgebracht hatte.

Der alte Pundt aber saß still und bedrückt. Er trank nur wenig, und er fühlte sich unbehaglich, so

freundliche Worte Hilde auch hin und wieder leise an ihn richtete.

Noch ungemütlicher aber fühlte sich die abstinente Karoline, der es jedesmal wie eine Leichtfertigkeit, eine unverzeihliche Sünde und Verschwendung erschien, wenn der Lohndiener mit diskretem Murmeln einer Jahreszahl und eines Namens ihr trotz ihres abweisenden „danke, ich trinke nichts," eins nach dem anderen der vier verschieden geformten Weingläser an ihrem Platze vollschenkte. Welch eine sinnlose Vergeudung! Das verkam nun einfach alles!

Der Professor trank viel nach seiner Gewohnheit. Er war von jeher stolz darauf gewesen, daß er ein starker Mann war und viel vertragen konnte. Mit Vorliebe erzählte er Geschichten von trinkfesten Männern aus früherer Zeit und bespöttelte die schmalbrüstige, früh schon kahlköpfige und bebrillte Jugend von heutzutage, die am Wein- und Bierglase immer nur nippt oder langsam saugt.

So sah Hilde, wenn sie zu ihrem Vater hinüberblickte, einen frohgelaunten alten Herrn mit gerötetem Gesicht und glänzenden Augen. Sie prägte sich dies Bild in ihre Seele. Sie wußte, es wurde ihm schwer, sie herzugeben, schwerer als er's jetzt zeigte. Möchte ihm der Wein und die fröhliche Gesellschaft über den schmerzlichen Scheideaugenblick hinweghelfen!

Sie selber trank fast nichts und sprach auch nur wenig. Von Zeit zu Zeit reichte sie dem ebenfalls schweigsamen Adalbert unterm Tisch die Hand, die er

dann lange und fest in der seinen behielt. Sehr häufig wandte sie ihre Augen nach der Wanduhr. Sie wußte, wann es Zeit sein würde, aufzubrechen — und sie sehnte diesen Moment herbei. Die Minuten schienen ihr zu schleichen.

Endlich, endlich war es so weit.

Sie sagte leise zu Adalbert: „Du hast noch eine Viertelstunde Zeit, hier zu bleiben. Ich ziehe mich jetzt um. Nachher komme ich nicht mehr herein; wir sehen uns draußen. Sieh zu, daß Vater sich nicht gar zu verlassen fühlt."

Sie meinte seinen Vater, zu dem er rückte, als sie, nachdem sie dem alten Schuhmacher herzlich die Hand gedrückt hatte, leise hinausgegangen war. —

Draußen wartete Emma schon auf sie und trug ihr schonend die Schleppe, als sie die Treppe hinaufstieg. Sie ging schnell mit ihren leichten, elastischen Mädchenschritten.

Emma dachte: Bald wird sie langsamer und vorsichtiger gehen. Möge Gott sie segnen. Sie sagte es aber nicht.

Hilde blieb in ihrem Schlafzimmer vor dem Spiegel stehen und sagte lachend: „Nun, eine hübsche Braut warst du nicht, Hilde Dehringer. Du siehst aus wie eine Leiche auf Urlaub! Eigentlich hätten Sie mich vorher in die Backen kneifen können, Emma."

„O, Fräulein Hildchen!" sagte Emma vorwurfsvoll, und dann verbesserte sie sich: „Ach, entschuldigen Sie — Frau Doktor."

„Daß Sie sich unterstehen, Emma! Noch nicht! Heute noch nicht. Noch Hilde Dehringer — Hilde Dehringer!"

Und sie machte ihrem Spiegelbilde eine tiefe Verbeugung.

„Sie müssen sich umziehen," mahnte Emma.

„So? Hat's solche Eile? Na, gut denn, das Glück könnte einem weglaufen."

Und sie nestelte sich den Brautkranz aus den Haaren und warf ihn achtlos aufs Bett.

„Sie können ihn nachher in die Schreibtischschublade stecken, Emma."

„Wollen Sie ihn denn nicht mitnehmen, Fräulein Hilde?"

„Ach bewahre — ich kann ja so etwas eigentlich gar nicht leiden."

Emma hakte ihr die im Rücken geschlossene Taille auf.

„In meiner Heimat gäbe es das nicht," sagte sie „In meiner Heimat ist es Sitte, daß der Bräutigam das tut."

„Was denn?"

„Der Braut das Traukleid ausziehen."

„Aber doch nicht, wenn sie gleich zusammen auf Reisen gehen."

„Doch, gewiß — er würde sich das nicht nehmen lassen."

„Eine sehr verrückte Sitte," sagte Hilde lachend. „Wenn ich aus Ihrer Heimat wäre, würde ich mich

trotzdem dafür bedanken. Ich glaube auch nicht, daß jeder Bräutigam das versteht."

„Herr Doktor Pundt würde es vielleicht nicht so schnell können wie ich," meinte Emma. „Aber Sie brauchten nicht darum zu klagen. Je weniger Erfahrung der Mann in so etwas hat — um so besser für die junge Frau. — So, nun ist es schon geschehen."

Hilde zog die Taille aus und hielt sie in der Hand.

„Hübsch war mein Brautkleid doch, Emma, nicht wahr?"

„Ja, sehr hübsch, sehr apart, Fräulein Hilde."

Dann zog sie schnell das Reisekleid an, darüber die mantelartige, lange, helle Jacke. Zuletzt setzte sie sich den neuen schwarzen Hut auf und streifte die langen Handschuhe über.

Wieder betrachtete sie sich aufmerksam im Spiegel und sagte dann: „So, Emma, Hildegard Pundt ist fertig."

„Darf ich nun Frau Doktor sagen?"

„Daß Sie sich unterstehen!"

Sie sah sich in ihrem Schlafzimmer um. Lange hafteten ihre Augen auf dem Bett, auf dem nun der Brautstaat nachlässig hingewor en lag. In diesem Bett war ihre Mutter gestorben vor nicht ganz einem Jahr.

Sie trat dann in das anstoßende halbkahle Arbeitszimmer, in dem die gestern vollgepackten Kisten noch

standen. Die Decke der Chaiselongue war noch verschoben von gestern her. Sie konnte sehen, wo sie und Adalbert gesessen hatten.

„Es ist sonderbar, daß mir das Scheiden so schwer fällt," sagte sie, „ich meine, speziell das Scheiden von diesen Zimmern. Das Haus gehörte uns doch nicht von früh auf, sondern erst seit anderthalb Jahren. Und gerade an diese Zimmer knüpfen sich die traurigsten Erinnerungen meines Lebens. Hier ist Mama krank gewesen und gestorben."

„Ja — aber hier haben Sie sich auch verlobt, Fräulein Hilde."

„Hier — ja, hier, an diesem Fleck, wo ich jetzt stehe, war's, glaube ich. Ach, Emma, ich bin sonst doch eigentlich nie abergläubisch gewesen. Aber heute habe ich einen Aberglauben oder eine Ahnung — wie soll ich's nennen? Ich werde nie, nie wieder hierher zurückkommen!"

„Fräulein Hildchen — nein, nun hören Sie aber einmal auf! Sie werden schon bald wieder hierher zu Besuch kommen. Ich will Sie an das abergläubische Wort erinnern, wenn Sie kommen. Sie sollen sehen, dann werden Sie lachen! Laut lachen werden Sie!"

Hilde schüttelte den Kopf und heftete ihre Augen auf das Bild der Urgroßmutter.

„Ach — daß ich das vergaß," sagte sie. „Das müssen Sie mir auch noch einpacken und nachschicken, Emma, denn ich will es natürlich immer um mich

haben. Hören Sie, ja nicht vergessen! — Leb wohl, Urgroßmutter Krose, ich mache es jetzt, wie du's mir vorgemacht hast. Wenn wir uns wiedersehen — wie mir dann wohl zumut sein wird!"

Da klopfte es.

Sie fuhr zusammen.

„Adalbert?" rief sie.

Aber es war ihr Vater, der eintrat.

Er erschien ihr plötzlich stark verändert — nicht mehr rot, sondern fahl das Gesicht und die Züge alt und verfallen. War er nur heute so, oder war er schon seit langem so gewesen? Und hatte nur sie es nicht gemerkt, daß er ein alter Mann geworden war?

Es zuckte und kämpfte in seinem Gesicht.

Da überwältigte es sie, und sie sank in seine Arme und schluchzte an seiner Brust.

„Lieber Papa — mein lieber Papa!"

Sie wollte ihm sagen: Mir ist, als hätte ich dich niemals genug geliebt, als wäre ich immer selbstsüchtig neben dir hergegangen auf meinen eigenen Wegen, als hätte ich viel an dir gutzumachen, was ich nun nicht mehr gutmachen kann.

Und er fühlte dasselbe oder etwas Ähnliches. Sprechen konnte aber keines von ihnen. Sie hielten sich lange wortlos umschlungen.

Endlich ließ er sie.

„Komm bald wieder, meine Hilde," sagte er sehr leise.

„Ja, bald, sehr bald — schon zu Weihnachten,“ sagte sie.

Dann führte er sie an seiner Hand hinaus.

Auf dem Flur am Treppengeländer lehnte Adalbert, blaß wie sie, mühsam seine Erregung beherrschend.

Er nahm die Tochter aus des Vaters Hand.

Sie wandte sich noch einmal zurück und sagte ihrer treuen Emma adieu.

Dann schritt sie an Adalberts Hand die Treppe hinab über den Flur zur Tür hinaus und stieg mit ihm in den Wagen.

19.

Es war am Tage darauf — etwa um dieselbe Zeit.

Sie kehrten in einer Droschke in ihr Hotel zurück, beide sehr müde vom vielen Sehen und vom vielen Sprechen.

Der Tag war lang und anstrengend gewesen, trotzdem sie spät aufgestanden waren. Das Wetter war sommerlich klar, und die ihnen beiden noch fremde Stadt Hannover hatte ihnen ihr freundlichstes Gesicht gezeigt. Sie hatten Museen und Ausstellungen besucht, ein Gartenkonzert, dann die Tiere im Zoologischen Garten recht gründlich betrachtet — und sie hatten sich dabei fortwährend unterhalten. Keinen Augenblick

war das Gespräch ins Stocken gekommen. Ja, was früher zwischen ihnen möglich gewesen war, daß sie, während sie zusammen waren, zeitweise schwiegen und eines nur still gleichsam auf die Gedanken des anderen lauschte, das schien jetzt vollständig ausgeschlossen.

Hilde war's, die solches Schweigen krampfhaft mied, in einer bebenden Scheu und Angst, für sich allein nichts mehr denken zu können als den einen schrecklichen Gedanken: Wie war es möglich? Wie konntest du es tun? Und nun weiterleben müssen im Betrug, immer weiter — immer wieder — ein Leben lang! Fort mit den entsetzlichen Gedanken — weit fort — —.

„Du, Adalbert."

„Ja, mein Liebstes —."

Und sie fing von irgend etwas zu reden an, woran ihre Seele nicht dachte, nur um die immer wiederkehrenden Fragen ihres Innern zu betäuben: Ist es möglich, daß er mich noch ebenso lieb hat? Kann er in Wahrheit glücklich mit mir sein? Oder kann er es sich auch nur einbilden? Ist er nicht blind, taub, ganz und gar von Gott verlassen, daß er's noch nicht weiß, daß ich ihn betrog?

Er — er wußte es nicht. Er hielt sie in seinen Armen, glaubte, daß sie ihm gehörte, und war glücklich. Hatte sie es ihm nicht selbst am Vorabend der Hochzeit gesagt, daß sie ihn lieb hätte? Er war unendlich lieb, unendlich zart mit ihr. Und die tiefe Rührung, die sie darüber empfand, äußerte sich in

einer stillen, demütigen Ergebenheit ihm gegenüber. Die — verwechselte er mit der Liebe! War es möglich? —

Als der Wagen vor ihrem Hotel hielt, kam der Portier eilfertig heran und öffnete den Schlag.

„Es sind zwei Depeschen für die Herrschaften eingelaufen," sagte er. „Sie sind hier schon in verschiedenen Hotels herumgeschickt worden, weil sie keine vollständige Adresse hatten. Hier — nur: Herrn und Frau Doktor Adalbert Pundt, z. Z. Hannover. Hotel? —"

Adalbert nahm die Telegramme aus der Hand des Portiers, beauftragte diesen, den Kutscher zu bezahlen, und trat mit Hilde ins Haus.

„Adalbert — um Gottes willen!" bat Hilde in Angst.

Erst in ihrem Zimmer angekommen, öffnete er die eine der Depeschen. Das Papier zitterte in seinen Händen. Er wurde blaß.

Das andere Telegramm, das seinen bebenden Händen entglitten war, hatte Hilde vom Boden aufgenommen und fast im nämlichen Augenblick erbrochen.

Sie las:

„Papa plötzlich schwer erkrankt. Kommt sofort."

„Papa ist krank!" schrie sie auf. „Um Gottes willen! Und was hast du? Noch Schlimmeres?"

Sie entriß ihm seinen Zettel. Er hatte die zweite Depesche zuerst gelesen.

„Papa soeben sanft eingeschlafen."

Hilde stand, die Hände an die Stirn gedrückt, und starrte ihren Mann mit wirren Augen an.

„Ja, wie ist das? Papa tot? — Dein Vater oder meiner? Es stand ja nichts drunter."

„Deiner," sagte er tonlos. „Die Nachrichten müssen von Tante Gunny kommen. Karoline hätte nicht Papa geschrieben, sondern Vater. Es ist dein Vater."

„Tot — nein — tot doch nicht! Er war ja gestern noch ganz gesund. Papa doch nicht — nein — nein!"

Es währte eine geraume Zeit, ehe ihr Gehirn den Gedanken wirklich aufgefaßt hatte. Und dann war's, als ob ihr Verstand es wohl begriff, aber ihr Herz nicht. So merkwürdig ruhig war sie dann.

Ja, nun mußten sie nach Hause — heute nacht noch. Unmöglich konnten sie noch eine Nacht hier im Hotel bleiben. Adalbert sollte nur sofort den nächsten Zug aussuchen.

Das war ein Personenzug. Er fuhr um neun Uhr ab und fuhr die ganze Nacht hindurch. Morgen früh gegen sechs würden sie dort sein können.

Es blieb ihnen noch gerade so viel Zeit, um ihre Sachen zu packen. — — — — — — — — — —

20.

Wie es gewesen war? Wann es gewesen war? Aus Tante Gunnys ziemlich zusammenhanglosen Berichten ging nichts Klares hervor. Erst Doktor Guttmann, der gegen Mittag noch einmal vorkam, gab eine begreiflichere Erklärung.

Sofern es überhaupt eine begreifliche Erklärung dafür gab. Der Professor war ja eigentlich immer gesund gewesen. Hilde konnte sich der Zeit nicht erinnern, ihn jemals krank gesehen zu haben. Wohl war ihr der schlaffe und alte Ausdruck seiner Züge aufgefallen, als sie Abschied von ihm genommen. Er hatte sie sogar beängstigt und während der Eisenbahnfahrt noch verfolgt. Aber nicht im entferntesten hatte sie daran gedacht, daß er den Anfang vom Ende, geschweige denn direkt das Ende selbst schon ankündigte.

Kaum zwei Stunden, nachdem das Brautpaar fortgefahren war, war es geschehen. Die letzten Gäste waren auch nach dem bald schon erfolgenden Abschiede des alten Pundt und seiner Tochter noch eine Weile beisammen geblieben. Und da man sich nun nur noch mit Leuten aus seiner Kaste und Interessensphäre zusammen befand, war die Stimmung zum Schluß noch recht angeregt und heiter gewesen.

Gegen neun waren dann alle gleichzeitig aufgebrochen. Der Professor hatte seine Gäste noch selbst bis zur Haustür geleitet. Dann war er in sein

Studierzimmer zurückgekehrt, das Tante Gunny ein paar Minuten nach ihm betrat.

Da hatte er in einer merkwürdigen, gebückten Stellung in seinem Schreibtischstuhl gesessen und in dem Augenblick, als seine Schwester eintrat, ein unartikuliertes Stöhnen ausgestoßen. Während sie zu ihm geeilt, war er vollends zusammengebrochen. Der Ausdruck seiner Augen war schon stier und leblos gewesen. In dem Moment war alles zu Ende.

Tante Gunny und Emma hatten nichts weiter tun können, als den zusammengesunkenen, noch warmen, schweren Körper vorsichtig auf den Teppich zu legen.

Dann hatte man nach Doktor Guttmann telephoniert, und der war, sobald er nach seiner Heimkehr von der Hochzeitsgesellschaft die Nachricht in seinem Hause empfangen hatte, mit einer Droschke herausgekommen. Er hatte dem Professor die stieren Augen zugedrückt und den Tod infolge von Herzlähmung konstatiert.

Ob der immer kräftige, gesunde Mann vielleicht in früheren Zeiten so oder so auf seine Gesundheit eingestürmt war, ob der regelmäßige und reichliche Alkoholgenuß, dem er selber wie einem guten Prinzip gefröhnt, doch vielleicht schon innerlich auf einen solchen Ausgang vorbereitende böse Folgen gehabt, ob die unterdrückte Gemütsbewegung der letzten Zeit das ihre dazu getan hatte — all diese und noch andere ähnliche Fragen tauchten natürlich sofort auf, wurden erwogen, aber nur mit Einschränkungen bejaht der

furchtbaren Plötzlichkeit dieses Zusammenbruchs gegenüber. Es gibt eben doch auch Willkürlichkeiten und Grausamkeiten der Natur, angesichts deren menschliche Wissenschaft sich arm und ahnungslos bekennt.

Hier sprach eine Tatsache, eine so große und grauenvolle Wirklichkeit, daß alles Fragen nach dem Wie und Warum bald töricht und überflüssig erschien. Hier herrschte eine Macht, der kein Klagen und Selbstanklagen etwas abrang. Hier galt es weiter nichts mehr, als sich zu beugen unter ein gewaltiges, unabwendbares Naturgesetz. — —

In der Mitte des Zimmers, in dem am vergangenen Tage seine Tochter getraut worden war, hatte man schon gestern den Professor aufgebahrt, und die Blumen und Palmen, die den Traualtar geschmückt hatten, bekränzten nun seine Bahre. Es war alles so nah und reichlich vorhanden, was man zur würdigen Ausstattung dieses Trauerraumes brauchte, als habe es so sein müssen, als sei alles nur zu diesem Zwecke herbeigeschafft.

Nachdem der Arzt dem Toten die Augen zugedrückt hatte, war der Ausdruck seines Gesichts ruhig und ausgeglichen. Der Schmerz, ja der Schreck über die Gewaltsamkeit des Scheidens, der zuerst darin gestanden hatte, schien ausgelöscht. Vorbereitet oder nicht, fast jeder, der einmal gehen soll und muß, scheint zuletzt ruhig und mit Willen und Absicht gegangen zu sein.

Tante Gunny war von einem ungeheuren Grauen

erfüllt, zudem von tausend abergläubischen Vorstellungen. Sie hatte, seit der Arzt den Tod konstatiert hatte, das Zimmer ihres Bruders nicht mehr betreten. Alle notwendigen Anordnungen hatte Emma mit dem Doktor zusammen getroffen.

Hilde saß einen ganzen Tag lang fast unbeweglich neben der Bahre des Vaters. Sie war wunderbar ruhig; sie hatte auch kaum das Bedürfnis, Tränen zu vergießen. Es war eine große Starrheit in ihr. Dabei waren ihre Gedanken doch fortwährend in Tätigkeit. Was an Schmerz, ja an Verzweiflung zuinnerlichst in ihr war, fand keinen Ausweg. Sie erschien sich selbst wie eine Traumwandlerin. Sie sah in das stille, bleiche Gesicht da vor ihr mit den verschlossenen Augen, und sie sagte sich: Nun ist er tot. So tot und unwiederbringlich für mich verloren wie meine Mutter. Ihr Verstand hatte das ganz klar erfaßt, und sie meinte, es müsse sich ertragen lassen.

Dann aber blickte sie scheu in den Erker, in dem sie vor zwei Tagen getraut worden war. So starben zwei in diesem Zimmer — nicht nur der Vater, auch sie, die Tochter. Hilde Dehringer war hier auch gestorben. So frei sie auch dachte, es lebten noch atavistische Anschauungen in ihr. Die eigentlich und gesetzlich bindende Standesamtshandlung galt für ihr Gefühl gar nichts. Erst als sie von dem Prediger, dessen Glaubensüberzeugungen sie keineswegs teilte, mit Adalbert zusammengesprochen wurde, hatte sie sich unauflöslich gebunden gefühlt. Damals starb Hilde

Dehringer so plötzlich, wie ein paar Stunden später ihr Vater in demselben Zimmer starb.

Dann standen die beiden letztvergangenen Nächte deutlich vor ihren Augen, die vorige, in der sie mit der schrecklichen Gewißheit dem toten Vater entgegengereist waren — und die davor, ihre Brautnacht — grauenhaft deutlich in jeder Einzelheit — — nur, daß ihr all das weit, weit zurückzuliegen schien.

Ein paarmal kam Adalbert zu ihr herein, setzte sich zu ihr und sprach mit ihr vom Vater. Mehrmals bat er sie herzlich, mit hinauszukommen und etwas Nahrung zu nehmen. Sie hatte seit gestern nachmittag nichts mehr genossen. Aber sie konnte und wollte nicht. Jedesmal, wenn die Tür sich öffnete, hörte sie aus dem Nebenzimmer Tante Gunnys fassungsloses Schluchzen. Sie meinte, jetzt Tante Gunnys Gesicht nicht ertragen zu können.

Schließlich — es war schon gegen abend — kam Emma herein.

„Kommen Sie doch einen Augenblick, Fräulein Hildchen. Nur ein bißchen Kaffee — kommen Sie in die Küche.“

Dieses „Fräulein Hildchen“ tat ihr in der Seele wohl. Sie stand nun auf und folgte Emma. Die hatte ihr einen bequemen Sessel in die Küche gebracht und einen kleinen Kaffeetisch ganz für sie allein gedeckt. Hierher kam Tante Gunny nicht.

Hilde genoß etwas und kam für ein paar Augenblicke mehr zu sich und zur Wirklichkeit. Emma er=

zählte, daß zur Beerdigung Verwandte kommen würden, Onkel Gerhard, der einzige Bruder des Vaters mit seiner Frau, außerdem zwei Vettern. Da war es Hilden plötzlich, als habe sie die Pflicht, sich wie früher um alles hier im Hause zu kümmern, um die Logierzimmer, die Bettwäsche usw. Tante Gunny war ja viel zu aufgeregt jetzt, um das vernünftig zu bestimmen. Wo Emma die Schlüssel hätte?

„Aber Fräulein Hilde, darum brauchen Sie sich doch nicht zu sorgen," meinte Emma. „So viel werde ich am Ende doch noch verstehen."

„Nein, Emma, nein — nun ich einmal im Hause bin —."

Und Hilde stand hastig auf. Der Genuß des starken Kaffees, mit dem Emma es so besonders gut gemeint hatte, hatte sie lebhaft an- und aufgeregt.

Sie ließ sich nicht von Emma zur Ruhe reden. Emma mußte durchaus mit ihr hinaufgehen, damit sie ihr dort die Anordnungen über Bettwäsche und Fremdenzimmer erteilen konnte.

Aber oben angekommen, wurde ihr ganz wirr im Kopfe, so daß sie ihren eigentlichen Zweck plötzlich vergaß und anstatt in das Schrankzimmer in ihr eigenes Arbeitszimmer trat. Emma folgte ihr.

Es war darin noch nichts verändert worden. Die Kisten standen schief mitten in der Stube, und die Chaiselonguedecke war noch immer verschoben von dem Vorabend der Hochzeit her, als sie hier mit Adalbert gesessen hatte.

Jetzt fiel Hilden das letzte Gespräch mit Emma in diesem Zimmer ein.

„Wissen Sie noch, Emma, was Sie gesagt haben zuletzt? Ich würde bald wiederkommen — und wenn ich wiederkäme, dann würde ich laut lachen —.“

„Gott gebe, daß Sie's nochmal wieder lernen, Fräulein Hildchen.“

Da fiel ihr Blick auf das schöne, lächelnde Gesicht der Urgroßmutter.

„Hast du's noch gekonnt nachher? Hast du noch lachen können?“ stieß sie plötzlich wild heraus — —.

Und dann griffen ihre Hände in die leere Luft. Ein schwarzes Rad drehte sich vor ihren Augen. Mit einem Aufschrei taumelte sie zurück. Emma fing sie in ihren Armen auf. Eine tiefe, wohltätige Ohnmacht kam über sie und löschte ihr Denken und Schmerzempfinden für viele Stunden aus. —

21.

In den nächsten Tagen kam sie immer nur für Augenblicke und auch dann nur zu einem Teile ihres Bewußtseins.

Sie sah dann nichts weiter als Emmas Gesicht, das sich nah zu ihr beugte. Sie hörte die leise, sanfte Stimme eindringlich, suggestiv reden, sie solle ein wenig Nahrung nehmen, und sie tat es; sie genoß, was Emma ihr einflößte; dann schlief sie weiter.

Dieses Einschlafen war jedesmal ein köstliches Gefühl. Sie hatte in ihrem halben Bewußtsein dann eine Empfindung, als wenn irgendwo draußen eine Welt läge, die ganz schwarz, düster, grauenvoll und rätselhaft war, daß sie sich aber um diese Welt gar nicht mehr zu kümmern brauchte, ja, daß diese ihr nichts anhaben konnte. Sie durfte schlafen — o, so tief, so wundervoll tief. Vielleicht schlief sie sich in den Tod.

Sie tat es nicht; sie schlief sich ins Leben.

Der Tod war ins Haus gekommen über Nacht, ohne daß sie es wußte und ahnte. Und sie hatten den Toten eines Tages aus dem Hause getragen, auch ohne daß sie es wußte und ahnte. Menschen waren im Hause aus- und eingegangen; Verwandte hatten darin gewohnt; es war sogar oft recht laut und lebhaft zugegangen, so daß Emma in größter Angst um Hilde war. Aber Hilde war von all dem nicht erwacht; sie hatte nichts davon gehört. Emma hatte ihre Türschwelle Tag und Nacht wie ein Drache bewacht. Niemanden außer dem Doktor hatte sie zu ihr gelassen. —

Hilde erwachte eines Vormittags, als die Sonne hell, wenn schon etwas herbstlich blaß, ins Zimmer schien, zu vollem, klarem Bewußtsein. Im Kopfe hatte sie zwar die Empfindung einer ganz eigentümlichen Leere; aber im übrigen fühlte sie sich sehr wohl. Sie wollte aufstehen.

Mechanisch, wie sie es von jeher gewohnt war,

nahm sie die Uhr vom Bettisch und sah nun erst zu ihrem Staunen, daß es halb elf war. Wie ging das zu? Wie hatte sie sich um drei Stunden verschlafen können?

Sie hatte sich zum Aufstehen aufgerichtet — da plötzlich fiel ihr alles ein, alles zugleich. Mit einem einzigen Gedanken umfaßte sie eine Welt von Herzeleid. Matt sank sie in die Kissen zurück — nun wieder aus der stillen, friedvollen Welt des Schlafes zurückgekehrt in die wirkliche Welt mit ihrem Kampf und ihrem Leid.

Hier lag sie, Hildegard Pundt, geborene Dehringer, in ihrem Mädchenschlafzimmer krank infolge des Schreckens und Schmerzes beim plötzlichen Verluste ihres Vaters. Der Vater war tot — und sie war mit Adalbert Pundt verheiratet — ja, verheiratet!

All dies war wahr. Eines aber war seltsam und unerklärlich: Die Tür zu ihrem anstoßenden Arbeitszimmer war geöffnet. Vom Bett aus konnte sie gerade auf den Schreibtisch sehen und auf das Bild der Urgroßmutter darüber. Und sie wußte doch ganz genau, daß sie vor — ja, vor wie langer Zeit, das wußte sie allerdings nicht — aber daß sie am Tage vor ihrer Hochzeit all die Bücher, Bilder und Kleinigkeiten, die sonst darauf standen und lagen, eingepackt hatte. Und heute stand und lag wieder alles genau an seinem Platze wie zu der Zeit, da Hilde Dehringer hier gewohnt und gewaltet hatte — alles, das Bild ihrer Mutter und das Brautbild von Martin und Edda

Gerald — sie konnte sie vom Bett aus deutlich an der Form und am Rahmen erkennen — das Schreibzeug, die Lampe — alles stand genau wie ehedem.

Sie hätte nun wirklich wähnen können, daß sie ihre Verlobung, ihre Hochzeit und den Tod ihres Vaters in einem langen und schweren Schlafe nur geträumt hätte. Aber der Schmerz, der Druck, der nun auf ihr lag, war so wahr und wirklich wie der schmale Goldreif an ihrer rechten Hand.

Sie lag nun matt, still und geduldig, sah immer nach dem lieben alten Schreibtisch hin und meinte, es würde sich schon alles einmal erklären. Geduld hatte sie jetzt gelernt.

Als aber im Nebenzimmer leise die zum Flur führende Tür geöffnet wurde, schrak sie doch zusammen. Wenn nur Adalbert nun nicht kommen wollte!

Er war es nicht. Es war Emma, die eintrat.

Als sie Hilde mit klaren, offenen Augen liegen sah, stürzten ihr die Tränen wie Bäche aus den Augen. Sie konnte ihre Fassung kaum wahren. Sie glitt leise neben Hildes Bett nieder und streichelte und küßte ihre Hände viele Male.

„Aber Emmachen! Aber nein doch,“ sagte Hilde sehr weich. „Ja, was ist denn eigentlich? Haben Sie schon gemeint, ich wäre tot?“

„Beinah, liebes Fräulein Hildchen. Sie wollten ja gar nicht wieder aufwachen. Vier Nächte und drei Tage haben Sie so gelegen und geschlafen.“

„Vier Nächte und drei Tage," wiederholte Hilde langsam. „Ist Papa — begraben?"

„Ja."

„Wann?"

„Vorgestern früh."

„Sind die — Leute alle weg?"

„Ja — die hier im Hause waren."

„Wo ist mein Mann?"

„Hier in der Stadt. Er wohnt bei seinem Vater. Er kommt täglich mehrmals hierher, um nachzufragen, wie es Ihnen geht, Frau Doktor."

„Emma!"

„Ja, was denn — Fräulein Hildchen?"

„Hat er mich gesehen?"

„Nein. Herr Doktor Guttmann wollte es durchaus nicht erlauben. Niemand durfte zu Ihnen. Sie hatten manchmal hohes Fieber."

„So. Hab ich denn manchmal gesprochen im Fieber?"

„O ja."

„Was denn?"

„Ach, das konnt ich nicht alles verstehen."

„Emma — Sie müssen mir doch nichts vorlügen."

„Es war natürlich sehr wirr, Fräulein Hildchen. Sie hatten ja auch so furchtbar viel Aufregungen gehabt —."

„Hab ich auch von meinem Mann gesprochen?"

„Es war wohl manchmal so, als ob Sie zu Herrn Doktor sprachen und manchmal auch zu Herrn

Professor. Es war wohl manchmal sonderbar; aber mich hat's nicht so sehr gewundert. Man weiß ja, daß die Menschen im Fieber wunderbares Zeug reden."

„Emma — hab ich wohl mal gesagt, daß ich meinen Mann nicht liebte?"

„Nein, Fräulein Hildchen, Sie haben ein paarmal gesagt: ‚Ich bin dir ja so furchtbar gut, Adalbert'."

„Ich bin ihm ja auch furchtbar gut," sagte sie. Und nach der Erregung kam schnell die Mattigkeit über sie. Sie schloß die Augen.

„Bleiben Sie aber da, Emma, ja?" bat sie. „Ich schlafe nicht wieder ein — und —"

Emma war froh, daß Hilde wieder still war Was für erschütternde Bekenntnisse sie oft aus den Fieberphantasien heraus vernommen hatte, das blieb in ihrer verschwiegenen Seele verschlossen. Davon hatte Adalbert trotz seines täglichen Fragens, Bittens und Drängens kein Sterbenswort erfahren.

Hilde lag nun ruhig bei vollem Bewußtsein, aber vor Schwäche apathisch.

Als Doktor Guttmann später kam und ein paar Fragen nach ihrem Befinden an sie stellte, stand sie ihm ganz klar Rede und Antwort. Sie fühle sich sehr gut, nur schwach, furchtbar schwach.

Er hielt ihre Hände lange in einer Ergriffenheit, die auch er kaum bemeistern konnte.

„Sie sind eine ganz prachtvolle Frau, Frau Doktor. Nun kommen Sie über den Berg,, hast du

nicht gesehen. Passen Sie mal auf. Ihr Herr Gemahl wird aber einen Luftsprung machen!"

Also so weit war's mit ihr gewesen! O Gott, so nah dem Ziele hatte sie noch umkehren müssen. Und darum war sie nun eine prachtvolle Frau.

„Es ist noch so leer in mir, in meinem Gehirn," sagte sie langsam. „Alles verstehe ich noch gar nicht, und furchtbar vieles möchte ich fragen. Nur —"

„Aber noch nicht, liebe Frau Doktor. Noch ein klein wenig Geduld haben, hören Sie. Verständig sein, Frau Hilde. Ihr lieber Mann darf noch nicht zu Ihnen. Er muß auch noch ein bißchen Geduld haben. Ich darf ihn grüßen, ja?"

„Ja."

Er wunderte sich, daß sie nicht mehr sagte und nicht bat, ihren Mann sehen zu dürfen.

„Nur ruhig, ruhig bleiben," sagte er noch. „Um so schneller geht's vorwärts. Auch die Emma nicht viel fragen. Ich hänge der Emma sonst ein Schloß vor den Mund. Ihre Augen sind prachtvoll klar, Frau Hilde. Passen Sie auf, nächstes Mal reden wir wieder über Nietzsche und Schopenhauer."

„Ich weiß gar nicht mehr, wer die waren," sagte Hilde und versuchte zu lächeln. —

Den ganzen Tag über blieb sie ruhig. Gegen Abend kam das Fieber wieder. Sie fühlte, wie sie heiß wurde; aber sie behielt die Besinnung und sprach nichts.

Aber in der folgenden Nacht konnte sie nicht

schlafen. Emma, die sich die Chaiselongue aus dem Nebenzimmer hereingeschoben hatte und darauf ruhte, ohne ein Auge zuzutun, nahm es an ihren häufigen, unruhigen Bewegungen wahr.

„Liegen Sie denn nicht gut, Fräulein Hildchen?"

„Doch, sehr gut. Nur ich fühle mich so munter. Das kommt wohl, weil ich solchen Dauerschlaf hinter mir habe. Nun hab ich meine Schlaffähigkeit aufgebraucht. Aber Sie, armes Seelchen — Sie müssen es ja unendlich schwer gehabt haben in diesen Tagen. Sie haben sicherlich Schlaf nachzuholen. Gute Nacht."

„Ich möchte Ihnen schon gute Nacht wünschen, Fräulein Hilde. Aber wenn ich doch weiß, daß es nichts nützt —. Nein, ich bring's nicht übers Herz, Sie jetzt zur Ruhe zu reden. Was wollten Sie denn wissen?"

„Schrecklich viel, Emma. Wie haben Sie's nur möglich gemacht, mir Tante Gunny in diesen Tagen fernzuhalten?"

„Ich war mit Herrn Doktor Guttmann im Bunde. Der hatte Fräulein Dehringer ziemlich schnell durchschaut — daß sie sich nicht für die Krankenpflege eignet, so wie ihre Art mal ist, und daß auch kein Verständnis zwischen ihr und Ihnen bestehen kann. Dann kamen ja auch die Verwandten, und Fräulein Dehringer mußte sich um die kümmern und auch um die Küche, weil ich ja nicht konnte. Das Mädchen von Frau von Kellewitz ist die ganze Zeit hier zu Hilfe gewesen."

„Ach Gott, ja, natürlich. Unser Haus muß ja ein Hotel gewesen sein in der Zeit. Und mein Mann — wie hat der sich zur Dehringerschen Verwandtschaft gestellt? War der immer zwischen ihnen?“

„Gar nicht. Und das fand ich sehr richtig von Herrn Doktor. Wenn die zu seiner Hochzeit nicht herfinden konnten, und jetzt mit einem Male da waren, dann gingen sie ihn wenig an. Er wohnte bei seinem Vater, kam aber wohl dreimal täglich ins Haus, immer direkt zu mir. Er hat manchmal halbe Stunden lang im Nebenzimmer bei mir gesessen und ganz leise mit mir gesprochen, immer nur von Ihnen.“

„Und — wer hat die Kisten in meinem Zimmer wieder ausgepackt?“

„Das habe ich gestern nachmittag getan. Doktor Guttmann sagte, wenn Sie erst wieder auf wären, würden Sie doch in den ersten Tagen noch nicht ausgehen können, und an Abreisen wäre sobald noch gar nicht zu denken. Da wollte ich nun nicht gern, daß Sie ein so unwirtliches Zimmer um sich sähen, wenn Sie aufwachten. Wenn Sie in acht oder vierzehn Tagen so weit sind, zu reisen, dann helfe ich Ihnen schnell, alles wieder verpacken.“

„Es ist gut so. Ich möchte hier bleiben,“ sagte Hilde. „Wirklich, ich täte es gern, sehr gern. Es wird auch wohl eine Menge nun zu ordnen geben. Dieser ganze Haushalt hier — — ach, aber eins ist gut, Emma, Sie kann ich nun mitnehmen. Nicht wahr, Sie kommen doch mit mir?“

„Natürlich, Fräulein Hildchen. Aber nun muß ich doch an Doktor Guttmanns Schloß erinnern. Nun gute Nacht.“ —

„Emma!“ rief Hilde nach einer Weile.

„Sie sollen schlafen, Frau Doktor,“ sagte Emma streng.

„Ich kann es doch nicht. Emma, wissen Sie, was ich wohl möchte?“

„Was denn?“

„Immer hier bleiben, in diesem Hause wohnen. Jeden Morgen in die Kinder-Volksküche gehen und da helfen und nachmittags ins Arbeiterinnenheim. Sehr nützlich mein Leben zubringen und sehr still.“

„Und Herr Doktor Pundt?“

„Der könnte uns in seinen Ferien besuchen.“

„So meinen Sie denn, daß er damit einverstanden wäre? Sie müssen ihm mal den Vorschlag machen. — Aber von nun an bin ich wirklich taubstumm. Zum letztenmal gute Nacht!“

22.

Zwei Tage später durfte Adalbert zum ersten Male zu ihr.

Emma führte ihn vormittags zu ihr ins Zimmer und ging dann hinaus — auch aus der Nebenstube. Die beiden waren ganz allein.

Er war sehr blaß und erschien fast gealtert. Die

Angst, Sorge und Sehnsucht, die er in diesen Tagen um sie getragen, stand in seinen Gesichtszügen geschrieben. Doch war er äußerlich ruhig und hatte sich seinem dem Arzte gegebenen Versprechen gemäß, ganz in der Gewalt.

Er setzte sich zu ihr auf den Bettrand, beugte sich über sie und küßte sie auf die Stirn. Dann nahm er ihre Hände und streichelte sie sehr sanft mit einer rührenden, scheuen Zärtlichkeit, und ebenso streichelte er ihr Haar. Eine ganze Weile sprach er gar nichts. Es war, als ob er etwas sagen wollte und nicht könnte.

Sie war die erste, die sprach.

„Adalbert,“ sagte sie weich und herzlich.

Da legte er seine großen Hände um ihren Kopf wie einen Rahmen, und seine Augen konnten sich nicht satt sehen an ihren Augen und an ihren Lippen.

Sie lächelte.

„Hilde — wenn du von mir gegangen wärst,“ stammelte er — „aber nein, ich bin ja ganz dumm. Wer denkt denn noch an so etwas. Ich hab dich ja. Ich halte dich ja. Und du kannst ja noch alles. Kannst ja noch sprechen und kannst ja noch lachen. Gott sei Dank. Hilde, sag mir, wie ist dir? Wie fühlst du dich?“

„Gut, Adalbert. Aber laß deine Hände von meinem Kopf. Das macht so warm.“

Er ließ sie sogleich los. Aber auf der Bettdecke fand sich seine Rechte mit der ihrigen zusammen — die beiden Hände mit den Trauringen. Er hatte

früher manchmal etwas von „durchsichtigen" Händen gelesen und den Ausdruck immer ganz sinnlos gefunden. Als er jetzt ihre weiße, von blauen Adern durchschimmerte Hand betrachtete, wußte er, daß es das doch gab. Er wagte es kaum, dieses zerbrechliche Gebilde fest zu berühren. Da begann sie aber mit ihren beiden Händen mit seiner Rechten zu spielen, so wie sie es früher manchmal getan hatte. Ihm war jedoch, als hätte er in seinem ganzen Leben noch nichts so Entzückendes und innerlich Beglückendes gefühlt wie die leisen, kosenden Berührungen dieser ätherisch zarten Finger.

„Wie geht es Vater?" fragte sie.

„Gut. Er läßt dich vielmals, vielmals grüßen. Er spricht von fast nichts anderem als von dir."

„Er soll bald zu mir kommen — morgen. Ich werde es zu Doktor Guttmann sagen, daß er es erlauben muß. Tante Gunny will ich gar nicht sehen — oder meinetwegen, ich will sie auch sehen; denn sie tut mir leid, da auch sie in Papa viel verloren hat. Aber vor allen Dingen will ich Vater sehen und sprechen."

„Er wird sich sehr freuen, Hilde. Du glaubst es ja gar nicht, wieviel Vater von dir hält. Ach, Hilde — du —"

„Was denn, Adalbert?"

„Nun ich weiß, daß ich dich behalte, ist mir, als könnte mir in der Welt kein Unglück mehr geschehen, als wäre ich gefeit gegen alles."

Da bewegte sie bang und verneinend den Kopf.

„Nein, Adalbert, ach, glaub das nur nicht, glaub es nicht! Ich lebe — ja, ich fühle, daß ich atme und daß mein Herz schlägt. Es könnte möglich sein, daß ich noch einmal ganz gesund würde. Der Doktor tut ja so, als ob das ausgemachte Sache wäre. Aber keiner von uns kann es wissen, ob das wirklich kommt, und wann es kommt. Ich bin nicht mehr die alte Hilde Dehringer, und ich werde es nie, nie wieder!" —

Sie hatte sich plötzlich sehr erregt. Angst und Verzweiflung standen in ihren Augen; ein Tränenstrom brach daraus hervor, während ihre Hände die seinigen losließen.

Er war aufgestanden, erschreckt und fassungslos. Nun wußte er's, daß sie doch noch krank war, viel kränker, als er es geahnt. Wie namenlos mußte ihre Seele gelitten haben!

Einen Augenblick rang er heftig mit sich. Dann aber gab seine große, starke Liebe ihm das rechte Wort, sie zu beruhigen.

„Hilde — aber Hilde! Aber darum mußt du doch nicht weinen! Ja, sieh, wenn wir schon so weit sind, warum sollten wir denn nicht weiter Geduld haben, bis wir ganz nach oben kommen? Ja, meinst du denn, ich werde irgend etwas von dir verlangen, etwa, daß du morgen oder übermorgen mit mir kommst und mir meinen Haushalt führst oder dergleichen? Meinst du denn, daß du nicht die beste, die liebreichste Pflege haben sollst — Tage, Wochen lang — ja, laß

es meinetwegen Monate dauern. Wenn ich nur weiß, daß du lebst, und daß du mir noch ein klein, klein wenig gut bist, Hilde."

Sie hatte aufgehört zu weinen. Sie lag still und ergeben in einer großen Erschöpfung. Als er nun wieder vorsichtig nach ihrer Hand griff, nahm sie die seine, zog sie mit Anstrengung an ihre Lippen und küßte sie innen in die Handfläche hinein.

23.

Es ging sehr langsam vorwärts mit Hilde. Noch bedeutete jedes Wiedersehen mit Adalbert für sie eine Aufregung, ja einen Rückschritt.

Tante Gunny mußte ihr mit List und Gewalt ferngehalten werden, denn Tante Gunny besaß so wenig Selbstbeherrschung, daß sie in Hildes Gegenwart heftig weinte.

Dagegen durfte der Schwiegervater jeden Tag eine halbe Stunde an ihrem Bette sitzen. Und ob er gleich Ledergeruch mitbrachte und seine Nägel, die er im Leben niemals so eifrig gebürstet hatte wie in dieser Zeit, doch nicht ganz rein waren — Hilde wollte ihn bei sich haben. Mit ihm zu reden tat ihr wohl. Er, der im Leben viel verloren hatte, der sehr ernst und sehr fromm dachte, er durfte und konnte mit ihr sprechen.

Auch Karoline kam ein paarmal. Sie war zwar

nicht imstande, die Steifheit und Säuerlichkeit ihres Wesens abzulegen. Aber seitdem dies schwere Leid über ihre Schwägerin gekommen, Tod und Krankheit, fühlte sie sich ihr doch näher. Wohl sprachen sie nicht zusammen über die ernsten inneren Angelegenheiten, vielmehr über recht weiblich nebensächliche Dinge, über Handarbeiten und Wäsche — — aber sie wußten nun doch immer etwas miteinander zu reden. Auf Karolinens Seite stand Hilden nun keine stumme und starre Abweisung mehr gegenüber. —

Adalberts Ferien gingen zu Ende. Er mußte abreisen, um seine neue Lebensstellung anzutreten. Martin und Edda Gerald hatten sehr teilnahmvoll und herzlich geschrieben und Adalbert gebeten, in der ersten Zeit ganz bei ihnen zu wohnen, damit er sich in der fremden Stadt nicht gar zu einsam fühlte.

So nahm Adalbert denn am Sonntag Abschied von Hilde mit dem Versprechen, am kommenden Sonnabend abend wieder bei ihr zu sein und den Sonntag bei ihr zu verbringen.

In dieser ersten Woche seiner Abwesenheit erholte Hilde sich zusehends, so daß sie schon nach einigen Tagen aufstehen konnte. Auch ihre Stimmung hatte sich gewandelt. Sie war gleichmäßig, ruhig und sanft.

„Es muß ja zu ertragen sein,“ sagte sie öfter zu Emma, „wenn ich nur erst weiß und fühle, daß dies alles mir dauernd nichts angehabt hat, daß ich einmal *ganz* gesund werde. Und doch — ich möchte fast

sagen, so gut wie jetzt werde ich's später ja nie wieder haben — — so daß ich mich ganz gut fühle, nur schwach, arbeitsunfähig, aber auch verantwortungslos — daß ich nur gepflegt und verzogen werde, und daß niemand Ansprüche an mich stellt."

Als er kam, freute er sich, sie aufzufinden und schon so viel wohler von Aussehen.

Sie fragte ihn viel über seine Arbeit und über Geralds. Und wie er nun wahrnahm, daß alle seine Gedanken und seine Schritte sie noch interessierten wie ehedem, daß sie ihn in diesen Tagen innerlich begleitet hatte, viel mehr, als er es geahnt und für möglich gehalten, da wurde es ihm doch klar, daß sie ihm nicht verloren war.

Er hatte unendlich um sie gelitten. Er hatte in namenlosen Qualen gegrübelt: wie war dies alles nur möglich, wie hat es nur so kommen können und müssen? Daß nicht die unseligen äußeren Verkettungen allein die Schuld an ihrer Krankheit trugen, so viel stand ihm längst außer Zweifel. Was aber konnte aus dem Innern heraus so verhängnisvoll, zerstörend auf sie eingewirkt haben?

Das verstandesmäßige Grübeln darüber hätte ihn allein wohl niemals auf den richtigen Weg geführt. Aber in seiner tiefen, echten und unmittelbaren Liebe zu ihr war ein Maß von Hingebung und Selbstlosigkeit weit über den gewöhnlichen Durchschnitt hinaus. Und diese seine innersten Gefühle und Instinkte waren es hauptsächlich, die ihn — wenn schon schwer und

mühsam tappend — schließlich doch aus dem Dunkel zum Licht, zum rechten Pfade leiteten.

Es kam noch etwas Äußerliches hinzu. Er lernte in dieser Zeit Martin und Edda Gerald kennen. Er sah in dem Verhältnis dieses Ehepaares zueinander etwas Neues und Eigentümliches, das er bisher noch nicht kannte. Er sah, wie diese beiden sich liebten und zusammen waren, in einer anderen Weise, als wie er sie sonst kennen gelernt hatte; er sah, wie jedes von ihnen sich in der Gemeinschaft dennoch so ganz wahrte, ein ganzer Mensch für sich blieb. Ja, es wurde ihm klar, daß in ihren Beziehungen eine Freiheit lag, die nie dem einen oder anderen Teil auch nur einen Augenblick das Gefühl des Gefesseltseins, der Abhängigkeit geben konnte. Und dennoch waren diese Menschen einander sicherlich sehr viel.

Adalbert Pundt liebte Hilde mit einer tiefen, heißen Leidenschaft. Es gab für ihn kein höheres Glück als ihr Besitz. Es wurde ihm aber allmählich, langsam, langsam in vielen einsam vergrübelten Stunden klar, daß man weder die Seele noch die Sinne des geliebten Wesens zwingen kann. Sie müssen auf einen zukommen freiwillig mit ausgebreiteten Armen und sich einem ans Herz, in die Arme werfen. Anders erhält man sie niemals, niemals. — —

Und liegt nicht eigentlich in der landläufigen Auffassung von der Ehe, die sofort im ersten Augenblick vollständigen Alleinseins alles zu verlangen, alles aus-

zutauschen für richtig und natürlich hält, eine Roheit?

Es fiel ihm ein, daß sie einmal zu ihm gesagt hatte: „Meine Seele sollst du nicht haben," und auch der Zusammenhang, in dem sie das gesagt hatte, wurde ihm jetzt erst ganz verständlich. Später hatte sie ihm sein „Recht" nicht geweigert — und er Tor hatte schon geglaubt, in ihrem Besitze glücklich zu sein. Jetzt erst wußte er, daß er ihre Seele dabei nicht besessen hatte.

Dennoch war in seinem Herzen nicht der leiseste Zorn, der leiseste Vorwurf gegen sie. Er liebte sie so sehr, daß er Gott dankbar dafür war, sie behalten zu haben, daß er ihr dankbar war für jeden Blick, für jedes gute Wort und jeden Händedruck.

Mit jeder Abwesenheit, die wieder zwischen den Wiedersehen vergehen mußte, wuchs seine Sehnsucht nach ihr.

Sie aber wurde immer ruhiger und gesunder. Unausgesprochen reifte in ihnen beiden in den Trennungszeiten das Verständnis füreinander.

Hildes Gedanken fanden sich in die Zukunft und in das Leben mit ihm völlig hinein — bis auf das eine: Ich kann und darf und will ihn und mich nicht noch einmal betrügen, sonst wird das Leben für uns beide unerträglich. — —

Anfang November war's geworden, als er zum vierten Male zu ihr kam. Es war ein selten klarer, sonniger Spätherbsttag.

Sie gingen zusammen die Eichenstraße zum Friedhof. Dürres, braunes Laub hing noch fest und zäh an den alten Bäumen.

Sie gingen Hand in Hand, und sie schwiegen beide. Es war jetzt wieder wie früher zwischen ihnen, wie in der Brautzeit.

Noch lastete ein Druck auf Hildes Seele.

Aber am Grabe der Eltern nahm sie all ihren Mut zusammen und blickte ihrem Mann sehr fest in die Augen.

„Adalbert — wenn ich heut in acht Tagen mit dir komme — dann — eins mußt du mir versprechen, ja?“

„Alles, was du willst, Hilde.“

Sie legte ihre Hände auf seine Schultern und hielt seinen Blick.

„Ich fühle mich jetzt wohl und gesund — du siehst es mir an, und du möchtest doch, daß es so bliebe, nicht wahr?“

„Das möcht ich — ich wüßte nichts in der Welt, was ich nicht hingäbe, um das zu erkaufen.“

„Ich bin sehr egoistisch — ich weiß es — aber es geschieht ja nicht nur um meinetwillen, sondern mindestens ebensosehr um deinetwillen, wenn ich dich bitte —.“

Und nun fand sie das Wort nicht, das entsetzlich schwere, und sah traurig zu Boden.

„Ach, könntest du mich doch ohne Worte verstehen —.“

Da nahm er sie sanft in seine Arme.

„Hilde — ich glaube, ich verstehe dich. Dies meint meine Prinzessin, daß sie zwar gesund, aber doch noch schwach und schonungsbedürftig ist. Ich soll dich ruhig und still bei mir leben lassen, ohne gleich alle möglichen Ansprüche an dich zu stellen. Hilde — laß doch unseren Haushalt verkommen, laß uns im Restaurant essen meinetwegen. Was liegt denn daran? Schlaf jeden Morgen solange wie du willst — ich kann mich ja zunächst ganz im kleinen Fremdenzimmer einrichten, damit ich dich gar nicht störe — du, das ist ja so gleichgültig. Die Hauptsache ist, daß du gesund bist, und daß du bei mir sein willst —."

Als er sie dann aus seinen Armen ließ, hob sich ihre Brust in einem freien, unendlich frohen Atemzug.

„O du — ich dank dir. Und glaub mir, es wird nie ein Augenblick in unserem Leben sein, in dem ich vergesse, dir das zu danken." — — — —

24.

„So, Martin, du hast gesagt, ich sollte wiederkommen. Da bin ich — da hast du mich wieder," sagte Hilde und legte ihre beiden Hände in Martin Geralds Hände.

Es war zum erstenmal, daß sie sein Zimmer wieder betrat — etwa eine Woche, nachdem sie mit Adalbert in der Stadt angekommen war. Geralds

waren beide schon ein paarmal bei ihnen gewesen; Edda hatte ihr fleißig einrichten geholfen. Heute kam Hilde zu Martin, um wieder wie früher mit ihm zu arbeiten.

Es war ein unfreundlicher, regnerischer Tag. Die Scheiben der Fenster waren beschlagen, und Wasserstraßen rannen daran nieder.

Dennoch trat Hilde ans Fenster, wie sie es damals vor einem halben Jahr getan, als sie dies Zimmer zum erstenmal betreten hatte. Dumpf, dunkel und trübselig lagen die verbauten Winkelgäßchen unter ihr. Und schwer, düster, gleichsam erdrückend nah hob sich der Kirchturm von St. Johannes mit seiner Riesenuhr über die Dächer.

Martin stand schweigend neben ihr. Ihr war seltsam beklommen bei diesem schweigenden Alleinsein mit ihm. Sie blickte hinab auf das bekannte Bild, das ihr heute anders als einst, fremd und düster und traurig erschien — und plötzlich tat sie einen tiefen Seufzer.

„Ach — es sind Jahre seitdem vergangen!“

„Nicht nur für dich, auch für mich,“ sagte er. Und ihre Augen trafen sich und ruhten lange und ernst ineinander.

„Auch für dich?“ fragte sie nachdenklich und nahm auf dem Stuhle, auf dem sie früher zu sitzen gepflegt hatte, Platz. „Wieso auch für dich?“

Er war vor ihr stehen geblieben.

Sie sah, wie er gealtert war, sah Falten und

15*

Furchen in seinem Gesicht, die ihr damals nicht aufgefallen waren. Sein Haar war fast ganz weiß geworden.

Nun antwortete er ihr:

„Insofern eine unfruchtbare, unproduktive Zeit, und wenn sie auch in Wirklichkeit nur Monate dauert, langsam, quälend dahinschleicht wie Jahre. Es mag ein für mich selbst demütigendes Bekenntnis sein; aber verschweigen kann ich es dir nicht: ich habe nichts, so gut wie gar nichts arbeiten können in diesen Monaten ohne dich. Mein Buch ist eigentlich noch immer genau auf demselben Punkte, auf dem es war, als du mich verließest."

Es bebte in ihrer Seele wie ein Jubel und doch gleichzeitig wie ein Erschrecken.

„Und nun," sagte sie, „nun ich wieder gekommen bin — muß ich dir vielleicht eine Enttäuschung bereiten —."

„Wie meinst du das? Du kommst zu mir und sagst: Da bin ich, da hast du mich wieder. Das kann doch unmöglich bedeuten, daß du mir nicht mehr helfen willst."

„Wollen, Martin — ja, wenn es allein am Willen läge! An dem mangelt's gewiß nicht. Aber das Können! Darf ich ganz offen gegen dich sein?"

„Wenn du es nicht wärest, hätte kein Wort zwischen uns Sinn und Zweck, Hilde."

„Martin, ich habe vielmehr durchgemacht und gelitten in dieser Zeit, als du ahnst — als Menschen es wissen können nach dem, was an der Oberfläche liegt. All dies faßte noch unendlich viel mehr in sich.

Und dabei ist es gekommen, daß ich deinem Werk deinen und auch meinen Gedanken darin, ganz fern gerückt bin. Meine Frische, meine Kraft, mein lebendiges Interesse — all das, was ich einst dem Werke entgegengebracht habe, und womit ich an meinem Teile zu seinem Werden beitrug — all das ist hin — und ich weiß nicht, ob ich es jemals wiederfinde. Damals war ich, sobald ich nur deine ersten Sätze gelesen, deine grundlegenden Gedanken aufgefaßt hatte so ganz und völlig bei und in der Sache — wie ich jetzt vielleicht nie mehr sein kann —."

Sie blickte bang und fragend zu ihm auf. In ihrem Blicke lag die stumme Bitte: Gib du mir den Mut und die Kraft, die ich allein nicht habe.

Da lächelte er ernst, und seine Augen hatten den alten Glanz und die alte Gewalt.

„Wenn du nur willst, Hilde," sprach er fest, feierlich, suggestiv. „Alles Leid, durch das wir müssen im Leben, ist insofern nütze und heilsam, als es uns vertieft. Glück kann flacher, eitler, ja ärmer machen. Aber Leid nicht. Wärst du hierher gekommen nur als glückliche junge Frau an der Seite des geliebten Mannes — ich zweifle, daß ich dich noch hätte brauchen können, daß du für unser Werk noch die erforderlichen Fähigkeiten mitgebracht hättest. Aber so — ernster bist du geworden, reifer — stiller vielleicht. Jetzt bist du in mehr als einem Sinne bereit, Hilde."

Sie fühlte die Gewalt seiner Augen. Ja, sie fühlte die Kraft seines Willens.

„Wenn du meinst, Martin —.“

„Hilde — wenn du *so* nicht gekommen wärest, es hätte sich ein Weg gefunden, er hätte sich finden *müssen*, auf dem du kamst — so oder so. Hier habe ich gesessen an diesem Platz, habe mich zerquält und zergrübelt in meinen Gedanken Tag für Tag, habe Tag für Tag so und so viele Seiten geschrieben und wieder vernichtet. Es war nichts ohne dich — ich brauche dich; ich mußte dich haben. Es war ein schrecklicher Sommer, Hilde. Niemals habe ich es so erfahren, was das heißt, so heiß zu wollen und doch nichts zu können.“

Sie saß regungslos wie in einem Bann.

War es möglich: er brauchte sie; er konnte sie nicht entbehren; sein Werk lebte nur durch sie? War es nicht vielmehr umgekehrt? Er machte sie, die Willenlose, zum gefügigen Werkzeuge seiner geistigen Zwecke! Er aber war der Wille und der Geist!?

Plötzlich war's, als spränge etwas in ihr, in ihrem Innersten auf, und es wurde ihr hell vor den Augen.

Mut haben und Willen — sie fühlte es — das ist alles. Die alte Hilde Dehringer lebte doch noch.

„Komm, laß uns an die Arbeit gehen,“ sagte sie.

Sie zog die wohlbekannten Manuskriptblätter, die da vor ihr auf dem großen Schreibtisch lagen, zu sich heran. Und seltsam — im nämlichen Augenblicke hatte sie alles vergessen: daß aus dem damaligen Frühling der Herbst geworden war; daß sie inzwischen ihren Vater be-

graben hatte; daß sie Adalbert Pundts Frau geworden war — und daß sie hier neben dem Manne saß, den ihre Seele liebte und dem sie doch nicht angehörte — — all das war vergessen, war gleichsam ausgelöscht. Die Welt von damals, die glücklichste Zeit ihres Lebens, war wieder erwacht. Alle ihre Gedanken gehörten ihrem Werk. Und für das Werk war es gleichgültig, ob Hilde Dehringer oder Hildegard Pundt daran schuf und baute.

Sie sprachen nun nur noch Dinge, die mit der Arbeit zusammenhingen, und sie waren beide vollständig bei der Sache.

Nach zwei Stunden kam Edda herein.

„O verzeiht, wenn ich euch störe — aber ich muß es tun. Hilde, du mußt nämlich nun nach Hause Dein Mann wird dich erwarten.“

Hilde fuhr sich über die Stirn und lachte.

„Ja, du hast recht, Edda. Ich habe einen Mann, den ich seit einigen Stunden — verzeih's mir Gott — schnöde vergessen hatte. Martin, ich bitte mir jetzt aber ein öffentliches Lob dafür aus, daß man einen Mann haben und trotzdem noch ernstlich arbeiten kann.“

Edda las in Martins Gesicht, und Hilde sah es jetzt am Ausdruck ihrer Augen, daß auch sie viel mit ihm und um ihn gelitten hatte.

„Und du?“ fragte Edda zärtlich. „Du, der du eine Frau hattest und doch nicht ernstlich arbeiten konntest seit Monaten, obwohl deine Frau dich gewiß nicht gehindert hat — nun?“

„Kannst du fragen, Edda?“ sagte Martin und sah seine kleine Frau glücklich an.

Da fiel Edda Hilden um den Hals.

„Siehst du, Hilde, wie gut es war, wie nützlich und notwendig, daß du herkamst! Andere, wenn sie heiraten, machen meist nur einen Menschen glücklich. Du aber machst viere glücklich.“

„Nämlich?“ fragte Hilde.

„Uns alle vier doch. Deinen Mann natürlich, und dann Martin, und dann mich, und dann auch dich!“

„Lebt wohl, Martin und Edda. Morgen komme ich wieder. Und laßt uns hoffen, daß du in alle Ewigkeit recht behältst, Edda.“

25.

Hilde führte nun gleichsam zwei Leben — mit zwei verschiedenen Menschen. Daß diese beiden Menschen Männer waren, spielte dabei eigentlich gar keine Rolle; denn weder der eine noch der andere war ja im engeren Sinne ihr Mann; sie gehörte keinem von beiden völlig an.

Sie machte zwei ungleiche Teile aus sich und ihrem Leben. Ihre Seele trug sie jeden Morgen voll und ganz zu Martin Gerald. Und Martin Gerald nahm ihre Seele beglückt hin als ein köstliches Geschenk, als eine Gnade und doch wiederum auch als

etwas Selbstverständliches, das ja eigentlich gar nicht anders sein konnte. Ob er mehr noch dachte und fühlte dabei, das wußte sie nicht; denn er äußerte nichts, nicht das Geringste, was auf etwas anderes schließen ließ. Ihr war es vom ersten Augenblicke des diesmaligen Wiedersehens an klar gewesen, daß sie ihn liebte, daß sie ihn überhaupt immer geliebt hatte. Aber seine Art und Weise, die Wirkung, die von ihm auf sie ausging, war so seelisch, so rein geistig, daß ihr Gefühl dadurch gleichsam im Zaume gehalten wurde. Auch sie vermeinte ihn nur rein geistig und mit der Seele zu lieben.

Am Nachmittag gehörte ihr Leben Adalbert Pundt, dem Manne, dessen Namen sie trug. Das sehr geringe Maß von häuslichen Arbeiten und Sorgen, das Emma ihr übrig ließ, gehörte ihm. Auch eine Menge pflichtmäßiger, freundlicher, fürsorglicher Gedanken gehörte ihm, dazu ihr immer sanftes, gleichmäßiges Gesicht und manchmal ein Lächeln.

Und Adalbert Pundt war damit zufrieden. Ja, für das Lächeln, das sie ihm doch nur so selten schenkte, war er ihr sogar dankbar. Er warb um sie von neuem an jedem Tag. Er lag stundenlang wach in jeder seiner einsamen Nächte und grübelte darüber nach, wie er sie einmal gewinnen möchte, und ob er ihr mit seiner geduldigen Liebe schon näher gekommen sei — und unsicher, unzureichend nur erschien die Antwort, die er fand. Ganz gewiß – so viel wurde ihm immer klarer — gab es nur ein Mittel, um sie

zu erreichen: geduldiges, bescheidenes Abwarten. Das Stürmen und Drängen hatte sie nicht gewonnen; es hatte ihn im Gegenteil eigentlich jedesmal weiter von ihr entfernt. So versuchte er es denn jetzt wieder und wieder mit kleinen, liebevollen Aufmerksamkeiten, mit dem Erraten und Erfüllen ihrer Wünsche — und all das hatte zur Folge, daß ihr Wesen ihm gegenüber von einer tiefen, dankbaren Rührung beherrscht wurde.

Der geistige Austausch blieb durchaus in der anfänglichen Weise rege zwischen ihnen. Hilde nahm ihm zuliebe ihre vor Jahren beim Vater begonnenen griechischen Studien wieder auf und arbeitete sich schnell so weit ein, daß sie den Homer mit ihm lesen konnte, was für ihn eine große Freude war; denn alles, was an Phantasie in ihm war, lebte und webte in den Gestalten der griechischen Mythe. Zum Dank dafür nahm er teil an dem Werke, dem ihre hauptsächlichsten Gedanken galten. Er war in der Beziehung für sie fast genau das, was Edda für Martin war. Er interessierte sich aufrichtig für das, was sie beschäftigte. Nur anregend, selber schaffend, konnte er auf dem Gebiete nicht wirken.

Die neue Stellung an der Schule füllte das, was an Arbeitskraft in ihm war, vollständig aus. Er war durchaus Pflichtmensch, geborener Beamter — aber kein Arbeitsgenie von eigenster, expansiver Leistungsfähigkeit. Hatte er seine Stunden gegeben, seine Korrekturen erledigt, sich mit ein paar Zeitungen und

wissenschaftlichen Zeitschriften seines Faches beschäftigt, so hatte es damit sein Bewenden. Es blieben ihm täglich mehrere Stunden zum Spazierengehen, die er übrigens auch durchaus brauchte. Sein schwächlich gebauter und innerlich zart organisierter Körper war nicht sehr widerstandsfähig und bedurfte beständiger Schonung durch eine regelmäßige, gesunde Lebensweise.

Hilde beobachtete ihn genau, oftmals in jener Sorge, die ihr schon in der Brautzeit zuweilen aufgestiegen; sie ängstigte sich um seine Gesundheit. Er litt sehr häufig an völligem Appetitmangel, den sie sich gar nicht erklären konnte. Um so größeren Wert legte sie auf die regelmäßige Bewegung in frischer Luft und ließ sich selbst durch kein Wetter und keine Arbeit von dem Spaziergang, der ihm nur in Gemeinschaft mit ihr Freude machte, zurückhalten.

Im übrigen war es ihnen in der großen, fremden Stadt leicht möglich, ganz für sich, still und unbeobachtet zu leben. Ein paar Besuche hatte Adalbert allein gemacht und seine Frau mit der tiefen Trauer und der schweren Krankheit, aus der sie erst eben genesen, entschuldigt.

Geralds waren zunächst ihr einziger Verkehr. Fast jeden Sonntag waren die beiden Ehepaare zusammen, und zwar waren meistens Adalbert und Hilde die Wirte.

Denn sie wußten es gut, daß es mit Geralds pekuniären Verhältnissen in der letzten Zeit recht armselig stand, obwohl weder Martin noch Edda klagte.

Aber Martin hatte seit Jahr und Tag kein neues Buch mehr herausgegeben, da er mit dem gemeinsamen Werk ja lange nicht so schnell vorwärts gekommen war wie mit seinen früheren Schriften. Vorträge allein, deren er in diesem Winter mehrere Zyklen hielt, brachten doch nur unendlich wenig ein. So mußte denn, da er noch immer zu stolz war, von den Schwiegereltern Zuschuß zu erbitten, fort und fort sein kleines Kapital in Angriff genommen werden.

Edda ihrerseits wollte durchaus etwas zur Bestreitung des Haushaltes beitragen. Sie bestand darauf, daß die Saloneinrichtung verkauft, und daß das Zimmer nebst der daranstoßenden Fremdenstube, in der Hilde früher logiert hatte, an zwei junge Leute abvermietet wurde.

„Es ist eine Sünde und eine Schande, daß ich nichts gelernt habe, womit ich mir etwas verdienen könnte,“ sagte Edda zu Hilde. „Jedes Mädchen müßte irgend etwas Bestimmtes gelernt haben, ehe es sich verheiratet. Wie leicht kann man in eine Lage kommen, in der man es bitter nötig hat, mitzuarbeiten und zu erwerben. Nun kann ich weiter nichts tun als mich mit dem Raum und mit der Garderobe möglichst einschränken und mir alle meine Blusen selbst nähen. Du glaubst ja nicht, wie billig sie sind.“

Und das süße Kindergesicht lächelte stolz und glücklich. Es war aber doch schmal geworden in der letzten Zeit. Hilde wußte, daß Edda, wenn Martin es nicht beachtete, sich kaum mehr satt aß.

„Edda, das ist aber nicht das Richtige, wie du sparst," sagte sie einmal. „Wenn deine Mama das wüßte, daß du nicht mal mehr gut und gesund lebst —."

„Aber ich bin doch so gesund!"

„Es kann sich doch rächen, Edda. Urplötzlich kannst du mal schwach und elend werden. Daß Martin das nicht mehr beachtet!"

„Martin — o, Martin schreibt sein großes Werk. Das ist ihm alles. Das ist ihm Frau und Kind —."

„Edda!"

„Ach, Hilde, denk doch nicht, daß ich damit einen Vorwurf gegen Martin aussprechen will. Er ist der beste Mensch der Welt, und ich weiß ja, wie er mich liebt. Aber es ist ja doch etwas ganz Natürliches, daß ein Mann, der so völlig in ein großes, zukunftversprechendes Werk vertieft ist, seine Augen mehr als andere nach innen kehrt. Hilde — wenn das nicht wäre, könnte ich ihn vielleicht nicht so ruhig täglich stundenlang mit dir allein lassen —."

„Bitte — wie meinst du das, Edda?"

„Gar nicht — nun versteh mich nicht verkehrt. Ich meine nur: ich habe zu euch beiden, zu Martin und dir, ein großes, bedingungsloses Vertrauen."

Hilde schwieg in tiefen Gedanken.

„Wir kamen von der Sache ab," sagte sie nach einer Weile. „Wovon sprachen wir doch erst? Richtig — du sollst dich mehr schonen und pflegen."

„Wofür denn, Hilde? Ja — wenn ich ein Kind hätte —.“

„Du wünschest dir ja doch keins.“

„Nein, eigentlich nicht — weil Martin sich keins wünschte — oder weil ich es wenigstens glaubte, daß er's nicht täte. Diesen Sommer ist es aber anders geworden —.“

Sie brach ab und blickte sehr traurig.

Auch Hilde wagte nichts zu sagen. Sie sah Edda nur erstaunt und fragend an.

„Ich kann mich irren,“ fuhr Edda leise und sehr weich fort, „aber ich glaube es nicht. Diesen Sommer, weißt du, wie er nicht arbeiten konnte und darüber so unglücklich wurde — viel unglücklicher, als er es mir selbst eingestand — da — da hab ich manchmal gedacht: wenn ich nur etwas hätte und könnte, ihn zu beglücken und zu trösten — — ich kann ja nicht mal mit ihm darüber sprechen; er würde es vor mir nicht wahrhaben wollen, weil's doch nicht meine Schuld ist — — aber ich seh's ja, er sieht den Kindern auf der Straße nach — —.“

„Edda — denk, daß es vielleicht nicht sein soll — ich meine, daß es besser so ist, weil — weil ihr doch schon so nicht wißt, woher das Nötigste zum Leben nehmen.“

„O,“ lachte die kleine Edda hell und leichtsinnig, „ich bin abergläubisch; ich glaube zwar nicht an den lieben Gott, aber an die Engel — die Schutzengel, die die Kinder haben. Mein Kindchen sollte ja nicht hungern — tausendmal lieber tät ich's —.“

„Du Närrchen — dann müßte das Kind es ja auch. Und je mehr du dir jetzt entziehst, je unmöglicher machst du dir's ja überhaupt."

„Hast du so viel Erfahrungen?" lachte Edda. „Unmöglich — unmöglich ist nichts. Vielleicht wäre es bei mir gar keine große Sache — nur daß ich früher — —. Aber nein, Hilde, ich bitte dich, vergiß all diesen Unsinn. Laß es so sein, als wenn wir nie über so was gesprochen hätten. —"

Hilde vergaß das aber nicht. Im Gegenteil, es ging ihr jetzt nach auf Schritt und Tritt. Sonderbar — Edda, die vor noch nicht einem Jahr förmlich darauf getrumpft hatte, daß sie nicht zu den mütterlichen Frauen, sondern lediglich zu den Gattinnen gehörte, sie fühlte jetzt plötzlich den Wunsch und die Sehnsucht, die sie, Hilde, gehabt hatte von dem Augenblicke an, da sie sich ihrer selbst als eines jungen Weibes bewußt geworden.

Und sie, Hilde Dehringer, die, seit sie denken konnte, Sinn und Zweck der Ehe nur in den Kindern gelten ließ, sie lebte fort und fort in einer geistigen Gemeinschaft mit dem Manne einer anderen und schuf mit ihm zusammen an seinem Werke, ihrem Kinde. Und diesem Kinde gehörte der größte und wertvollste Teil der Gedanken ihrer Tage und Nächte. —

Er war sich in diesen Wochen ihr gegenüber völlig gleich geblieben. Sie aber sah ihn von heute ab in einem anderen Lichte. Seltsam, daß er ihr so ähnlich war bis in Seelentiefen hinein, von denen sie bei

ihm nichts geahnt hatte. Sie, die ihrem Manne nicht angehörte, litt dennoch tiefe, innerliche Qualen in ihrer Einsamkeit — und verstohlen, wie in der Furcht, auf böser Tat ertappt zu werden, mußte sie oft und oft den kleinen Kindern auf der Straße nachsehen. —

26.

Zum Weihnachtsfeste fuhren Adalbert und Hilde nach Haus zum alten Vater Pundt, der ihnen zwei kleine Kammern so behaglich, wie es sich nur irgend machen ließ, von seiner Haushälterin hatte einrichten lassen.

Hilde fühlte in diesen Tagen so deutlich die rührende Liebe und Verehrung des alten Mannes, daß sie das hinweghob über manches ihr Fremde und Schwererträgliche in der Art und den Gewohnheiten dieser Leute, über manche unselig langsam schleichende Stunde in diesen tatenlosen Festtagen.

Ist es nicht am Ende die erste und letzte Hauptsache im Leben, daß wir Liebe haben bei den Menschen? Ihre Eltern waren von ihr gegangen. Sie ging täglich zu ihnen an ihre verschneiten Gräber, mit Adalbert oder auch allein. Und wenn sie von dort zurückkehrte, saß sie stundenlang in dem niedrigen, dumpfen Wohnzimmerchen mit dem alten Schuhmacher und seiner spießbürgerlichen Tochter. Sie, die verwöhnte, die für hochmütig und unnahbar verschriene Hilde Deh=

ringer, hatte sich begnügen gelernt mit der Liebe, die ihr von diesen einfachen Leuten, die sie nun ihre Nächsten nannte, zuteil wurde.

In den dem Feste folgenden Tagen gab es noch allerlei Geschäftliches zu erledigen. Das Haus an der Chaussee, das man nicht sofort hatte verschleudern wollen, hatte jetzt einen Käufer gefunden, mit dem man noch vor Neujahr zum Abschluß gelangte. Und in diesen Dingen machte Hilde auch durchaus ihre Meinung geltend und schob nicht nach Art der meisten Frauen alles Unbequeme auf ihren Mann ab.

Auch die Bestimmung über die noch in dem Hause verbliebenen Sachen, die zum größten Teil, sofern sie für Hilde nicht besonderen Erinnerungswert besaßen und in ihre Häuslichkeit kamen, in der Familie — besonders an Tante Gunny — verschenkt oder aber verkauft wurden, nahm in diesen Tagen ihre Zeit sehr in Anspruch.

Erst am letzten Tage des Jahres kehrten sie in ihre neue Heimat zurück. Den Abend verbrachten sie bei Geralds, da sie selber sich in diesem Jahre keinen Baum geputzt hatten und die Freunde meinten, sie würden heute am Silvesterabend doch noch gern unterm Weihnachtsbaum sitzen.

Seltsam — an Martin und Edda, die Hilde doch nur acht Tage nicht gesehen hatte, schien ihr etwas verändert. Nicht äußerlich. Auch nicht im Wesen ihr und ihrem Manne gegenüber. Aber im Wesen gegeneinander. Hilde wußte nicht zu sagen, woran

das lag, ob an ihm, ob an ihr oder an beiden. Auch eigentlich nicht, worin sich das äußerte. Aber sie fühlte es sofort: es ist irgend etwas anderes als sonst.

Im Laufe des Abends verging ihr der Gedanke wieder. Es war sehr traulich und behaglich bei Geralds. Die Freunde, die die Festtage womöglich noch stiller und einsamer verbracht hatten als Adalbert und Hilde, waren ganz besonders froh, ihre lieben Gesichter wieder bei sich zu sehen, und hatten mit sichtlicher Liebe die kleine Tafel geschmückt und das Weihnachtsbäumchen mit neuen Kerzen versehen.

Man blieb auch nachher noch im Eßzimmer sitzen und ging nicht wie sonst in Martins Arbeitszimmer hinüber. Der Ofen dort reichte nämlich in diesen kalten Tagen für den großen Raum nicht recht aus.

Die Stühle wurden aber nach Tisch so geschoben, daß sie einen kleinen Halbkreis um das Bäumchen bildeten. Edda und Hilde saßen jede in einem bequemen Sessel, den beiden einzigen, die Geralds noch besaßen.

Martin stand hin und wieder auf und füllte eins der Punschgläser, die auf einem in die Mitte vor den Baum geschobenen Luthertischchen standen.

Die Unterhaltung war den ganzen Abend über sehr rege. Denn diese vier in ihrer Einsamkeit so gänzlich aufeinander angewiesenen Menschen lebten ja in einer selten nahen Interessengemeinschaft. Auch Adalbert, der erst vor wenigen Monaten als ein Fremder zu Geralds gekommen, war mit so großer

Liebe und Herzlichkeit aufgenommen worden, daß er sein anfängliches scheues Fremdgefühl, das ihm überall im Verkehr mit Menschen hindernd im Wege zu stehen pflegte, schneller als sonst überwunden und sich vor allem auch in den Ideenkreis dieses Ehepaars wirklich hineingelebt hatte.

Und heute hatten sie sich viel zu erzählen. Zuerst waren die beiden Frauen die Wortführerinnen. Lebhaft nach Frauenart die kleinen Dinge des Lebens scheinbar vergrößernd und voranstellend, erzählten sie beide ganz genau, in welcher Weise sie die letzte Zeit, den heiligen Abend und die Feiertage verbracht hatten.

Dann erst kam das Gespräch auf tiefere und ernstere Dinge, auf Martin Geralds Buch, Einzelheiten daraus, verschiedene Auffassungen darüber — — und schließlich waren es allein Martin und Hilde, die sprachen. Die anderen nahmen wohl anfangs mit Interesse teil an dem, was sie redeten. Aber es kam von selbst, daß sie schweigend zuhörten. Martin und Hilde vertieften sich ganz und gar, fanden immer neue Gesichtspunkte, neue Ausdrucksformen für ihre Gedanken, oft überraschend schöne und treffende Worte.

Wie sie lebhaft und lebhafter wurden im Austausch dessen, was ihnen beiden so tief am Herzen lag, da vergaß Hilde für Augenblicke die Umgebung, da war ihr, als säße sie mit Martin allein in der Einsamkeit seines Arbeitszimmers — und in allen Weltweiten existierte nichts weiter als er und sie und das werdende Buch, das Kind ihrer gemeinsamen Gedanken.

Adalbert saß still, aber in einem wachen Staunen. Es war das erstemal, daß er Martin und Hilde so zusammen sah. Und mehr und mehr kam es, daß der Inhalt ihres Gesprächs, dem er anfangs mit aufrichtigem Anteil gefolgt war, ihn gar nicht mehr interessierte. Nur die beiden Menschen, die sprachen, interessierten ihn noch, der Mann und die Frau.

Ja, die Frau.

Wie sie dasaß in dem Sessel, ein wenig vorgebeugt, ruhig und doch immer in der leisen, lebendigen Bewegung des Sprechens und Atmens, die schöne, elegante Gestalt! Und wie alles lebte in ihrem Gesicht — dieses Strahlen der Augen, diese Beweglichkeit des Ausdrucks, diese Schönheit des nachdenklichen Ernstes und des Lächelns!

Dieses, daß alles an ihr Schönheit war, meinte er noch niemals so erkannt zu haben, meinte er heute zum ersten Male wie ein gewaltsam vor ihm verborgenes Geheimnis zu entdecken. Und all dies aus ihr herauszulocken, war ihm, dem Manne, dessen Namen sie trug, dem sie gehörte und nicht angehörte, niemals gelungen. All das gab sie her, gab sie hin, nicht ihm — sondern einem anderen Manne!

Er sah das alles heute zum erstenmal — nicht eigentlich mit Eifersucht, nein, nur mit Staunen, mit einem stillen, schmerzlichen Erstaunen. Und während er schweigend dasaß, verfolgten seine Gedanken einen wundersamen eigenen Weg. Sie gingen fort von dieser Frau hin zu jener, die er liebte, um die er

warb, die einmal neben ihm am Altar gestanden hatte, und um die er trotzdem noch immer warb — heute nicht anders als damals,- da er, ein unbeholfener, stiller, bescheidener Verehrer, tagaus, tagein in die Villa des Professors gekommen war. Diese Hilde, die er geliebt hatte, besaß nicht ein Zehntel der Reize, der Schönheiten Leibes und der Seele wie die fremde, schöne Frau in dem Sessel da drüben, die vor seinen sehenden Augen sich selbst, ihre Seele, einem anderen Manne gab, der sie glücklich, erfreut und doch wieder ruhig wie etwas Selbstverständliches hinnahm.

Sie gab ihm nur die Seele, ganz gewiß — — — aber ihm, ihrem Ehemann, gab sie nichts, gar nichts. Er kannte sie nicht einmal. Und was berechtigte sie zu solchem Geiz? Nein, es sollte, es mußte anders werden! Er, er wollte — — Was, was konnte und wollte er von ihr fordern? —

Edda saß müde zurückgelehnt und blinzelte mit halb geschlossenen Augen in die allmählich verlöschenden Lichter. Ihr Geist hatte nur geringe Ausspannungskraft. Über dem Allzuvielen konnte es leicht geschehen, daß er matt und schläfrig wurde. Lange schon schweiften ihre Gedanken ab. Sie war völlig mit sich selbst beschäftigt und begriff die anderen gar nicht mehr.

War heute nicht auch ein Tag, ein Abend, um an etwas Schöneres zu denken als immer nur an das „Werk“, die Arbeit der Alltage! Ein neues Jahr wollte kommen — ein neues Jahr, dem ihre Seele

in Andacht und Ehrfurcht entgegenbetete: bring mir ein Glück und eine Erfüllung in mein Leben, die mich befreit, die meines Daseins Lösung und Erlösung bedeutet!

Ihre Augen suchten Martins Augen. Da riß Martin sich gewaltsam von Hilde los. Und wie seine Augen die seiner Frau trafen, hielten und von ihnen gehalten wurden, da empfand Hilde plötzlich, aus dem Reiche der Gedanken in das der Gefühle und Wahrnehmungen zurückversetzt, einen Stich, einen Schmerz, ein urplötzliches Losreißen und Verlassensein.

— Ach, mir gehört ja nichts, nichts von ihm! —

Martin war aufgestanden und zu Edda getreten. Seine Hand strich über ihr Haar.

„Ja, du hast recht, Kleine," sagte er, und auf seinem Gesicht lag ein sonderbarer Ausdruck — wie erstaunt, wieder bei ihr und in der kleinen Welt zu sein.

„Recht, womit?" fragte sie verwundert.

„Mit dem Gedanken, den ich dir soeben aus den Augen las —."

„Du — meinen Gedanken! Nein, Martin!"

„Doch, Edda. War es nicht dies, daß wir heute am Vorabend des neuen Jahres mit unseren lieben Freunden eigentlich von etwas anderem reden sollten?"

Da leuchteten ihre Augen in dankbarer Freude auf. Nun war sie wieder völlig wach und mitten in der Wirklichkeit.

„Ja, wahrhaftig, du bist ein Hellseher. Etwas

Ähnliches habe ich gedacht. — Doktor Pundt, Sie haben ja immer die zuverlässigste Uhr. Wieviele Minuten hat dies Jahr noch?“

Adalbert zog mechanisch die Uhr und antwortete mechanisch: „Fünf Minuten.“

Da füllte Martin die vier Gläser von neuem, hob das seine, blieb in freier, gerader Haltung am Tische stehen und sprach gedämpft und feierlich:

„Meine lieben Freunde und meine liebe Frau! Die letzten Augenblicke des Jahres sollen uns nicht vereinigen, ohne daß wir, wie es so natürlich ist, zurückblicken auf das, was der Kreislauf des vergangenen Jahres uns gebracht hat, und gleichzeitig vorwärts auf das, was wir uns von dem neuen erhoffen. Nun, das alte Jahr hat es gut mit uns gemeint — im innerlichsten Sinn. Und wenn es auch dir, meine liebe Hilde, viel genommen hat, es hat doch dir und uns allen wiederum viel gegeben — und sein vornehmlichstes und köstlichstes Geschenk ist es für uns alle, daß es uns vier Menschen hier in Liebe und Freundschaft vereinigt hat. Ein Hoch dem neuen Jahr entgegen! Möge das neue Jahr das festigen, was das alte so schön begonnen! Möge es uns allesamt noch froher und reicher machen. Ich denke dabei freilich nicht an den Reichtum, von dem die Welt weiß, und von dem wir wenig wissen — sondern an einen anderen, innerlicheren. Und wenn es mir heute in dieser, einer ernsten und heiligen Stunde vergönnt sein soll, noch offener zu reden als sonst — — besonders

für euch, meine lieben Freunde, so denke ich an eine Art des Reichtums, wie ihr selber ihn euch wohl auch sehnlichst wünschen mögt. Freilich, Edda und ich, wir boten euch darin bisher ein schlechtes Beispiel. Wir geben das aber zu. Wir wissen, daß uns etwas mangelte am vollkommenen Glück — etwas, das wir in unserer Liebe wohl verschmerzen konnten, das wir euch aber von Herzen wünschen wollen. ‚Ein Ehepaar ohne Kinder — das ist eigentlich gar kein Ehepaar', so sagen viele. Nun, ich glaube, wir sind trotzdem immer eins gewesen, ein rechtes und echtes, wie ich auch nicht daran zweifle, daß auch ihr beide, so oder so, immer eins sein werdet. In der ungestillten Sehnsucht des Menschenherzens aber liegt das Verlangen, über sich selbst hinauszulieben. Und wir alle, die wir an der Schwelle eines neuen Jahres, eines neuen Abschnittes der zeitlichen Ewigkeit stehen, wir alle, die wir das Flügelrauschen dieser zeitlichen Ewigkeit in diesen Augenblicken vernehmen — laßt uns in Ehrfurcht und Hoffnung und Zuversicht dem neuen Jahr und allen stillen und lebendigen Freuden, die es uns schenken will, entgegengehen!"

Eddas Augen strahlten in einem ernsten, feierlichen Glanze. Sie war die erste, die mit Martin anstieß.

Im gleichen Moment schlug die Uhr vom Johannesturme zwölf.

Hilde war blaß bis in die Lippen, als Adalberts Glas das ihre berührte. Sie mied seinen Blick.

Dann trat Edda zu ihr, sah erschrocken und dann lächelnd in ihr erblaßtes Gesicht und umschlang sie.

„Hilde — wir können noch viel glücklicher werden, als wir's schon waren —."

Hilde hörte sie nicht. Vor ihren Augen lag ein Schleier.

Martin und Adalbert waren ins Nebenzimmer getreten. Martin hatte die Lampe mitgenommen, setzte sie auf den Mitteltisch und trat mit Adalbert an eins der Fenster.

Die beiden Frauen folgten ihnen.

Edda fuhr beim Eintreten in den fast kalten Raum fröstelnd zusammen. Sie trat dann mit Hilde an das andere Fenster.

Alle Dächer da draußen lagen voll Schnee, auch der Kirchturm.

Die Glocken läuteten.

Edda hatte ihren Kopf an Hildes Schulter gelegt und lachte und schluchzte durcheinander — ganz leise.

Dann kamen die Männer zu den Frauen.

„Welche ist meine?" fragte Martin.

„Diese", sagte Edda und gab sich mit einem glücklichen Lachen in seine Arme.

Adalbert stand vor Hilde, sah sie groß und ernst an und sagte nichts. Er war blaß wie sie.

Sie gab ihm die Hände.

„Wollen wir nun gehen?" fragte sie leise.

Er nickte.

Sie wechselten nur noch wenige Worte mit den Freunden. Dann gingen sie.

Sie wanderten durch die verschneiten Winkelgäßchen, hie und da an einem Wirtshaus vorbei, aus dem Johlen und Geschrei schallte — dann aber am Fluß entlang in tiefster Einsamkeit.

Hilde redete — redete dies und das, lauter Nebensächlichkeiten, immer gegen ihr eigenes Innere, gegen ihr hart und laut pochendes Herz an.

Er war schweigsam.

Und schließlich wurde auch sie still.

Als sie schon ganz nah an ihrem Hause waren, kam plötzlich eine unnennbare Angst und ein Schwindel über sie.

Einen Moment fühlte er ihren Arm in dem seinen heftig zittern. Dann nahm sie sich wieder zusammen.

„Ich bin zum Umfallen müde," sagte sie.

Da übermannte ihn der Schmerz und die Bitterkeit.

„Das bist du nicht," sagte er hart. „Du solltest doch zu stolz sein, um zu lügen."

Sie zog ihren Arm gewaltsam aus dem seinen und sah ihn finster an.

Als sie aber den tiefen Schmerz in seinem Gesichte wühlen sah, warf sie die Maske von sich.

„Adalbert", sagte sie flehend.

In dem Klang ihrer Stimme zitterte etwas, das für einen Moment eine schwache, bebende Hoffnung in ihm aufleben ließ.

„Hilde!"

Noch nie hatte er ihren Namen mit solcher inbrünstigen Innigkeit ausgesprochen.

„Willst du noch ein wenig Geduld mit mir haben, Adalbert — noch ein wenig?“

Was hätte es ihm nun geholfen, wenn er gesagt hätte: Nein, meine Geduld ist nun zu Ende!?

Er legte leise den Arm um sie, drückte sie flüchtig an sich und ließ sie sogleich wieder los.

„So lange, bis du selber zu mir kommst, Hilde.“

27.

Das neue Jahr begann traurig für Hilde. In den ersten Schultagen erkältete Adalbert sich sehr stark, wollte sich anfangs nicht schonen, kehrte aber eines Mittags mit Fieber und heftigen Unterleibsschmerzen von der Schule zurück, kaum mehr imstande, sich selber zu entkleiden und ins Bett zu legen.

Der schnell herbeigerufene Arzt konstatierte eine akute, sehr starke Nierenentzündung. Er kam am Abend desselben Tages mit einem Kollegen, einer großen ärztlichen Autorität wieder, mit dem gemeinsam er eine genaue Untersuchung des Patienten vornahm. Sie fanden eine sehr vergrößerte Leber und einen starken Herzfehler.

Hilde erinnerte sich jetzt daran, daß sie schon während der Verlobungszeit bei den wenigen größeren Spaziergängen, die sie mit ihm gemacht, Kurzatmigkeit

an ihm wahrgenommen hatte, der er selbst aber keine Bedeutung beimaß, und um derentwillen er sich durchaus nicht untersuchen lassen wollte. Nachdem sie verheiratet waren, hatte sie hie und da morgens Anschwellungen des Gesichts, besonders um die Augen, bemerkt, die meist nach einer Stunde wieder zu vergehen pflegten, und die ihm weiter keine Beschwerden machten. Auch seine Füße waren öfter ohne äußere Veranlassung angeschwollen. Er pflegte sie häufig warm zu baden und horizontal zu legen, worauf die Geschwulst zu verschwinden pflegte.

All dies hatte sie stets weit mehr beängstigt als ihn. Ihre Bitte, einen Arzt zu konsultieren, war bisher immer erfolglos geblieben. Ja, er nahm es als Beleidigung, wenn sie offen die Angst aussprach, daß er in keiner gesunden Haut stecke.

Er war darin nicht ganz aufrichtig; er selber wußte, daß er nicht gesund war. Er hatte aber eine unüberwindliche Abneigung und ein tiefeingewurzeltes, vom Vater her anererbtes Mißtrauen gegen alle Ärzte und die ganze medizinische Wissenschaft. Er war fanatischer Naturheilmethodler und hatte in einem heimlichen Selbstbeobachten und Selbstkurieren schon allerlei, bald nützliche, bald schädliche Mittel zur Erhaltung seiner schwächlichen Gesundheit gebraucht.

Nun lag er plötzlich danieder mit geschwollenem Gesicht, hohem Fieber, heftigen Schmerzen und quälendem Durst. Er, der sonst äußerst mäßig, fast enthaltsam war, verlangte zu allen Tageszeiten lebhaft

nach Bier und geriet fast außer sich, wenn Hilde es ihm verweigerte. Gegen jegliche Medizin hatte er Abscheu und Mißtrauen; ja, er schob und goß die Arzneien trotzig wie ein kleines Kind weg, so daß Hilde sie ihm schließlich nur heimlich in Milch oder Kakao gemischt beibringen konnte.

Die Ärzte hatten es ihr vom ersten Augenblick an nicht verhehlt, daß die Krankheit ernst, ja gefährlich sei. Sie versuchte, sich das völlig klar zu machen und widmete sich der Pflege mit der größten Gewissenhaftigkeit. Sie hatte es schwer; denn er war kein geduldiger Kranker. Und der Druck des Gefesseltseins, dies: nicht mehr über sich bestimmen zu können, lastete namenlos schwer auf ihr.

Niemals war es ihr bisher noch klar gewesen, *wie* fest sie an diesen Menschen gebunden war, der ja bis jetzt nichts als Schonung und Zurückhaltung ihr gegenüber gezeigt hatte.

Nun wurde es anders. Ein Grauen wollte sie schütteln, wenn sich nachts seine schwachen, fieberheißen Hände mit feuchtem Druck um die ihren spannten, wenn seine matten, kurzsichtigen Augen sich hungrig und durstig auf sie hefteten und ihr Gesicht und ihre Gestalt verschlingen wollten. Im Fieber schien sein wahrer Mensch zum Ausdruck zu kommen. Kein Halten und kein Beherrschen gab es da mehr für ihn. Eine Todesfurcht konnte ihn überkommen und gleichzeitig eine Lebenssehnsucht, so heiß, so leidenschaftlich, daß sie bis ins Innerste erschrak. Sie hatte

ihn so starker Empfindungen doch nicht für fähig gehalten. Und wenn sie ihn bisher mit Wissen und Willen darben ließ, so hatte sie doch nicht gewußt, wie er darbte. — —

Emma stand ihr treulich zur Seite in diesen Wochen. Sie löste sie in den Nachtwachen ab — und sie hatte stets ein richtiges Gefühl dafür, wann es Hilde erwünscht war, daß sie bei ihr war, daß sie ihr half oder sie allein durch ihre Gegenwart schützte. Vor Emma brauchte Hilde ja keine Komödie zu spielen. Ohne daß Hilde sie mit Worten in ihr Vertrauen gezogen hatte, wußte Emma, wie es zwischen ihr und ihrem Manne stand. Und ohne sich jemals aufzudrängen oder durch Fragen lästig zu fallen, begriff sie Hildes Kampf und Herzensangst und war ihr viel, einzig und allein durch ihre stille, zartfühlende, verstehende Art. —

Edda sprach häufig aber eigentlich immer nur flüchtig vor. Martin kam seltsamerweise nie. Er hätte so viel Krankenbesuche in dieser Zeit, und er arbeitete sehr viel. Damit entschuldigte Edda ihn.

Konnte Martin denn arbeiten? Wie war das möglich? Flüchtig schossen diese Gedanken Hilde durch den Sinn. Ein paarmal ließ Martin durch Edda anfragen, ob Hilde nicht wiederkäme.

Wie aber sollte Hilde wiederkommen? Wann würde ihre „Pflicht" und der Tyrann, der über ihrer Pflicht wachte, sie fortlassen? — —

Sie schliefen nun nebeneinander, d. h. sie lagen

nebeneinander in den Betten. Hilde war meist auf und um ihn beschäftigt. Da er tags viel schlief, war er nachts meist wach und oft sehr gesprächig. Es ging ihm allmählich etwas besser. Das Fieber hatte ganz aufgehört, und die Schmerzen quälten ihn nur noch periodisch. Wenn er sich wohl fühlte, machte er mit Vorliebe allerlei Reisepläne, auf die sie, um ihn zu beruhigen, scheinbar interessiert einging.

In Wahrheit machte sie gar keine Pläne. Eine einzige, übergroße Sehnsucht erfüllte ihr Herz ganz und gar — die Sehnsucht nach Martin. Sie aber verbot sich im Herzen, das Kind beim rechten Namen zu nennen, und glaubte, daß sie sich lediglich nach ihrer Arbeit, nach seinem Werke sehnte.

Die Zeit vor Weihnachten hatte es in wunderbar einheitlicher Stimmung schnell und über Erwarten gut gefördert. Nun ruhte es seit Wochen. Denn Edda konnte nicht die Wahrheit gesprochen haben — Martin allein konnte daran nicht weiterarbeiten. Was wußte Edda!

Es kamen Tage, in denen Hilde sich in Sehnsucht nach Martin verzehrte, und in denen sie ihren kranken Mann, der sie an sich fesselte, beinah haßte.

Und dann — Ende Februar — an einem Vorfrühlingsmorgen, als die erste reine, warme Sonne siegreich über nasse Dächer in tauige Straßen schien, als der Himmel blau war und die Luft klar und hoffnungsvoll — da war ihre Sehnsucht nicht mehr zu halten. Sie sagte Adalbert, sie wolle ein wenig

spazieren gehen, wozu sie seit langem nicht gekommen, bat Emma, für ein bis zwei Stunden mit dem Kranken allein zu bleiben, und fuhr mit der elektrischen Bahn zu Martin.

Sie fand ihn allein zu Hause. Er öffnete ihr die Tür. Und als er sie unerwartet vor sich stehen sah, überwältigte es ihn so, daß er sie einfach in seine Arme schloß.

„Hilde", sagte er, weiter nichts.

Das Glück durchschauerte sie. Aber sie machte sich schnell und tief errötend aus seinen Armen los.

Erst als sie in seinem Arbeitszimmer einander gegenüberstanden, reichte sie ihm wieder die Hände. Und nach all dem Winterleid strahlte eine frühlingsfrische Lebenslust aus ihren Augen in seine und sagte ihm, was ihr Mund ihm verschwieg: Wenn du mehr willst, so nimm es dir.

Er nahm sich nichts.

Da wandelte sich der frohe Ausdruck ihres Gesichts in Schmerz und Scham, und sie wandte sich ab und trat zum Fenster. Sie verstand ihn ja — seine freudige Umarmung war keineswegs leidenschaftlich gewesen — was sie dabei durchschauerte, das war ihre eigene Sehnsucht und Leidenschaft. Dieser Mann liebte sie als Freund — liebte sie so, wie sie sich gewünscht hatte, von Adalbert geliebt zu werden. —

„Wie geht es deinem Mann?" fragte Martin.

„Langsam besser. Vormittags schläft er jetzt öfter. Martin — warum kommst du nicht einmal?"

„Ich hätte ja doch nicht zu ihm gedurft.“

„Nein — aber zu mir.“

„Zu dir, Hilde — ja — — aber — ach, Hilde, es ist ja immer dasselbe — ich kann wieder nicht arbeiten.“

„Edda sagte mir, du arbeitetest viel.“

„Ja — ich versuche etwas Neues, etwas ganz anderes. Aber ich glaube, es wird nichts Rechtes. Und dann geht mir das, was wir gemeinsam durchdacht haben, doch immer nach; es läßt mich nicht. Und ich schreibe wieder Einzelheiten nieder — — aber du fehlst mir, du fehlst mir —.“

Da war wieder der Jubel in ihrer Seele.

Schnell wandte sie sich zu ihm.

„Und dann kannst du doch nicht mal zu mir kommen?“ sagte sie sehr weich.

Er aber stieß rauh und hart hervor: „Ja, mein Gott, was soll ich, was soll ich denn bei dir? Wegholen kann ich dich doch nicht von deiner Pflicht, vom Krankenbette — und zu müßigem Gerede habe ich keine Zeit —.“

Er schämte sich, als er das gesprochen hatte, und brach ab. Sie begriff ihn nicht; sie hatte ihn noch nie so unbeherrscht gesehen.

Aber die Frühlingssonne lachte in die Fenster, und in ihrem lange unterdrückten Blut lachte siegreich die junge und heiße Sehnsucht — und die Zeit, da sie es nicht wußte oder nicht wahrhaben wollte, wonach sie sich sehnte, war vorüber.

Martin Gerald aber sah sie nicht an. Martin

Gerald hatte überhaupt keine Ahnung davon, daß Hilde Dehringer schön war. Ein altes, buckliges, verrunzeltes Geschöpf hätte sie sein können. Er wäre der gewesen, der unter dem Buckel die Engelsflügel ihrer Seele gefunden hätte. Und etwas anderes als ihre Seele suchte und brauchte Martin Gerald nicht.

— Lieber Gott, warum hast du mich nicht buckelig und runzelig gemacht? — dachte Hilde; — ich wäre sicherlich glücklich und zufrieden mit diesem Schicksal. Jugend und Sehnsucht sind ein Hohn auf dieses Schicksal! —

Sie wandte sich dem Tische und den Manuskripten zu. Er schlug mit der rechten Hand die Seiten langsam um. Die Sonne fiel auf das Papier und auf seine Hand, die schlank und kräftig, nervig und fein geädert war. Seine Nägel hatten Rasse und Ausdruck. Es tat gut, diese Hand zu berühren und von ihr berührt zu werden.

„Sieh hier, dies hab ich neu geschrieben,“ sagte er. „Es ist nicht viel, und es ist auch noch nicht fertig. Nimm es mit, wenn du willst, und sieh es dir durch. Mach Bemerkungen und Veränderungen dazu; es soll mir recht sein.“

„Aber Martin, wie sollt ich denn dazu kommen, woher die Zeit nehmen?“

„Daher, woher du sie heute genommen hast! Und morgen kommst du wieder, hörst du, wenn auch nur für eine Stunde — eine halbe meinetwegen. Aber wiederkommen mußt du — hörst du, Hilde?“

Sie hörte kaum mehr, so vertieft war sie in seine Manuskriptblätter. Erst nach Minuten sah sie zu ihm auf, gezwungen durch seinen starken, gebieterischen Blick.

„Ja, Martin, ich komme wieder.“ — — — —

— — — — — — — — — — —

Sie kam wieder an jedem Tag, manchmal für eine Stunde und manchmal nur für eine halbe. Aber sie kam. Sie ließ ihren kranken Mann allein und ließ ihn leiden in dem Bewußtsein, daß sie zu dem Manne ging, den sie liebte.

Adalbert sprach das nicht aus. Keine Silbe sprach er davon. Aber es war in dieser Zeit der Krankheit in ihm erwacht, das quälende, beängstigende und zugleich erniedrigende Gefühl der Eifersucht. Solange er gesund gewesen, hatte er seine Frau nie mit einem Gedanken beargwöhnt. Und die heimliche Angst, mit der er ihre Schritte jetzt im Geist verfolgte, blieb tief in ihn hineingeschlossen, fraß schmerzend tief und tiefer in ihn hinein. Immer sah er Hilde, während sie fern von ihm war, so vor sich, wie er sie am Silvesterabend im letzten Beisammensein mit Geralds gesehen hatte — so wie sie sich Martin gegenüber gezeigt und gegeben hatte. Und seitdem fühlte er es wieder und wieder wie einen Stachel in seiner Seele, daß er von seiner Frau, von ihrem Eigentlichsten und Innerlichsten, nicht den kleinsten Teil kannte und besaß.

Wohl pflegte sie ihn sorgsam und mit freundlicher

Geduld; wohl erfüllte sie ihm mit Freuden jeden seiner kleinen Wünsche; wohl zeigte sie sich liebevoll, sanft, wohltuend. Und dennoch — nun wußte er's — war dies alles nicht sie selbst und ihr eigentliches Leben. Ihr eigentliches Leben war die halbe oder ganze Stunde, die sie täglich in Martin Geralds Arbeitszimmer zubrachte. Er sah sie im Geiste vor sich, so deutlich, daß er meinte, sie malen zu können — wie sie aufblühte, schön, strahlend, lebendig wurde in dem Zimmer des fremden Mannes, wie sie ihre Seele aller Hüllen entkleidete und sie Martin Gerald hingab. Ja, ein Schimmer jenes Glücksgefühls, das sie beseelte in jenes Mannes Nähe, fiel beim Heimkommen noch auf ihn, ihren kranken Gatten. Strahlend, mit geröteten Wangen trat sie an sein Bett — und manchmal schüttelte sie ihm lachend eine schier unverständig große Blumenfülle auf seine Decke, so daß er über die Verschwendung schalt und doch gleichzeitig dankbar, daß sie an ihn gedacht auf ihrem Wege, im Moment seine Eifersucht und die Qualen seiner Sehnsucht vergessend, glückselig darüber, daß sie bei ihm war, daß er ihre Augen sah, ihre Hände berühren durfte, diese feinen, schönen, geliebten Hände an seine Lippen zog.

Er beobachtete sie nun unausgesetzt heimlich mit einer bangen Scheu. Trotzdem er von Martin Geralds Charakter das beste hielt — am Ende war Martin Gerald doch auch nur ein Mensch. Und einmal würde er vielleicht erwachen zu der Erkenntnis, daß er ein „reiner Tor“ gewesen war und Hilde eine reine Törin.

Hilde aber würde das in ihrem Wesen nicht verleugnen können — so viel kannte er, der Ehemann, sie nun doch. Sie würde sich so oder so verraten einmal. Er wartete darauf.

Hilde ahnte davon lange nichts. Sie fühlte keinen Druck in ihrem Gewissen, trotzdem sie jeden Tag mit Bewußtsein ihr Herz, das ihrem Manne gehören sollte von Natur und Gotteswegen, zu Martin Gerald hintrug.

Sie waren immer allein. Edda hatte in dem glühenden Wunsche, ihrerseits etwas Positives zum Haushalt zuzuverdienen, Martin die Erlaubnis abgebettelt, jeden Morgen ein paar Stunden als daily governess zu einem kränklichen Kinde reicher Leute, das keine Schule besuchen durfte, zu gehen. Mit der Mittagsmahlzeit richtete sie sich ja längst so einfach ein, daß das sich ermöglichen ließ. Und Edda war so stolz, jeden Monat vierzig Mark bares Geld ins Haus zu bringen.

So konnte es nicht wie früher geschehen, daß Edda plötzlich die Tür öffnete und hereinsah oder selber hereinkam. Aber die kurze Zeit, die die beiden nun nur täglich zusammen hatten, mußte auch doppelt so ausgenützt werden wie die frühere, ja oft dreifach. Und es gelang. Sie hätten es selber nicht für möglich gehalten, daß sie in so kurzer Zeit ihre Gedanken überhaupt genügend würden konzentrieren können. Es mußte nun sein. Es war ein intensives, oft fast fieberhaftes Arbeiten. Und jedesmal, wenn Hilde

Martin verließ, sah er kaum von seinen Schriftblättern auf, sondern arbeitete das, worüber sie sich soeben ausgetauscht hatten, selber weiter aus, solange die Stimmung dazu nur irgend vorhalten wollte. Am andern Tage gingen sie dann das inzwischen Niedergeschriebene miteinander durch, und oftmals wurde es dann noch verändert.

So schritt das Werk wie unter einem guten Sterne fort. Und während der kranke Mann daheim in Angst und Argwohn seine Gedanken den Wegen seiner Frau folgen ließ, saß seine Frau völlig gefangen unter dem rein geistigen Banne Martin Geralds, gefangen unter der zwingenden Notwendigkeit ihrer sich dem Ziele nähernden Arbeit.

Jeden Tag fuhr sie mit der elektrischen Bahn zu ihm. Den letzten Teil des Weges, der durch die Winkelgäßchen führte, die Geralds Wohnung nach der Seite des Flusses hin umlagerten, mußte sie zu Fuß machen. Bei jedem Wetter, bei Schneetreiben und Hagelschauern, deren es in diesem Frühjahr viele gab, wanderte sie hindurch, und manche der wunderlichen alten Leutchen, die in den Gängen und Gäßchen wohnten, die selten daraus hervor an das Licht des wirklichen Tages kamen, sondern meist nur durch die kleinscheibigen Fenster ihrer Erker und Vorbauten in die „Welt“, d. h. auf die enge, dunkle Gasse hinaussahen, kannten dem Ansehen nach die junge Frau, die täglich mit schnellen, elastischen Schritten an ihren Häusern vorbeiging. Sie ahnte nicht, daß manches

boshafte und gehässige Wort aus zahnlosem Munde ihr nachzischte, daß es für so und so viele alte, längst tugendhaft gewordene Weiblein, die von früher her wußten, wie „schlecht“ die Welt ist, ausgemachte Sache war, daß ihre beschwingten Schritte sie täglich zu ihrem heimlichen Liebsten trugen. Freundlich und ahnungslos sah sie in diejenigen von diesen runzeligen Gesichtern, die sie sich im steten Wiederkehren gemerkt hatte. Ja, in diesen Gassenwinkeln, in denen Armut und Gebrechlichkeit zu Hause waren, fühlte sie sich trotz ihrer Jugend und Kraft geradezu vertraut und zugehörig.

— Wie aber wird es sein — so mußte sie manchmal in Angst denken, während sie ihr Werk so wunderbar schnell vorwärts schreiten sah, — wenn wir eines Tages fertig sein werden, wenn es nichts mehr für mich daran zu tun und zu helfen gibt? Wie soll ich es aushalten, zu leben und nicht mehr durch diese Straßen diesem Ziele zuzuwandern? —

Eine unerwartete Antwort auf diese nur sich selbst gestellte Frage gab ihr eines Tages der Arzt, der Adalbert behandelte. Seit kurzem hatte er dem Patienten das Aufstehen erlaubt, und es war ihm gut bekommen.

„Ich habe absichtlich zu früh nichts von Reisen gesprochen,“ sagte der Doktor. „Ich wollte abwarten, wie die Heilung weiter verlaufen würde. Nun aber bin ich so zufrieden, daß ich Sie in gut acht Tagen zur Rekonvaleszenz mit Ihrer lieben Frau in den Harz schicken möchte.“

Mechanisch äußerte Hilde ihre Freude darüber und besprach und bestimmte das Nähere mit dem Arzte zusammen. Mechanisch traf sie dann die Vorbereitungen zur Reise — immer still und scharf und argwöhnisch beobachtet von ihrem Mann.

— Ehe wir reisen, muß das Buch beendigt sein, soviel ist gewiß — sagte sie sich.

Sie blieb nun täglich wieder zwei Stunden bei Martin. Sie arbeiteten fieberhaft.

28.

Drei Tage vor der Abreise wurden sie fertig.

Sie saß an ihrem gewöhnlichen Fensterplatz am Schreibtisch, den Kopf in die Hand gestützt, und sah zur Johanneskirche hinüber, während er, ihr gegenüber am Tisch sitzend, ihr die Schlußbetrachtung, die er soeben niedergeschrieben hatte, vorlas.

Sie war völlig aufmerksam, mit allen ihren Gedanken ganz bei der Sache — und sie war erstaunt, daß das, was sie zuletzt in solcher Eile und Hast mit ihm durchgearbeitet hatte, doch so ausgezeichnet, so prägnant, so klar und oft frappierend schön im Ausdruck geworden war.

Als er fertig gelesen und das Heft geschlossen hatte, sah er zu ihr hinüber. Einen Moment mußte er warten, bis ihre Augen zu ihm kamen. Dann blickte sie ihn groß und strahlend an.

„Das war schön, Martin. Das letzte war das Allerschönste. Und weißt du eins, Martin? Vor einem Jahre wolltest du es durchaus nicht wahrhaben — aber du bist in deinen Vorschlägen schließlich doch sehr positiv und praktisch geworden."

„Ich?" sagte er. „Ach, du weißt ganz gut, daß ich es nicht war. Du bist es gewesen, Hilde — aber einerlei. Ich könnte es auch so ausdrücken: ich wurde es durch dich. Ich nahm das allmählich an als eine bessere Erkenntnis von dir. Warum sollt ich es nicht zugeben? Ich danke dir dafür. Ich danke dir für viel mehr noch, Hilde."

Er stand auf und trat zu ihr, legte seine Hände auf ihre Schultern und sah ihr in die Augen.

Sie saß ganz still und wie feierlich ergriffen durch die wunderbare Schönheit und Reinheit seiner Augen.

Dann stieg ihr langsam ein tiefes Rot ins Gesicht, und sie schob seine Hände von ihren Schultern.

Sie stand auf, stand abgewandt von ihm, bangend, mit sich ringend. Die Gedanken, die sie noch vor wenigen Augenblicken völlig erfüllt hatten, waren versunken, vergessen, wie in ferne Welt verweht.

Neben ihr stand der Mann, den sie über alles liebte.

Die Uhr von St. Johannes schlug elf. Seltsam schwer und hart und feierlich durchschnitten ihre Schläge die Stille.

Unwillkürlich wandte Hilde die Augen der alten

Kirche zu. Die Frühlingssonne brannte grell auf den naßblanken Kuppelflächen, und die Uhr war so groß, so sonderbar riesenhaft. Ihre langen, goldenen Zeiger blitzten wie scharfe Schwerter, drohten förmlich herüber aus beängstigender Nähe. Wieviel Meter maßen sie doch noch? Martin Gerald wußte das.

„Martin — wieviel Meter mißt doch der große Zeiger?“ fragte sie mit einer fremden, nervösen Stimme und wandte sich halb zu ihm.

Er sah sie an und schüttelte den Kopf.

Er gewahrte plötzlich das tiefe Rot auf ihrem Gesicht — und langsam, langsam dämmerte ihm eine Erkenntnis.

„Hilde,“ stieß er hervor und griff nach ihren Händen.

„Nein — nein,“ stöhnte sie und wich einen Schritt zurück.

„Hilde!“

Und da er ihre Hände berührte, faßte er eitel Feuer.

Er wollte es nicht — sie wollte es nicht.

Er wußte nicht, was er tat, noch sie, was sie mit sich tun ließ — nur daß eine Glut sie beide umspannte, von der keiner mehr wußte, ob sie von ihm selbst oder von dem andern ausging, daß sie sich in den Armen hielten und küßten und küßten, wieder und wieder, wie zwei Verdurstende.

Dann, als sie sich losließen, standen sie voneinander abgewandt, schweratmend, ja, gleichsam den eigenen Atem erst wieder suchend, in Angst und Scheu.

Es kam ihr ein Gefühl, ein unbeschreiblich schreck-

liches: Es ist schon vorbei. Das war dein Glück, dein Glücksrausch; nun ist es vorbei. —

Sobald er sie aus seinen Armen gelassen hatte, war sie allein im Dunkeln, und es fror sie.

Sie ging zur Tür, mechanisch, aber zitternd, mit wankenden Schritten.

„Bleib doch," sagte er dumpf.

Aber sie hörte nicht. Sie wollte hinausgehen.

Da war er mit zwei großen Schritten neben ihr und packte sie derb bei den Armen.

„Ach was, bleib — das ist Feigheit," sagte er rauh.

Als er aber sah, wie die Tränen ihr aus den Augen stürzten, legte er sanft und stützend den Arm um sie. Er führte sie bis zu seinem Stuhle, setzte sich nieder und nahm sie auf seine Knie.

„Weine nicht, Hilde. Weine doch nur nicht. Komm, sieh mich an. Wer kann dafür, daß er ein Mensch ist, Hilde?"

„Es war meine Schuld — nicht deine," sagte sie. „Hätt ich mich beherrschen können noch dies eine Mal — — und du hast mich auch eigentlich gar nicht lieb —"

„So — ich hab dich nicht lieb — so? Du mußt es ja wissen! Warum nicht? Weil ich dich nicht angesehen hab, nicht, du? Weil ich dir nicht gesagt hab, daß ich weiß — daß ich dich noch anders kenne wie — — ach, Hilde, Hilde —"

Er ließ sie aus seinen Armen und sank vor ihr nieder. Er umschlang ihre Hüften mit seinen Armen und preßte seinen Kopf an ihre Brust.

Mit tastenden, zitternden Fingern glitten ihre Hände über sein fast weißes Haar: Nie in ihrem Leben hatte sie etwas so Köstliches berührt wie diese großen, glänzenden Haarwellen.

„Martin — glaub mir, ich hab es nicht gewußt — oder — ich war vielleicht immer unwahr gegen mich selbst — — ich weiß es nicht, ich weiß es nicht. Nur daß es Sünde ist —"

„Still, Hilde, still davon. Man soll solche Worte nicht sagen. Komm, nun sag mir —"

Und er stand wieder auf und nahm sie wieder auf seinen Schoß.

„Hast du mich lieb, Hilde?"

„Über alles in der Welt. Und du — hast du mich lieb?"

„Über alles in der Welt."

„Und seit wann, Martin?"

„Seit immer."

„Seit immer? Nein!"

„Es war mir natürlich nicht immer klar. Es ist mir erst in der letzten Zeit klar geworden. Ich hätte ja nicht geglaubt, daß ich das Edda antun könnte. Aber eigentlich hatte ich dich ja schon in Edda lieb."

„Wie meinst du das?"

„Als ich Edda kennen lernte, da entzückte und fesselte mich das an ihr, daß sie, so jung wie sie war, für das, was mich bewegte, schon ein so tiefes und ernstes Verständnis hatte. Ich wollte ja keine Puppe zur Frau, sondern einen geistigen Kameraden. Und

das war mir Edda, so gut wie sie es verstand. Später habe ich erst begriffen, daß Edda all das Interesse und Verständnis nicht aus sich selbst heraus, sondern durch Anregung von dir hatte. Und — ich hab mir's selbst vielleicht nicht mal so eingestanden, nachdem du vor einem Jahr bei uns gewesen warst, hab ich mich nach dir gesehnt — nicht nur für mein Werk, sondern auch für mich, für mich, Hilde —"

„Und wußtest du, daß ich dich liebte?"

„Es war mir wohl manchmal wie eine Ahnung, daß das so sein müßte. Aber ich wollte bei Gott nichts von dir — ich hab dies alles nicht gewollt. Da es über mich kam, war es stärker als ich selbst."

Sie machte sich leise von ihm los und sagte: „Ich will nun gehen."

Er schloß sie wieder in seine Arme und flüsterte: „Ich hab dich lieb."

Und sie küßte ihn viele Male unter Tränen.

Sie wollten dann versuchen, ihr Leben, ihre Zukunft, wie sich alles gestalten sollte, miteinander durchzugehen. Es war ihnen aber nicht möglich. In dieser einen traurig-glückseligen Stunde war es ihnen nicht möglich. Sie konnten wieder und wieder nichts anderes als von ihrem Gefühl sprechen, sich weiter nichts sagen, als daß sie sich liebten.

„Es war ja schon damals, Martin, als ich dich zum ersten Male sah, damals in Greifswald. Nur, ich wußte es natürlich selbst nicht. Wenn einer am Tage drauf eine andere heiratet, eine Freundin noch

dazu, und man das weiß — denk, in den kann man sich doch nicht verlieben.“

„Und wann wurde es dir klar, Hilde?“

„Das weiß ich nicht zu sagen, Martin. Nur daß alles, überhaupt alles, was in mir war, mich zu dir hintrieb. Und darum hielt ich mir die Augen zu und heiratete Adalbert Pundt.“

„Hast du ihn nicht lieb?“

„Nein.“

„Gar nicht?“

„Nein.“

„Hilde — und konntest ihn heiraten!“

„Dummer Martin — du dummer Martin. Siehst denn auch du nur, was vor Augen ist? Komm, jetzt will ich dir die Geschichte meiner Urgroßmutter erzählen.“

„Ach, ich mag keine Geschichten von Urgroßmüttern hören. Laß dich küssen —“

„Laß du mich leben und hör jetzt zu. Meine Urgroßmutter mütterlicherseits war ein sehr schönes junges Mädchen zu der Zeit, als Stettin sich vor den Freiheitskriegen den Franzosen ergab. Sie zählte damals achtzehn Jahre. Aus jenem Jahr stammt das schöne Bild über meinem Schreibtisch. Sie hat sich selber nach ihrem Spiegelbilde so porträtiert. Sie hieß Hildegard Schoenbeck; ihr Vater hatte eins der ersten Handelshäuser in Stettin. Sie war verlobt mit einem jungen, hübschen Offizier, von Felten hieß er, glaube ich. Der ging aber, als die Übergabe der

Stadt erfolgte, ohne Kampf zu den Franzosen über. Hildegard Schoenbecks Vater aber war ein rabiater Preuße und Franzosenhasser, der von dem Augenblick an von dem Schwiegersohn nichts mehr wissen wollte und das Verlöbnis seiner Tochter als gelöst betrachtete. Nun lag in jener bösen Zeit und unter Napoleons Unterdrückungsmaßregeln der deutsche Handel sehr danieder, und das Geschäft meines Ururgroßvaters stand wie viele andere nah vorm Bankerott. Der alte Schoenbeck hatte aber einen kapitalkräftigen Handelsfreund, namens Krose, einen Mann in mittleren Jahren, klein, unansehnlich, verwachsen, aber geschäftlich enorm tüchtig und von Charakter gediegen. Der zeigte sich gewillt, mit seinem Vermögen einzustehen und zu helfen, um den drohenden Bankerott abzuwenden. Als Gegenleistung begehrte er die Hand der schönen Hildegard, deren Vater er den Jahren nach gut hätte sein können. Hildegard Schoenbeck aber liebte den Leutnant von Felten. Den alten, häßlichen Krose hatte sie bis dahin hochmütig behandelt und bespöttelt. Was meinst du, das sie nun tat?“

„Sie entfloh mit dem Leutnant von Felten in ein fremdes Land.“

„O nein — ihr Vater hat sie gut bewacht.“

„Nun — dann heiratete sie den alten, häßlichen Krose — aber ging heimlich zu ihrem Leutnant und hatte ihn lieb —“

„O nein — was denkst du von Hildegard Schoenbeck? Die hat ihrer Urenkelin ein besseres Beispiel

gegeben. Sie hatte den Leutnant Felten zwar sehr lieb — aber sie hatte auch eine unbegrenzte Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gegen ihren Vater. Und wie ihr Vater ihr das nun mit ergreifenden Worten vorstellte, wie sie, wenn sie den Krose heiratete, ihren Vater, den alternden Mann, vor dem Verderben, ihre ganze Familie vor Elend und Schmach und das alte renommierte Geschäft vor einem schmählichen Untergang rettete, da begriff Hildegard Schoenbeck, daß der liebe Gott ein großes Opfer für einen großen Zweck von ihr verlangte. Und da schrieb sie unter vielen Tränen an den Leutnant Felten den Absagebrief. Und da achtete sie sich selbst, ihre eigene kostbare Jugend, ihr warmes Herz für nichts und brachte sich selbst zum Opfer und heiratete den alten, häßlichen Krose und hatte einen Haufen Kinder mit ihm, wie das in der damaligen Zeit Mode war."

„Und der Leutnant von Felten?"

„Der ist in den Krieg gezogen, in den Kampf, da er am heißesten war. Noch in demselben Jahre hat er in irgend einer Schlacht den erwünschten Tod gefunden. Meine Großmutter war die jüngste von den Kroseschen Töchtern; sie heiratete den Rittergutsbesitzer von Scheelen. Sie hat mir die Geschichte ihrer Mutter schon erzählt, als ich noch ein kleines Ding war. Sie selber hatte eine unbegrenzte Bewunderung vor dem Opfermut ihrer Mutter. Ich aber hab ihn nicht begreifen können — bis —"

„Bis?" fragte Martin.

„Bis das in mein Leben kam — das Wunderbare, daß ich verstehen lernte, wie manchmal einen Menschen eine Idee beseelen kann, die stärker und gewaltiger ist als sein persönliches Wohl und Wehe. Damals glaubte ich meiner Urgroßmutter Blut lebendig in mir zu fühlen — — bis ich einsah, daß der Zeitabschnitt von hundert Jahren, der zwischen mir und ihr liegt, doch etwas anderes aus uns Frauen gestaltet hat, daß wir von heute denen von damals nie mehr gleichen können — daß wir ein stärkeres Selbstgefühl und eine höhere Selbsteinschätzung haben als die Frauen, die sich damals opferten und klaglos den Mann als das unvermeidliche Schicksal aus des Vaters Hand annahmen — daß wir in demselben Sinne wie sie uns nicht mehr weggeben können — einfach nicht können, ohne uns zu erniedrigen und uns selbst zu verlieren. — Aber nun siehst du mich so entzückend dumm und verständnislos an, Martin, daß ich schon genau weiß, du verstehst von all dem kein Wort —“

„Und wenn nicht, Hilde — was tut's? Was verschlägt's? Ich werde noch Zeit genug haben, darüber in der Stille nachzudenken. Denn diese paar glücklichen Augenblicke werden schnell genug vorüber sein und dann —“

„Ach, sei still, sei still,“ flüsterte Hilde.

Und sie sprachen gar nichts mehr.

Sie hielten sich nur noch umschlungen und küßten sich wieder und wieder.

Erst als die Uhr vom St. Johannesturm zwölf

schlug, zwölf laute, unbarmherzige Schläge, riß Hilde sich gewaltsam los.

„Das ist das Ende,“ sagte sie. „Eine Stunde in meinem Leben habe ich gelebt. Dafür will ich Gott, solange ich atme, danken. Es werden wohl viele begraben, die das nicht kennen lernten. Leb wohl, leb wohl — ich hab dich über alles lieb“ — — — —.

Im Sturmschritt, ohne von ihrer Umgebung zu wissen, eilte sie unten durch die Winkelgassen. An einer Ecke rannte sie mit dem alten, halblahmen, an Krücken humpelnden Korbmacher, der sie von seinem Fenster aus oft beobachtet hatte, zusammen, so daß er bei dem heftigen Anprall beinah hinfiel.

„Verzeihung,“ stammelte sie, sah ihn hilflos an und eilte weiter.

Er aber blieb mitten in der Gasse stehen und starrte ihr neidisch nach, wie sie's gut hatte, daß sie kräftig und gerad und schnell auf ihren gesunden Beinen laufen konnte.

29.

Hilde Dehringers Leben war nun zu Ende, es mußte ja nun zu Ende sein. Es blieb ihr nichts, gar nichts weiter übrig nach diesem, als sich hinzulegen und zu sterben.

Denn was sollte nun noch kommen? Bis jetzt war alles, was geschehen war, konsequent als logische

Folge eines aus dem anderen hervorgegangen, gekommen wie es kommen mußte. Ja — bis etwa auf den Tod des Vaters war alles sozusagen selbstverständlich gewesen. Sie hatte Martin Gerald geliebt von dem Augenblick an, da sie ihn zuerst gesehen, und ihr ganzes Leben seitdem war Schritt um Schritt ein Vorwärtsgehen, ein Vorwärtsdrängen hin zu ihm gewesen. Es war gewesen, als wenn alles andere keine Geltung und Bedeutung für sich hätte, sondern als ob es lediglich in diesem Zusammenhang überhaupt in Betracht käme — insofern es Vorstufe war zu dieser Erfüllung, zu der einen Stunde des Lebens und Genießens, die Hilde Dehringer geschenkt war in Martin Geralds Armen.

Die Stunde war vorübergegangen. Ihre heiße, berauschende Seligkeit vibrierte noch einige Stunden nach in Hildes Blut. Und dann?

Was dann? Was nun weiter?

Es war zu Ende, zu Ende, zu Ende.

O — wer sich hinlegen könnte, um zu sterben.

Diese Hilde Dehringer, die konsequent und zäh mit rücksichtslosestem Dehringerschen Egoismus bis hierher ihr Ziel verfolgt hatte, das ihr zwar als solches nie klar bewußt vor der Seele gestanden hatte — diese Hilde, die am Rande des Abgrundes, zu dem ihre unbefriedigte Liebes- und Lebenssehnsucht sie hintrieb, selig und skrupellos ihre einzige Glücksstunde als ihr gutes Recht genoß — sie wußte es doch sofort mit unumstößlicher Gewißheit, daß das auch alles gewesen war, was ihr gegeben ward — oder was sie

sich hatte nehmen dürfen — daß ihr Glück nun zu Ende war.

Sie wußte sich in dieser Auffassung, ohne mit ihm darüber gesprochen zu haben, völlig eins mit Martin. Mochten sie beide in jener einzigen Stunde ohne Rückhalt und ohne beunruhigende Reuegedanken über zwei andere hinweggehend ihr eigenstes Glück genossen haben, es existierte für sie beide nicht die Möglichkeit, im ferneren Hinweggehen über die beiden anderen auf den Trümmern des bereits von ihnen zerstörten Glücks jener beiden sich ein Glück und Leben für sich neu aufzurichten.

Keines von ihnen hätte das gekonnt — Martin schon von Natur deswegen nicht, weil er viel weniger Temperaments- als Pflicht- und Gewissensmensch war. Aber auch Hilde nicht, weil sie neben dem ausgesprochenen Dehringerschen Egoismus, der im letzten Jahre ihre Handlungsweise fast ausschließlich bestimmt hatte, ja, der sich, ihr selber unbewußt, zum Herrn selbst ihrer Instinkte und Gefühle gemacht hatte, doch noch etwas anderes besaß, ein mütterliches Erbteil, von dem sie allerdings selber ebensowenig wußte wie von den anderen Triebfedern ihres Tuns. Zum vollständigen modernen Ichmenschen fehlte ihrem Egoismus die selbstverständliche, naive Skrupellosigkeit, die allein es möglich macht, im Dienste seines selbsteigenen Abgotts das Glück anderer rücksichtslos niederzutreten. So wenig wie Hildegard Schoenbeck es vor hundert Jahren fertig brachte, ihren alten, häßlichen Krose mit

dem jungen, schönen Leutnant Felten zu betrügen — so wenig brachte Hilde Dehringer es fertig, das Glück ihres Gatten und ihrer Freundin zu zerstören, um sich selbst aus deren Glückstrümmern ein Zukunftsschloß aufzubauen. Denn ein aus Trümmern und Scherben erbautes Schloß — das war ja kein Haus, in dem Hilde Dehringer wohnen und glücklich sein konnte.

Es war alles zu Ende.

Eine Stunde Glück hatte sie gehabt für all dies Opfern, Leiden, Kämpfen — eine einzige Stunde.

Nun stand sie vor dem Bilde von Hildegard Schoenbeck, sah in das zartfarbige, zwischen den gedrechselten Locken mit munteren Braunaugen hervorlächelnde Gesicht und sprach fragend:

„War es dir leichter gemacht als mir? Hast du mehr Glück genossen mit deinem Felten in den paar Monaten, während du mit ihm verlobt warst, als ich mit Martin Gerald in einer Stunde? Oder hast du eigentlich noch gar nicht gewußt, was Glück ist? Hat unter dem hochgeschnürten Miederchen wohl ein heißes, wildpochendes Herz Platz gehabt? Wie war es möglich, daß du dem alten, häßlichen Krose zehn Kinder geboren hast? O Gott — wenn ich mir das vorstelle! Tot sein, zehntausendmal lieber tot sein!“

Ja, sich hinlegen können und sterben — das muß gut tun, o, so gut! Und im Tode noch die Augen dessen vor sich sehen, den man über alles liebte, für den man lebte und atmete seit Jahren — mit oder ohne Bewußtsein, ganz gleich — man lebte für

ihn — — seine Augen zu sehen und seine Augenwimpern, seine kindlich langen, gebogenen Augenwimpern, nah, o, so nah — und seine Küsse noch einmal auf den Lippen fühlen und einschlafen und sterben — o, wie muß das gut tun und köstlich sein!

Sie starb nicht. Sie wurde nicht einmal krank. Sie ging umher wie eine Traumwandlerin und traf mechanisch ihre Reisevorbereitungen.

Adalbert beobachtete sie mit gesteigertem Argwohn. Er wußte, daß sie nun zum letzten Male bei Martin gewesen war. Und sie kam ihm verändert vor. Warum sprach sie nicht von der Beendigung des Werkes? Warum sprach sie überhaupt nur wenig? Was war geschehen? Hatten sie sich geküßt, sich gesagt, daß sie sich liebten, daß sie sich vielleicht heimlich angehören wollten — oder aber, daß sie an seine Genesung nicht glaubten, daß sie auf seinen Tod warten wollten, um dann —

Und wieder schämte er sich des häßlichen Argwohns und suchte ihn zu verscheuchen. Aber er kam wieder. Jedesmal, wenn er mit ihr sprach und sie ihm so besonders sanft und liebevoll erschien, konnte er nicht los von dem Gedanken: Das ist Schuldbewußtsein bei ihr; sie hat an mir etwas zu sühnen.

Sie schliefen beide nicht in den folgenden Nächten.

Hilde verstellte sich. Sie lag mit geschlossenen Augen regungslos, nur leise und gleichmäßig atmend, um ihn glauben zu machen, daß sie schliefe..

Lange Zeit lauschte er ängstlich auf ihr leises Atmen. Dann, als er überzeugt war, sie schliefe fest,

hörte sie, wie er sich aufrichtete und Licht machte. Unter ihren geschlossenen Lidern fühlte sie den roten Schimmer des Lichtes, das er nah über ihr Gesicht hielt, ja, fühlte sie seine angstvoll in ihren Zügen suchenden, lesenden Augen. Und nun wußte sie's, was ihn quälte, worüber er grübelte, worunter er litt, ohne ihr ein Wort davon zu sagen.

Er wollte und mußte Klarheit haben, ob diese seine Frau, die sich ihm verweigerte, ihn mit dem anderen betrog.

Sie lag ruhig mit unbewegtem Gesicht, leise und gleichmäßig atmend, scheinbar in so tiefem und ahnungslosem Schlummer, daß er sich sch mte, daß er an ihre Unschuld, ja, an ihre Zuneigung für ihn glaubte, das Licht löschte und sich wieder hinlegte. Aber im Dunkeln kehrten Zweifel und Argwohn zurück. Schlafen konnte er nicht. Nach einer halben Stunde richtete er sich abermals auf und wiederholte sein Tun. Und so noch drei-, viermal in dieser Nacht und in der folgenden. Und Hilde nahm das alles ganz genau wahr. Sie schlief nicht eine Minute.

Am Abend vor der Abreise kam Edda Gerald zu ihnen. Adalbert war gerade fortgegangen, um sich rasieren zu lassen. Hilde war allein. Es war im Schummern.

„Ich wollte euch adieu sagen, Hilde," sagte Edda. „Martin läßt sich bei deinem Mann entschuldigen. Er hat wirklich furchtbar viel zu tun in diesen Tagen. Du hast ihm ja schon adieu gesagt."

„Ja," sagte Hilde. „Adalbert erwartet das wohl auch nicht von ihm."

Sie redeten dann dies und das.

Edda war merkwürdig blaß, und es lag etwas Unruhiges in ihrem Wesen.

Eine plötzliche Angst stieg Hilden auf: Sie weiß es, oder sie ahnt es!

Seltsam, daß sie vorher an eine solche Möglichkeit überhaupt nie gedacht hatte.

— Wissen, alles wissen kann sie doch nicht — dachte Hilde weiter. — Denn sonst würde sie doch nicht zu mir kommen und kein freundliches Wort mit mir reden können. Aber sie ahnt etwas — und trotzdem ist sie so unendlich gut und verzeiht mir —

Edda sprach von Martins Buch, und wie sie in der nächsten Zeit fleißig daran abschreiben wollte.

Hilde hörte kaum zu. Sie schweifte immer ab mit ihren Gedanken.

Plötzlich entstand eine lange Pause.

Hilde stand am Fenster. Man vernahm nichts als das Ticken der Uhr.

„Du, Hilde," sagte Edda dann mit einer scheuen, fremden und seltsamen Stimme.

Die beiden Worte fielen eigentümlich schwer wie in leerer Luft nieder.

Es durchschauerte Hilde inwendig. — Nun kommt es — sagte sie sich und wandte sich dann langsam aber entschlossen Edda zu.

Groß und wunderlich blickten Eddas Kinderaugen sie an aus dem blassen Gesicht.

„Was wolltest du sagen, Edda?“ fragte Hilde fest.

In diesem Augenblick tönte die Korridorklingel.

Da lachte Edda auf.

„Ach, da ist dein Mann zurück. Nun denn, so soll es nicht sein. Es ist vielleicht besser so — denn du weißt ja, ich bin abergläubisch. — Guten Abend, Herr Doktor,“ begrüßte sie den zur Zimmertür Hereintretenden.

Sie sprachen dann nur noch Gemeinsames über die Reise, den Ort und das Sanatorium, in dem Adalbert und Hilde wohnen wollten. Edda war munter und natürlich und ganz die Alte.

Nach einer Viertelstunde brach sie auf, und Hilde begleitete sie bis zur Haustür. Sie kam nicht mehr zurück auf das, was sie hatte sagen wollen, und Hilde erinnerte sie nicht daran. Als sie Hilde beim Abschied mit gewohnter Herzlichkeit küßte, war diese überzeugt, daß sie sich geirrt habe, und daß Edda doch nichts wisse. —

30.

Im Harz erholte sich Adalbert zusehends.

Hilde fühlte es deutlich, daß es nicht nur die Ruhe und die reine Luft war, die ihm wohl tat. Mindestens ebensoviel tat für sein Gemüt das Bewußt-

sein, seine Frau hier für sich allein zu haben. Sie durfte ihn in den ersten Tagen kaum für Augenblicke verlassen. Obgleich er sich wohlfühlte, gehen, essen und trinken durfte, annähernd wie ein gesunder Mensch, behauptete er, ihrer Gegenwart fortwährend zu bedürfen.

Zuerst beobachtete er sie noch in ängstlicher Wachsamkeit. Erst als er dessen gewiß zu sein glaubte, daß sie hier keine Verbindung mit Martin Gerald aufrecht erhielt, keine postlagernden Briefe mit ihm wechselte, wurde er ruhiger. Er atmete förmlich auf.

Auch sie atmete etwas auf unter dem Nachlassen dieses Druckes, dieser Bewachung. So dumpf hoffnungslos hatte sie anfangs dahingelebt — dem Leben selbst gegenüber gleichgültig, da sie es als abgetan und sich selbst als eine Tote betrachtete — nur in einer sonderbaren, schweren, erdrückenden Angst vor ihrem Manne, dessen Argwohn ihr auf Schritt und Tritt fühlbar war.

Hier in der Schönheit und Ruhe der Natur lebte Adalbert wieder auf. Die Berge liebte und verstand er, und es war ihm, als wenn er auch von ihnen geliebt und verstanden würde. Und je gesünder er sich körperlich fühlte, je mehr kehrte das Gleichmaß seiner Seele zurück. Er war nun wieder imstande, seine Frau mit anderen Augen anzusehen und ihr gerechter zu werden.

Hilde?

Sie nahm ihr Leben auf sich, da sie keine Möglichkeit sah, es von sich zu werfen. Ja, sie gewann schließlich eine Art Stellung zu ihrem Leben. Es gelang ihr

dies nicht sofort. Es währte ein paar Wochen, daß die brennende Sehnsucht nach dem einmal gekosteten und schon verlorenen Glück sie von innen heraus förmlich aufzehrte, daß sie in einen mystischen Glauben versank, ihr Schicksal sei erfüllt mit der Beendigung ihres Geisteswerkes und dem Liebesgenuß jener einen wundervollen Stunde — daß sie in schlaflosen Nächten betete zu einem Gott, an den sie bei Tage nicht glaubte, er möchte sie zu sich nehmen und in einem anderen Leben, in einer höheren Entwicklungsform sühnen lassen, was sie hier vielleicht gefrevelt hatte. Ja, sich hinlegen können und sterben — das wäre ihr das Liebste gewesen — das Liebste und das Leichteste.

Oder aber eine große, eine fast übermenschlich schwere Lebensaufgabe, die die Einsetzung ihres ganzen Menschen verlangte, vor sich sehen! Sich hingeben, sich opfern, sich verschwenden dürfen. —

Es wurde ihr nicht so leicht gemacht. Sie durfte nicht sterben, und sie durfte auch nicht leben in dem Sinne expansiver Arbeit und Selbsteinsetzung. Sie war dazu verdammt, stille, lange, gleichmäßige Tage in Geduld und Abwarten hinzuleben — in Geduld, bis ihr Mann ganz genesen sein würde, in Abwarten, bis er von neuem von ihr verlangen würde, sie solle seine Frau sein.

Das also war ihr Leben. Dazu war ihr junges, frisches, köstliches Sein aufgespart. Und mit grauenhafter Deutlichkeit erkannte sie nun den Irrtum all ihrer bisherigen Schritte, den blinden Irrtum ihrer

schrankenlosen Selbstsucht, die nur an sich denkend, nur das eine Glück, eigentlich nur den einen Moment vor Augen sehend, sich so grausam verrechnet hatte.

Ihre „Ehe" hatte ja nur eine Stufe sein sollen zu etwas Höherem, zu der geistigen und seelischen Gemeinschaft mit dem, den sie in Wahrheit liebte, dem ihr Herz entgegenblühte und -glühte. Und nun? Aus der geistigen und seelischen Gemeinschaft war natürliche Liebe und Leidenschaft gewachsen, hatte einen Augenblick lang gelebt und geleuchtet, Glück empfangen und Glück gespendet — und die Stunde der Seligkeit war vorübergegangen. Der Höhepunkt des Lebens war überschritten; von ihm aus gab es kein Steigen mehr, sondern nur ein Fallen, ein Hinabsinken, zurück auf die Stufe, die einmal zu ihm hinaufgeführt hatte. Auf ihr war Hilde Dehringer nun wieder angekommen. Diese Stufe war ihre Ehe mit Adalbert Pundt.

Sie nahm ihr Kreuz auf sich — nicht mit Mut und leichtem Sinn; ihr Mut und Leichtsinn hatte Martin Gerald gehört, nun waren beide gebrochen — aber doch mit einer Art Willen zum Leben, ja, mit dem Gefühl einer gewissen Verantwortlichkeit. Sie war ja nicht ohne Pflichtgefühl und ohne Gewissen, wennschon beides von ihrem Temperament zuzeiten völlig zum Schweigen gebracht worden war. Seitdem sie begriffen hatte, daß sie weiterleben mußte, wollte sie auch weiterleben.

Aber es war eine Unnatur für sie, sich so völlig in ein Pflichtdasein hineinzufügen — sie, für die Ge-

nuß Tugend und Freude Pflicht gewesen wäre. Mühsam, unendlich mühsam schaltete sie diese Begriffe aus ihrem Leben aus. Sie dachte an Martin, der sein persönliches Glück klaglos seiner Pflicht opferte. Mühsam, mühsam, Schritt für Schritt kam sie ihrem Manne auf dem Wege ihrer Pflicht wieder näher. —

Sie betrieben täglich die in der ersten Zeit ihrer Ehe begonnenen griechischen Studien weiter. Und Hilde widmete sich denen um so ernsthafter und intensiver, als ihr Geist nach der Vollendung von Martin Geralds Werk ja wieder alle seine Kräfte frei hatte. Und sie empfand im tieferen Eindringen in die Griechenwelt allmählich doch auch Freude und Bereicherung. Und wie er das wahrnahm, erblühte in seiner Seele wieder die Dankbarkeit, die er ihr im Anfang für jedes Wort, für jeden Blick gezollt hatte, und die stille Hoffnung, daß er sie dennoch einmal ganz und gar für sich gewinnen werde. —

Fast vier Monate blieben sie im Harz. An die Zeit seines Urlaubs schlossen sich unmittelbar die großen Ferien. Erst im August kehrten sie nach Hause zurück, und Adalbert nahm mit frischen Kräften seinen Dienst wieder auf.

Martin und Edda hatten beide nur selten geschrieben, Martin nur an Adalbert und Edda nur an Hilde. Jetzt, da Adalbert und Hilde in die Stadt zurückgekehrt waren, hatten Geralds sie gerade verlassen, um bei Martins Mutter in Schlesien noch eine mehrwöchentliche Erholung nach ihrem anstrengenden

Sommer zu suchen. Das Buch war inzwischen fertig abgeschrieben worden und in den Druck gekommen.

Adalbert und Hilde empfanden es beide stillschweigend als Wohltat, daß sie Geralds bei ihrer Ankunft nicht sogleich vorfanden. Als die Zeit von deren Rückkehr herannahte, bemächtigte sich Hildes eine heimliche Unruhe.

Edda schrieb schließlich nicht einmal Tag und Stunde ihrer Ankunft. Es war Hilde klar, sie wollte nicht vom Bahnhof abgeholt werden, und von neuem stieg ihr der Verdacht auf, daß Edda doch am Ende eine Ahnung habe. —

Und dann war's wieder eines Abends in der Dämmerstunde — Hilde war allein zu Hause — als Edda plötzlich, urplötzlich zu ihr ins Zimmer trat.

Hilde hatte sie nicht kommen hören. Die Korridortür war angelehnt gewesen. Sie fuhr zusammen bei ihrem Anblick und schrie auf:

„Edda!"

Edda küßte sie unter Lachen und Weinen, hielt sie fest umschlungen und drückte sie an sich.

Hilde aber riß sich erschrocken los, trat ein paar Schritte zurück, starrte Edda an und sagte noch einmal ganz fassungslos:

„Edda!"

Edda war rot im Gesicht und lachte lustig wie ein Kind. Sie trug ein langes, dunkles Regencape, wie Hilde es noch nie an ihr gesehen hatte. Das legte sie nun ab — und da wußte Hilde es.

„Ich bitte dich, Hilde, fall doch nur nicht um!"

Aber Hilde mußte sich tatsächlich am Tisch festhalten; denn ihr schwindelte. Erst ganz langsam konnte sie sich fassen und es begreifen.

„Du bist sehr komisch," sagte Edda. „Ich dachte, du würdest mir Glück wünschen."

Da kam Hilde eine sonderbare Anwandlung, daß sie vor Edda hätte auf die Knie sinken mögen. Edda erschien ihr wie eine Gebenedeite, Heilige.

Sie nahm sich aber gewaltsam zusammen und legte nur sanft den Arm um Edda.

„Vieltausendmal Glück," sagte sie. „Ja, sieh — es war mir nur so überraschend — ich — — warum hast du mir denn vorher nichts gesagt?"

„Ich wollte es ja, Hilde. Aber in dem Augenblick, als ich's dir gerade sagen wollte am Tage vor deiner Abreise, da kam dein Mann herein. Und so konnte ich's doch nicht. Martin wußte es damals überhaupt auch noch nicht. Ich selbst hatte lange gezweifelt und hatte damals noch kaum die Gewißheit."

„Edda — ich — verzeih, es wird mir wirklich schwer, das zu fassen. Du sagtest früher, es wäre bei dir ausgeschlossen."

„Ja, früher. Ich war entsetzlich prüde und feige, weißt du, so lange, bis ich es merkte, wie er sich danach sehnte. In der Weihnachtszeit nahm ich mir den Mut und ging zum Spezialisten — allein natürlich; er durfte es gar nicht wissen. Du, es war überhaupt nur eine Kleinigkeit —"

„Und wann wird's sein, Edda?"

„Bald. In den letzten September- oder ersten Oktobertagen."

„Und — freut Martin sich?"

„Unbeschreiblich. Hilde, ich bin jetzt erst glücklich. Ich hab nicht gewußt, was Glück ist, Hilde!"

„Edda — nein — du! Ja, sag mal, lügt man sich selbst im Leben denn immer und immer etwas vor?"

„Wieso denn? Weil ich früher gemeint hab, ich wäre nur Gattin, nicht Mutter? Du, das ist immer eine gute Ausrede, wenn einem die Trauben zu hoch hängen. Meinetwegen ist es ja schließlich auch nicht anders geworden. Für mich könnt ich's gut entbehren, glaub mir, wennschon ich jetzt all diese schauderhaft unbequemen Zustände natürlich nicht gern umsonst getragen haben möchte und mich mit ihm auf unser Kleines herzlich freue. Er — er ist halb von Sinnen gewesen, als er's erfuhr — vor Seligkeit natürlich. Und das war's allein. Wenn ich ihm das nicht sein und geben könnte — dann wäre ich doch auch gar zu arm und wenig für ihn und seine Liebe."

Und weiter redete die kleine Edda, vielerlei. Unendlich weich und unendlich innig war ihre Stimme. Jetzt erst wußte Hilde es, was sie verwandelt hatte. Das kleine Mädchen war Weib geworden. Die holde, verträumte Jungmutterseligkeit gab ihrem Wesen seinen Stempel.

„Aber ich bin eigentlich gräßlich selbstsüchtig, daß

daß ich immer von mir rede," sagte sie schließlich. „Ich muß dir ja weh tun damit. Du, Hilde, die sich immer so Kinder wünschte — — aber dein Mann wird ja nun ganz gesund — auch du wirst einmal —"

Hilde schloß ihr den Mund mit einem Kuß.

„Still davon, Mütterchen. Sieh, nun haben wir die Rollen vertauscht. Ich will jetzt weiter nichts sein als meines Mannes guter Kamerad und für mich an nichts anderes denken. Aber mit dir will ich mich freuen — ja, sehr. Dein Kindchen will ich mit dir liebhaben — ja, sehr." —

Dann kam Adalbert zurück, und Edda, die sich sehr genierte, nahm schnell ihren Kragen wieder um. Er hatte es aber doch schon gesehen, und es überraschte und verwirrte ihn derart, daß er ganz befangen war und Edda nicht wußte, wie sie nur schnell genug fortkommen sollte.

„Das ist aber sonderbar — sonderbar," sagte Adalbert, als Edda gegangen war.

„Was?"

Hilde lehnte, von ihm abgekehrt, am Fenster.

„Ich dachte, Geralds wünschten sich keine Kinder," sagte er.

„Es scheint nun doch so."

„Hast du's vorher gewußt?"

„Nein."

„Wie werden sie nun nur weiter auskommen? Sie hatten so zum Verhungern wenig."

Hilde antwortete nicht darauf. Sie zuckte nur

gleichgültig die Achseln. Dieser Gedanke war ihr noch gar nicht gekommen. Vielleicht, daß das Buch, wenn es herauskam — —. Seltsamer Gedanke: von ihrer Arbeit, von dem Ertrag dafür sollte Martin Geralds Kind leben! Martin Geralds Kind!

Draußen regnete es.

Adalbert hatte sich ans andere Fenster gestellt, sah hinaus und dachte seine stillen, verschlossenen, bitteren Gedanken.

Keines von ihnen sprach mehr.

— Wunderliche, unverständliche Welt! — dachte Hilde. — Das, wonach ich mich gesehnt habe mein Leben lang, das bleibt mir nun versagt, weil ich selbst es mir versage — und ihr, die es sich von Natur aus nicht wünscht, wird es geschenkt. Ein Kind von Martin Gerald — o, wäre es mein! Ich wollte wohl verstoßen sein von aller Welt und hungern und betteln gehen für Martin Geralds Kind! —

Abends zog Adalbert sich in sein Studierzimmer zurück, um eilige, schwierige Korrekturen zu machen.

Hilda blieb allein mit ihren quälenden Gedanken, von denen sie nicht los konnte. Wie zufällig fiel einmal ihr Blick auf die goldenen Rückeninschriften der Klassikerbände im Bücherschrank. Eine schöne, neue Goetheausgabe besaß Adalbert. Hilde, die an ihre alte gewöhnt war, hatte noch nicht darin gelesen. Heute zog es sie unwiderstehlich. Ihr fiel etwas ein, etwas Wunderbares, was sie als ganz junges Ding vor neun oder zehn Jahren einmal gelesen und nicht

recht verstanden hatte. Sie öffnete den Schrank, zog einen Band nach dem anderen heraus und prüfte die Titel. Richtig, das war's: Wahlverwandtschaften. Heute las sie diese Geschichte noch einmal, las sie mit brennenden Wangen und pochendem Herzen als etwas völlig Neues, unbeschreiblich Köstliches und Wundersames. Wundersam, ja! Da schreien die Menschen auf bei jedem neu erscheinenden Buch, daß es etwas ganz Eigenartiges, ganz Modernes sei — und wissen nichts davon, daß die eigenartigsten, modernsten Ideen über die Liebe schon niedergeschrieben worden sind in einem Buch, das vor mehr als hundert Jahren erschien, und das, abgesehen von einigen Äußerlichkeiten, die veraltet sein mögen, so jung, so überraschend jung und modern ist, daß es heute, daß es morgen geschrieben werden könnte.

Sie las und las Stunde um Stunde ohne Aufhören bis zum Ende.

Einmal kam Adalbert herein und fragte, ob sie nicht zur Ruhe gehen wollte. Verloren blickte sie zu ihm auf.

„Bald — gleich — geh nur voran — ich komme —"

Und wieder war sie vertieft und hatte sich und ihr Schicksal vergessen und aufgelöst und hineinverwebt in das Schicksal Eduards und Ottiliens.

Als sie spät in der Nacht sich niederlegte, schlief Adalbert schon ganz fest.

Hilde fand lange keine Ruhe. Erst gegen Morgen gingen ihre letzten, peinigenden Gedanken unvermittelt

in einen Traum über. Einmal schrie sie laut auf, so daß Adalbert erwachte und sie erschrocken fragte, was ihr sei.

„Nichts — nichts," flüsterte sie abwehrend. Denn sie konnte es ihm nicht sagen, daß sie soeben über einen See gefahren war in einem kleinen Kahn, daß sie die Ruder verloren hatte, und Martin Geralds kleines Kind, das Hilde Dehringers braune Augen hatte, im See ertrunken war.

26.

Es war, als ob Hilde Martin gar nicht wiedersehen sollte.

Zwei Tage nach ihrem ersten flüchtigen Besuch kam Edda wieder allein zu Hilde und brachte die Nachricht, daß Martin von verschiedenen kleineren Städten der Umgegend die Aufforderung bekommen hatte, dort Vorträge zu halten. Vierzehn Tage würde er auf diese Weise von Hause entfernt sein.

Hilde besuchte Edda manchmal während dieser für sie einsamen Zeit, damit Edda Unterhaltung hatte und nicht in grüblerische Ängste vor dem Kommenden versank. Edda hatte übrigens keine Neigung zum Grübeln; sie ging ihrer schweren Stunde fröhlich und zuversichtlich entgegen. Sie hatte sich in den vergangenen Monaten körperlich nicht immer gut gefühlt. In der allerletzten Zeit aber war es besser mit ihr

geworden. Martin hatte auch darauf bestanden, daß jetzt ein Dienstmädchen genommen wurde, und ihre Stunden hatte Edda schon vor den Ferien aufgegeben. In Anbetracht der veränderten Verhältnisse hatte Martin es auch nicht verschmäht, eine monatliche Geldunterstützung von Eddas Eltern anzunehmen, so daß vorderhand kein Mangel im Hause war. Und für später hatte Martin einen Plan, sich neuen Erwerb zu verschaffen, dessen Einzelheiten er Edda aber noch nicht mitgeteilt hatte.

Als Martin dann wiederkehrte, kam er in der Schummerstunde einmal mit Edda zu Pundts, die aber beide auf einem weiteren Spaziergang abwesend waren. So wurde nur Emma beauftragt, Grüße auszurichten, und wieder hatte Hilde das Gefühl: wir sollen uns nicht sehen.

Wie es jetzt um sie und ihn stand, ob sie sich nach ihm sehnte oder ob sie vor dem Wiedersehen bangte, das wußte Hilde schließlich selbst nicht mehr. Bald war es das eine und bald das andere. Sie grübelte immer und sah kein Ziel und keine Lösung vor Augen. Und dann ganz plötzlich wurde sie mit Gewalt von all dem losgerissen durch eine neue große Beunruhigung.

Etwa vier Wochen war Adalbert wieder regelmäßig in seinem Berufe tätig gewesen, als sie wieder dieselben Gesichtsanschwellungen bei ihm wahrnahm, mit denen seine Krankheit im Anfang des Jahres begonnen hatte. Wieder legte er keinen Wert darauf

und wollte von keinem Arzte etwas wissen. Als aber dann nach einer Woche auch genau die gleichen Erscheinungen des Schwellens sich wieder an den Füßen zeigten, schickte Hilde Emma heimlich zum Arzt, der, sobald er Adalbert untersucht hatte, einen Rückfall, eine Wiederkehr der Nierenentzündung erkannte.

Adalbert geriet völlig außer sich. Er sagte es dem Arzte unumwunden, daß er von seinen Einsichten absolut nichts halte, daß er gesund sei, daß er gesund sein wolle. Er ging sogar noch zwei Tage, von heftigen Schmerzen gequält, in die Schule. Als er am zweiten Tage aber nach Hause zurückkehrte, brach er einfach zusammen.

Die Krankheit war umgekehrt und zwar heftiger und gefährlicher als das erste Mal. Das schwache, nervöse Herz war viel stärker beteiligt. Alles, die ganze Reise, die Pflege und Schonung dieser Monate, war umsonst gewesen.

Die Ärzte sagten es Hilden diesmal sofort, daß die Krankheit hoffnungslos sei. Nur wie lange sie dauern und ob sie nicht hie und da zum relativen Stillstand gebracht werden könne, das sei nicht vorherzusagen; das hinge von der Pflege und von der Ruhe, die den Kranken umgeben würde, ab. Bei seinem geschwächten Herzen könne der Tod infolge von Aufregung leicht ganz plötzlich eintreten. Wiederum wäre es gewissenhafter Pflege möglich, ihn noch Monate, vielleicht jahrelang am Leben zu erhalten.

„An was für einem Leben?“ fragte Hilde.

„An einem Dasein der Qual, der Schmerzen, des beständigen bitteren Kampfes mit dem Tode?“

Die Ärzte zuckten die Achseln.

„Es ist, wie gesagt, möglich, daß ein Stillstand eintritt, gnädige Frau,“ sagte der alte Spezialist. „Zeiten, in denen er wenig leidet, sich relativ wohlfühlt sogar. Es ist bei dieser Krankheit mit Bestimmtheit nichts vorherzusagen.“

Nun stand Hilde vor der großen Aufgabe, die sie sich gewünscht hatte — anders zwar, als sie ihr nun gegeben ward. Aber ihr Grübeln hatte mit diesem Augenblick ein Ende. Sie beugte sich unter ihrem Schicksal.

Adalbert würde sterben.

Ihr Herz war so wenig dabei beteiligt, daß sie das schnell und fast wie etwas Selbstverständliches fassen konnte. Aber wie und wie lange er noch leben konnte, das war in ihre Hände gelegt. So sollte es in guten, in den besten Händen sein.

Nach jener Rücksprache mit den Ärzten schrieb sie einen Brief an Martin, in dem sie ihm mit knappen und klaren Worten mitteilte, wie es um ihren Mann stand.

„Ich schreibe dies an dich und nicht an Edda,“ schrieb sie, „um Edda jetzt nicht so sehr zu erregen. Sage es ihr mit Einschränkungen. Aber komm zu mir. Ich bitte dich. Ich möchte dich jetzt sehen, ein paar Worte mit dir sprechen. Fürchte nicht, daß ich nicht ruhig und gefaßt bin.“

Sie wußte, daß sie es jetzt sein konnte.

Er kam noch am selben Abend.

Emma blieb so lange im Krankenzimmer bei Adalbert. Er fieberte und war ohne Besinnung.

Hilde verließ ihn nur für ein paar Augenblicke. Sie empfing Martin im Arbeitszimmer ihres Mannes.

Ruhig, mit ausgestreckten Händen ging sie auf ihn zu.

Er drückte ihre Hände, wortlos, sehr fest.

„So, nun sei mein Freund," sagte sie. „Nun brauche ich einen treuen Freund. Es geht zu Ende — wohl langsam — aber leicht wird es nicht sein. Willst du mich nicht verlassen?"

„Wie kannst du das denken, Hilde?"

„Ich denke es ja auch nicht — nein. — Wie geht es Edda?"

„Gut. Sie hat deinen Brief übrigens gelesen. Sie erkannte deine Handschrift und machte ihn einfach auf. Ich konnte sie nicht daran verhindern."

„War sie sehr erstaunt, daß ich an dich schrieb?"

„Nein, gar nicht."

„Hat — sie keine Ahnung?"

„Nicht die geringste."

„Martin — wenn — euer Kind geboren ist — dann mußt du es mich sofort wissen lassen, ja? Ich kann ja nun nicht mehr abkommen — zu euch!"

„Ja, das werde ich, Hilde."

„Und nun hab Dank — nun muß ich wieder zu meinem Kranken. Nächstes Mal wirst du ihn hoffentlich

sehen können, wenn er dann bei Bewußtsein ist. Wirst du wieder kommen?"

„So oft ich kann."

Seine Augen blickten ruhig, aber unendlich liebevoll. Ein Gefühl kam über sie, ein unbeschreiblich schönes, beruhigendes: Ein getreues Herze wissen, hat des höchsten Schatzes Preis. Wohl liebte sie ihn nicht minder als in den Augenblicken der großen Leidenschaft. Aber heute, da sie in Angst und Leid vom Krankenbette kam, brauchte und suchte sie nicht den Geliebten — sondern den Freund. Und in jener Liebe, die allumfassend ist wie die Welt, müssen ja, wenn es die rechte ist, auch alle die edlen und köstlichen Bestandteile der Freundschaft enthalten sein.

Heute standen sie sich nicht Mann und Weib, sondern Mensch und Mensch, Freund und Freund gegenüber.

„Nun geh," sagte sie herzlich, „und grüß Edda tausendmal. Lebewohl — und komm wieder."

Er küßte ihre Hände und ging.

32.

Acht Tage später gegen Abend gab Edda einem Knaben das Leben. Es ward ihr nicht leicht gemacht; es war ein harter und grimmiger Kampf, fast ging's um Leben und Sterben.

Vor kurzem hatte in dem Hause, in dem Geralds

wohnten, in der Etage unter ihnen eine Frau bei der ersten Entbindung geschrien, daß man es nicht nur im ganzen Hause hörte, sondern daß die Straße sogar zusammenlief. Da hatte Edda es sich fest vorgenommen; So machst du es nicht! Und wenn es dich innerlich ganz auseinanderreißt vor Schmerz — du schreist nicht!

Und die kleine Edda schrie auch wirklich nicht, obwohl es sie innerlich ganz auseinanderreißen wollte. Sie grub ihre kleinen festen Zähne so tief in die Unterlippe, bis das Blut daraus hervorsprang. Sie krampfte ihre Hände so fest in Martins Hände hinein, daß ihre Nägel blutige Spuren in seinem Fleisch hinterließen — aber sie schrie nicht. Nein, mitten in ihren Schmerzen, wenn einmal eine kleine Pause in den Wehen eintrat, lachte sie ihren Mann glücklich und leichtsinnig an und versicherte ihm, bis jetzt sei alles gut zu ertragen, und es könnte getrost noch etwas schlimmer kommen.

Und als am Abend das gesunde Kindchen in ihrem Arm lag, da waren die vielen, vielen Stunden der Qual und Not schon vergessen, als wären sie nie dagewesen. Da lag ein verklärtes Lächeln auf ihrem Gesichtchen, das sie schön machte wie eine Madonna.

Und Martin konnte nichts anderes als niederknien an ihrem Bett und stammeln: „Ich danke dir — ich danke dir.“ — —

Am andern Morgen schickte sie selber ihn schon fort, um Hilde die Kunde zu bringen.

„Die arme Hilde,“ sagte sie, „wie muß die nun

leiden! Und wie weh mag ihr auch dies tun, daß wir nun so reich geworden sind, wo sie arm ist und darben muß, und ihr ganzes Leben nichts als Leid und Sorge ist. Sag ihr nur nicht, wie glücklich wir sind, Martin. Erzähl ihr lieber, es wäre ein bißchen gefährlich — und — ich könnte dabei wohl draufgehen — oder ich hätte recht sehr viel aushalten müssen — —. Lüg lieber ein bißchen, damit es ihr nicht gar zu schmerzlich ist in ihrem Unglück, daß wir so glücklich sind."

Martin ging zu ihr; aber er log nicht.

Er sagte: „Wir haben einen Jungen, Hilde. Er kam gestern abend um sieben. Edda hat tüchtig ausgehalten; aber jetzt fühlt sie sich wohl und ist glücklich."

„Ich wünsch euch herzlich Glück, Martin," sagte Hilde matt.

Sie hatte eine schwere Nacht hinter sich. Adalbert hatte hoch gefiebert, sich hin und her geworfen und vor Schmerz geschrien. Ein paarmal hatte sie gemeint, er müsse ihr noch in dieser Nacht unter den Händen sterben.

Nun berührte sie die ja erwartete Nachricht von Martin lange nicht so aufregend, als sie es vorher geglaubt hatte.

Sie fragte ruhig noch dies und das über Eddas Befinden und Stimmung, über das Kind und die Pflegerin. Dann drang aus dem Schlafzimmer durch mehrere Türen hindurch Adalberts Stöhnen zu ihnen herüber.

Martin sah Hilde erschrocken an.

„Tut er das oft?" fragte er.

„Manchmal stundenlang. Zeitweise ist er dann vor Erschöpfung ruhig. Ich muß nun wieder zu ihm. Er duldet es gar nicht, daß ich von ihm gehe. Aber komm wieder — ich bitte dich, komm wieder. Wenn ich dich sehen, ein paar Worte mit dir sprechen kann, das ist mir ein Trost."

Er nickte schweigend, küßte ihre Hände und ging.

Als Hilde wieder ins Krankenzimmer trat, hatte Adalbert aufgehört zu stöhnen. Seine Schmerzen hatten nachgelassen. Er blickte sie gespannt und mißtrauisch an.

„Wer war da?"

„Martin."

„Was wollte der schon wieder bei dir?"

„Er wollte uns die Nachricht bringen, daß ihnen gestern abend ein kleiner Junge geboren ist."

„Soo —."

Er sagte das sehr gedehnt — nichts weiter. Er verstellte sich. Er tat, als ob ihn das gar nicht interessierte und anginge, während es ihn in Wirklichkeit innerlich lebhaft beschäftigte. Aber mit dem Egoismus vieler Patienten beanspruchte er es als sein Recht, daß von nichts als von ihm, seiner Krankheit, seinen Schmerzen die Rede war. Ja, er betrachtete es bei anderen Menschen geradezu als unberechtigt, rücksichtslos gegen ihn, den Leidenden, daß sie ihr Leben weiter lebten, gesund und normal, und sogar ein Kind bekamen.

Seine Krankheit machte ihn, den von Natur Sanften und Gerechten mehr und mehr bitter und gallig. Er mußte leiden, mußte heftige Schmerzen, heißen Durst und qualvollste Schlaf- und Ruhelosigkeit ertragen Tag und Nacht. So gönnte er's der Frau, die nicht die seine hatte sein wollen, daß auch sie litt, daß sie sich um ihn quälte und sorgte, daß sie keine Ruhe selbst hatte um ihn — wer weiß wie oft keinen Schlaf und keine Erholung. So konnte sie doch wenigstens nicht mehr von ihm gehen und ihn mit dem fremden Manne betrügen.

Ja, der ganze finstere, nagende Argwohn, der ihn beim ersten Ausbruch seiner Krankheit gequält hatte, war nun wiedergekehrt in verstärktem Maße. Je mehr er körperlich zu leiden hatte, je mehr verdüsterte sich sein Gemüt, je mißtrauischer wurde er gegen seine Frau. — Wenn er nur hörte, daß Martin ins Haus kam, um nach seinem Befinden zu fragen, konnte er außer sich geraten.

Ein einziges Mal trat Martin selbst an sein Bett. Er wollte versuchen, ihm Ruhe zuzusprechen.

„Lieber Herr Doktor," sagte er herzlich, „es tut mir unendlich leid, daß Sie so leiden müssen. Möchten Sie doch nur nicht den Mut verlieren!" Da sah Adalbert ihn mit einem unendlich schmerzlichen Zucken um den Mund an und sagte: „Wollen Sie mich verhöhnen?"

Hilde erschrak fast mehr als Martin. Martin begriff, daß hier für ihn weiter nichts zu tun sei. Er ging.

Im Flur sagte er zu Hilde: „Ich glaube, es ist besser, wenn ich in der nächsten Zeit nicht zu euch komme. Sobald Edda so weit gehen kann, kommt sie natürlich. Ich hoffe, dies geht bald vorüber, und er wird ruhiger.“

Hilde nickte unendlich traurig.

„Du wirst mir sehr fehlen — aber es ist wohl besser so.“

Als sie wieder zu Adalbert ins Zimmer trat, fragte er sofort argwöhnisch: „Was hast du eben noch mit Doktor Gerald gesprochen?“

„Er sagte, Edda würde nun bald so weit sein, daß sie zu uns kommen könnte.“

„Was sonst noch?“

„Nichts weiter.“

„Lüg nicht! Was sonst noch?“

„Er wollte nicht wiederkommen, um dich nicht zu erregen.“

„Und wo wolltet ihr euch außer dem Hause treffen?“

Noch niemals hatte er seinen Verdacht so schroff und nackt ausgesprochen.

„Adalbert!“ schrie Hilde auf.

„Sag die Wahrheit!“

„Adalbert — so sei doch ruhig. So denk doch nur einmal ruhig nach. Das ist ja alles Unsinn.“

Sie wußte es, daß eine furchtbare Erregung leicht ein urplötzliches Ende herbeiführen konnte. Mit jedem Mittel mußte sie ihn also beruhigen.

„Komm mal her, Hilde,“ flüsterte er heiß mit flackernden, fieberigen Augen.

Sie trat ganz nah an sein Bett.

Er machte eine Bewegung, sie sollte sich auf seinen Bettrand setzen, und sie tat es. Seine heißen, fieberfeuchten Finger umklammerten ihre Hände.

„Hilde — jetzt — bei allem, was heilig ist — bei Gott, wenn du an ihn glaubst, oder bei allem, was dir sonst heilig ist — sag mir die Wahrheit. Du hast ihn lieb und er dich!“

„Nein, Adalbert.“

„Und du hast ihn auch nie geliebt und er dich nie?“

„Nein, Adalbert.“

„Und er hat dich auch nie geküßt?“

„Nein, Adalbert.“

„Sag mir die Wahrheit!“

„Ich hab’ sie dir gesagt.“

„Schwör’ es mir, daß du sie gesagt hast!“

„Ich schwör’ es dir.“

Da ließ die Spannung in seinem Gesicht allmählich nach.

In dieser Nacht fand er etwas Ruhe.

Hilde lag natürlich schlaflos. So hatte sie ihren liebsten Menschen und ihr heiligstes Gefühl dreimal verleugnet und dazu noch einen Meineid geschworen — alles, um dem armen Kranken sein armseliges Leben zu verlängern. War das nicht eigentlich grausam, barbarisch, sinnlos? War es nicht barmherziger, menschlicher, ihm einfach das Gift der ganzen Wahrheit

einzugeben: Ja, er liebt mich, und ich liebe ihn. Wir haben uns schon lange geliebt. Und er hat mich einmal eine Stunde lang geküßt, so heiß, daß mir die Sinne fast geschwunden sind.

Das war für sie die Wahrheit — und für ihn der Tod. Aber sie hatte nicht das Recht, ihm die Wahrheit und den Tod zu geben. Sie mußte ihn weiter erhalten an dem qualvollen, unseligen Leben, das sie zu gleicher Zeit mit ihm langsam zerrieb — einerlei, es war ihre Pflicht, ihn bis zur letzten Möglichkeit am Leben zu erhalten. Durch Lüge und Verstellung. Und Hilde Dehringer war wahrhaftig gewesen bis ins kleinste, bis sie sich zu der großen Lebenslüge entschloß, Adalbert Pundt zu heiraten und somit die zahllosen anderen Lügen, die diese erste fortzeugend gebar, auf sich nehmen mußte. — — —

Tage, Wochen vergingen.

Sie änderten fast nichts. Zeitweise war es wohl, als ob ein Stillstand einträte. Die Anschwellungen, die durch immer stärkere Dosen von Teobromin und Diuretin bekämpft wurden — schwanden manchmal gänzlich — kamen dann aber immer schneller wieder, bis die zunehmende Wassersucht nicht mehr auf die Arzneien reagierte.

Der Patient selbst hatte keine Ahnung von der Gefährlichkeit seiner Krankheit. Vielmehr war er eigentlich immer überzeugt, daß es mit ihm vorwärts ginge, und, sobald er nur eine Stunde von Schmerzen frei war, machte er Pläne für Reisen und Arbeiten im nächsten Sommer.

Der Direktor des Gymnasiums, der Adalbert in der kurzen Zeit, in der dieser unter ihm gearbeitet hatte, liebgewonnen und schätzen gelernt hatte, saß häufig an seinem Bette und plauderte mit ihm. Er besorgte ihm sogar einen anderen Arzt, als Adalbert ihm sein unüberwindliches Mißtrauen gegen den, der ihn behandelte, mitteilte.

Aber auch gegen den neuen Arzt fühlte Adalbert nach kurzer Zeit Mißtrauen — ja, zumal es ein junger und hübscher Mann war, Eifersucht. Seitdem Martin Gerald die Wohnung nicht mehr betrat und Adalberts krankhafte Phantasie über ihn einigermaßen zur Ruhe gekommen war durch Hildes Schwur, richtete sich der Verdacht auf den Arzt, den einzigen Mann, mit dem Hilde jetzt zusammenkam.

Jedesmal, wenn sie ihn auf den Flur hinausbegleitete und draußen noch ein paar Worte mit ihm wechselte, sich Anweisungen geben ließ, die der Kranke selbst nicht hören sollte, litt er Folterqualen der Eifersucht. Und wenn Hilde dann wieder zu ihm hereintrat, stellte er fast jedesmal das gleiche Examen mit ihr an: ob sie den Doktor liebe, und ob er sie liebe, ob sie sich mit ihm verabredet hätte, und ob er sie geküßt hätte. Und Hilde sagte nichts anderes als immer nur: „Nein, Adalbert.“ Und zuletzt mußte sie es beschwören, und sie beschwor es. Und sie blieb immer ruhig und gleichmäßig. —

Zu Weihnachten kam Adalberts Vater, an den

Hilde kurz vorher genau geschrieben hatte, wie es stand, auf einige Tage zum Besuch.

Er schien noch kleiner geworden, ganz in sich zusammengesunken in seinem Kummer, das Gesicht noch welker und zerfurchter als früher — aber prachtvoll klar und von ergreifend stillem und ergebenem Ausdruck die Augen. Aus seinem Inneren heraus gehörte er zu denen, denen das Wort gilt: Selig sind, die da Leid tragen. —

Hilde holte ihn vom Bahnhof ab und ging Arm in Arm mit ihm nach Hause.

„Muß er sterben?“ fragte der Alte.

„Ja, Vater, es wird ihm nicht lange Zeit mehr geschenkt sein. Ein Jahr ist er nun krank — mit ein paar Monaten Unterbrechung im Sommer, in denen es scheinbar besser wurde. Aber jetzt — wenn du ihn wieder siehst, wirst du selbst nicht mehr daran zweifeln.“

„Arme Hilde, armes Kind,“ sagte der Alte.

„Mein einziger Trost ist jetzt, daß Adalbert selbst keine Ahnung von dem bevorstehenden Ende hat. Ja, selbst in Zeiten, wo er äußerst mißgestimmt ist, und wo er davon spricht, daß dies Jammerleben ja wohl bald ein Ende haben wird, glaubt er in Wahrheit nicht daran, sondern will nur von mir das Gegenteil hören, um neue Hoffnung zu fassen. Es ist wunderbar. Ich hätte nicht geglaubt, daß Adalbert so sehr am Leben hinge.“

„Wir alle tun es, wenn es einmal drum und dran kommt, daß wir weg sollen,“ sagte der Alte.

Adalbert freute sich sichtlich über das Wiedersehen mit seinem Vater. Der Alte mußte immer an seinem Bette sitzen; es waren gerade erträgliche Tage. Eine große Erleichterung empfand Adalbert seelisch, daß er mit jemandem über Hilde und über seinen Argwohn sprechen konnte. Aber der Vater nahm ohne Besinnen Hildes Partei; ja, er verurteilte den häßlichen Verdacht des Sohnes durchaus und ließ nicht das Geringste auf Hilde kommen.

„Sie hat es dir eben angetan — so wie mir damals!“ sagte Adalbert unzufrieden.

„Ja — und ich bin felsenfest überzeugt, du hast keinen Grund, sie zu verdächtigen; du erniedrigst dadurch nicht sie, sondern nur dich. Liebst du sie denn nicht mehr?“

„Das ist ja das Schreckliche — ich liebe sie viel zu sehr.“

Aber der Vater hatte die richtige Art, den Sohn zu beruhigen und abzulenken, indem er wie früher mit ihm über Bücher und philosophische Gedanken sprach.

Er bestand auch darauf, daß Hilde, die entsetzlich blaß und elend geworden war in der letzten Zeit, nun manchmal an die Luft kam.

Am zweiten Feiertage gegen Abend fand sie eine Stunde, um zu Geralds zu gehen. Edda war hin und wieder flüchtig bei ihr gewesen. Martin hatte sie seit zwei Monaten nicht gesehen und das Kind überhaupt noch gar nicht.

Martin und Edda waren beide unbeschreiblich lieb und herzlich mit ihr. Mit dem Kinde machten sie gar kein großes Aufhebens; sie wollten es ihr nur flüchtig zeigen und dann gleich wieder von anderem reden, um ihr das Herz nicht gar zu schwer zu machen.

Aber Hilde selbst hatte brennende Sehnsucht gehabt, Martins Kind zu sehen und in den Armen zu halten. Sie wollte es gar nicht wieder von sich lassen. Wieder und wieder drückte sie es an sich und küßte es.

Es war aber auch ein gar zu lieber, süßer Schelm! Er war groß und kräftig für seine drei Monate; er konnte lachen und kleine drollige Freudentöne ausstoßen; er strampelte heftig mit seinen festen Ärmchen und Beinchen.

Hilde wollte immer ergründen, wem von beiden Eltern er ähnlich sähe. Das war aber noch schwer zu sagen. Seine seidenweichen Härchen waren weißblond, die Augen dunkelblau, ins Graue schimmernd. Edda meinte, sie hätten sich schon etwas verändert. Die Formen des Gesichts waren noch zu weich und wenig ausgesprochen, als daß man von wirklicher Ähnlichkeit hätte reden können.

Erst als der Kleine seine Flasche bekommen hatte — Edda hatte ihn von Anfang an nicht nähren können — und zu Bett gebracht worden war, kam Hilde dazu, sich persönlich mit den Freunden auszutauschen. O, wie tat es wohl, sich endlich einmal aussprechen zu können. All die trüben, grauen Tagen, all die bangen, schlaflosen Nächte, die nun heimlich und grausam ihre

köstliche, blühende Gesundheit untergruben, in denen sie ein willenloses Werkzeug, ein gehorsamer Sklave ihres kranken Mannes war — wann würden sie ein Ende nehmen?

Es gab keine Änderungsmöglichkeit für sie. Was ihr auferlegt war, das mußte sie tragen — bis ans Ende. Und als eine Frau von Herz und Gemüt durfte sie das Ende nicht einmal nahe wünschen. Sie tat das auch nicht — wenigstens für sich tat sie es nicht. Sie für ihre Person wollte gern leiden, aushalten, ihr Leben hingeben, ihre Gesundheit zerstören lassen in dieser furchtbar schweren Pflege. Nur wenn sie ihn so entsetzlich kämpfen sah und stöhnen hörte, dann konnte es kommen, daß sie das Ende herbeiwünschte — für ihn.

Er war rücksichtslos egoistisch, ohne es selbst zu wissen, auch nur im entferntesten zu ahnen. Er verlangte von ihr beinah Übermenschliches. Die Ruhelosigkeit, die sich seiner besonders nachts bemächtigte, war nicht anders zu bannen, als wenn sie ihn in einer Nacht wohl zehn-, wohl zwanzigmal umbettete, von seinem Bett in ihrs oder auf die Chaiselongue oder in einen bequemen Sessel. Da er tags oft gar nichts genoß, überkam ihn oft nachts urplötzlicher Hunger, und er verlangte dann, daß sie ihm warme Speisen frisch zubereitete. Er litt keinen Wärter und keine Schwester um sich. Er gestattete kaum, daß Emma der erschöpften Hilde hie und da half; er behauptete, ihre Berührung bringe ihm die furchtbarsten Schmerzen.

Hilde hatte das bisher auf sich genommen und getragen — klaglos in Geduld. — Wenn es irgend ein Gesetz in der Welt gibt, das für eine bestimmte Schuld eine bestimmte Sühne verlangt, und wenn ich im Sinne dieses Gesetzes schuldig geworden bin, gut, so will ich sühnen, so will ich, was mir zu tragen gegeben ward, auf mich nehmen bis zum letzten. —

Sie hätte das natürlich niemals ausgesprochen — denn die Zeit, in der sie große Worte in den Mund genommen hatte, war für sie vorbei; wie sie für uns alle, die wir im grausamen Kampfe des Lebens allmählich mit oder ohne Willen gehärtet werden, vorübergehen muß. Große Worte aussprechen — das muß uns allen ja schließlich einmal lächerlich und überflüssig werden.

Aber hier bei den Freunden war ihr doch überhaupt die Möglichkeit gegeben, ein wenig sich auszusprechen, ein wenig zu erzählen und zu berichten von dem, was jetzt ihres Lebens Inhalt war — und verstanden zu werden in jedem Wort.

Wie sie gut zu ihr waren, wie sie ihr Hände und Haar streichelten — ach, es tat so wohl. Sie saßen wieder beim Weihnachtsbaum wie im vorigen Jahre am Silvesterabend. Nur Adalbert fehlte. Ein anderer aber war da, der von Zeit zu Zeit aus dem Nebenzimmer sein Stimmlein erhob — der kleine Peter Gerald.

Und zuletzt wurden die drei Erwachsenen still, ganz still, indem die gleiche Erinnerung ihnen allen

dreien unausgesprochen durch die Seele zog: die Erinnerung an Martins kleine Rede damals im Angesicht der Jahreswende.

Von der Zukunft hatte Martin gesprochen und von denen, die in der Zukunft leben würden. Und es war allen klar gewesen, er hatte an die im Zeitenschoße ruhenden Kinder von Adalbert und Hilde gedacht. Und wunderbar hatte sich ihnen allen die Zukunft von damals, die nun Gegenwart geworden war, enthüllt und gewandelt. Nicht Adalbert und Hilde war das Leben der Zukunft geschenkt worden — sondern Martin und Edda, die schon seit Jahren glaubten, verzichtet zu haben.

33.

Und wieder zogen Wochen ins Land, und Hilde wußte kaum, welchen Tag und welches Datum man schrieb, ob es draußen fror oder taute.

Sie wußte von nichts als von den zunehmenden Leiden des unglücklichen Mannes in der Krankenstube, von bangem Lauschen auf alle seine Wünsche, von sklavischem Erfüllen aller seiner Launen und Befehle, selbst da, wo ihm dadurch nicht Nutzen, sondern Schaden gebracht wurde. Denn jeder Widerspruch regte ihn namenlos auf, und die Aufregung schadete seinem Herzen mehr als alles andere. Es konnte dann in einem Augenblick vorbei sein — und das sollte es

nicht durch Hildes Schuld; die furchtbare Verantwortung wollte sie nicht auf sich laden.

Das Herz wurde immer schwächer und schwächer, der Pulsschlag unregelmäßig und oft aufs äußerste erhöht. Trotz heißer Einpackungen fror den Kranken beständig, besonders an den Beinen, die unförmig angeschwollen, blaurot und immer eiskalt waren. Die Schmerzen in Kopf, Rücken, Schultern und Leib nahmen zu und hatten immer weniger Unterbrechungen. Er aß fast nichts, wurde immer mehr von unerträglichem Durst gequält und bekam schließlich jeden Tag ein Glas Sekt, das er mit Gier und mit Entzücken genoß, und das ihm stets auf etwa eine Stunde Erleichterung, weil dem Herzen Kraft, gab.

Da er durchaus mehr Sekt verlangte, und der Arzt es nicht zugeben wollte, bestand er auf einem nochmaligen Wechsel, und der neue Arzt gestattete zwei Gläser Sekt und gab auch noch größere Dosen Morphium.

Von da an war der Kranke meist ganz oder halb ohne Besinnung und Schmerzempfindung.

Er sprach viel, fast ununterbrochen. Das, was seines Lebens und Strebens Inhalt gebildet hatte seit langen Jahren, die Griechenwelt, lebte neu auf in seinen Phantasien. Die Götter der Alten wandelten durch seine Fieberträume. Er rezitierte oft ganze Gesänge aus der Odyssee in griechischen Worten. Es peinigte ihn, wenn er ein Wort nicht fand, wenn er nicht weiter wußte — und Hilde konnte ihn mit nichts

mehr erquicken, als wenn sie den Ausdruck oder die Fortsetzung suchte und fand. Oft war sie verzweifelt, wenn er sie angstvoll bittend ansah, und sie doch keine Ahnung hatte, von welchem Buche er redete, so daß sie ihn ohne Rat und Hilfe lassen mußte.

Oft nannte er sie mit griechischen Namen; Penelope, Hera, Hebe oder Artemis — und wenn er in besonders guter Laune war: Aphrodite.

„Und wir reisen bald dahin, und du sollst alles sehen," sagte er fast jeden Tag. „Denn nun bin ich bald ganz gesund. Ich werde wohl morgen aufstehen."

In den wenigen Augenblicken, in denen er jetzt noch bei ganz klarem Bewußtsein war, fühlte sie wieder seine volle Liebe. Monatelang schien sie ihr verloren gegangen in Mißtrauen und Eifersucht. In knechtischem Gehorsam hatte sie ihm untertan sein müssen, und er hatte sie oft bis an die Grenzen des Erträglichen gehetzt und gepeinigt.

In der allerletzten Zeit ließ das nach. War es, daß er zu matt geworden war und zu wenig mehr Herr seines Willens, oder war es, daß in diesen letzten klaren Augenblicken das tiefste Gefühl, dessen er jemals fähig gewesen, die heiße Liebe zu ihr als etwas Elementares noch einmal durchbrach — seine Augen konnten sich dann nicht sattsehen an den ihren, und er sprach dann von nichts anderem als von schönen Reisen, die sie nun bald mit ihm machen sollte zum Lohn für ihre Mühe und Geduld. —

Als sie ihm eines Tages die Beine in Flanell

wickelte, platzte eine Narbe, die er am linken Unterschenkel hatte. Von da an floß das Wasser aus der offenen Wunde fortwährend ab, und er hatte etwas Erleichterung und wurde für ein paar Tage ganz ruhig.

Dann aber — es war inzwischen Mitte Februar geworden — kehrte die Ruhelosigkeit urplötzlich verstärkt wieder.

Hilde erwachte eines Morgens von einem sonderbaren Geräusch. Adalbert warf sich fortwährend ohne Pause in seinem Bette hin und her, und jeder kurze, rasche Atemzug war von einem Schrei begleitet. Er war aber nicht bei Bewußtsein.

Mehrere Tage lang trieb er es so fast ohne Unterbrechung. Er war mit nichts, auch mit Morphium nicht mehr, zur Ruhe zu bringen. Nur die beiden Gläser Sekt genoß er nach wie vor mit Gier und sichtlichem Behagen.

Er kam nur noch einmal wieder zur Besinnung. Es war mitten in der Nacht. Hilde stand mit Emma an seinem Bette und beugte sich über ihn, als sie seine Augen geöffnet und klar blickend sah.

„Adalbert — erkennst du mich?“

Da lächelte er beinah schalkhaft, und dann flüsterte er mühsam, angestrengt, doch mit dem alten, klaren, liebevollen Ausdruck:

„Du hast's sehr schwer gehabt diese Zeit, Hilde. Aber nun ist das bald vorbei. Wenn es Frühling wird, dann reisen wir — du — ja, nach Italien.“

„Und nach Griechenland,“ sagte sie.

„Ja — nach Grie — chen — land —“

Es kam abgebrochen, ganz leise. Es war sein letztes Wort.

Er lebte noch den ganzen folgenden Tag, aber ohne Bewußtsein. Der ganze Tag war ein ununterbrochener Kampf, ein Ringen und Röcheln, das für die sein Lager Umstehenden entsetzlich anzusehen und zu hören war, ihm selber aber wohl keine Schmerzen mehr bereitete.

Martin und Edda waren den ganzen Tag über bei Hilde. Gegen Abend kam der am Tage vorher telegraphisch berufene Vater und Karoline. Um sechs Uhr traten sie ins Haus.

Um halb sieben tat Adalbert seinen letzten Atemzug. Sein Vater drückte ihm die Augen zu.

Er und Karoline waren äußerlich ruhig und gefaßt.

Auch Hilde war es. Kein lautes Schluchzen und Klagen ertönte an diesem Totenbette. Die es umstanden, beugten sich in Ehrfurcht dem Schicksal.

34.

Gleich nach dem Begräbnis brach Hilde zusammen — ganz ähnlich wie vor anderthalb Jahren nach ihrer Hochzeit und dem plötzlichen Tode ihres Vaters. Nur daß sie in dieser mehr durch Überanstrengung als durch Erregung veranlaßten Krankheit nicht wie damals fortwährend schlafen konnte, sondern im Gegenteil an

Schlaflosigkeit litt, ja, wie es ihr schien, niemals mehr als halb das Bewußtsein verlor.

Dennoch wußte sie es selbst, daß diese Krankheit nicht schwer und gefährlich war, sondern nichts weiter als Schwäche, als Reaktion des ununterbrochenen kolossalen Kräfteverbrauchs der letzten Zeit. Sie wußte es, sie würde wieder gesund werden — wennschon schwerlich so stark und widerstandsfähig wie früher — aber es war ihr ganz gleichgültig.

Wieder wurde sie von ihrer treuen Emma aufs Aufopferndste gepflegt. Als es warm wurde und die ersten Frühlingstage kamen, erholte sie sich schnell, konnte aufstehen und auf der Veranda sitzen, bald auch in den Garten gehen. Von Tag zu Tag kehrten ihr die Kräfte zurück.

Mit ihnen zugleich erwachte wieder die quälende Frage: Warum muß ich leben? Und was soll ich nun mit meinem Leben machen?

Sie haßte diese Frage und suchte sie von sich zu schieben.

Einfach weiterleben — sagte sie sich — weiter die Tage dahingehen lassen; nichts dazu tun, sie zu verlängern, noch auch, sie zu verkürzen. Mehr kann kein Gott von mir verlangen. —

So wischte sie denn Staub in ihren Zimmern, begoß ihre Blumen und setzte sich dann ans Fenster mit einer feinen, mühsamen Stickerei, die weder für sie selbst noch für sonst jemanden bestimmt war. Wenn sie Rückenschmerzen bekam, hörte sie auf zu sticken, saß,

die Hände in den Schoß gelegt, unbeweglich still und starrte mit leeren Augen in die leere Luft oder auch auf das Bild von Hildegard Schoenbeck über ihrem Schreibtisch — so lange, bis das gleichmäßige Lächeln des lieblichen Gesichts ihr unerträglich wurde. Da packte sie das Bild eines Tages eigenhändig in eine Kiste, die sie auf den Boden trug.

Im Dunkelwerden ging sie fast täglich mit Emma auf den Friedhof. Tags, zumal bei Sonnenschein, war sie nicht zum Ausgehen zu bewegen. Sie hatte eine unüberwindliche Scheu, Menschen zu sehen und von Menschen gesehen zu werden.

Sie war in der ersten Zeit unheimlich schweigsam, so daß die gute Emma, die dies und das zu reden und anzuregen versuchte, um Hilde zu zerstreuen, oft ganz verzweifelt war.

Denn Hilde wollte keine anderen Gedanken denken als die an Adalbert. Es war, als wenn sie gezwungen wäre, nach seinem Tode noch immer weiter abzutragen an der Schuld gegen ihn, die ihr als solche jetzt überhaupt erst voll zum Bewußtsein kam. Sie mußte es sich täglich von neuem ausmalen, wie es geworden wäre, wenn er nicht gestorben, sondern gesund geworden wäre. Und sie zerstörte ihre eigene Seele förmlich in dem unfruchtbaren Grübeln darüber: Würde ich je imstande gewesen sein, ganz zu sühnen, was ich ihm angetan?

Martin und Edda kamen oft, fast täglich zu ihr. Als sie die Krankheit überwunden hatte, versuchten sie,

Hilde zur Bildung eines neuen Lebensplanes zu bringen. Es war aber vorderhand noch nicht möglich. Hilde zeigte sich in der Beziehung starr und unzugänglich, und Edda sagte schließlich zu Martin: „Man muß sie mit all dergleichen noch in Ruhe lassen. Die erste Trauer will ja ihr Recht haben."

Aber Martin wußte es besser, Hilde trauerte ja gar nicht um ihren Mann. Die Gedanken, die sie erfüllten, waren unfruchtbar, ungesund, seelenzerstörend. Und in seiner tiefinnerlichen Liebe zu ihr alles unausgesprochen verstehend, ja, gleichsam angesteckt von diesen Gedanken, gezwungen, sie Tag und Nacht mit ihr zu denken, sann und grübelte er um einen Ausweg, eine Erlösung.

Sechs Wochen nach Adalberts Tode war es an einem klaren Frühlingstage, als er morgens um zehn Uhr zu ihr ging.

Er fand sie zu seinem Erstaunen in dem völlig ausgeräumten Eßzimmer auf den Knien am Boden liegend, eine große, bunte Wirtschaftsschürze über ihrem schwarzen Kleide, die Ärmel über die Ellenbogen hinaufgeschoben, mit eigenen Händen den Fußboden mit Bohnermasse einreibend.

Ihr Gesicht war gerötet; die krausen Haare fielen wirr in die Stirn und fast in die Augen. Sie bemerkte sein Eintreten zunächst gar nicht, sondern rieb mit einem Eifer, als wenn es ums Leben ginge, weiter. Emma, die mit dem Bohnerklotz am anderen Ende des Zimmers gearbeitet hatte, machte sie erst

aufmerksam auf ihn. Sie blickte nun auf und schrak bei seinem unerwarteten Anblick so sehr zusammen, daß sie einen kleinen Schrei nicht unterdrücken konnte.

Aber sie stand nicht auf.

Sie hörte nur auf zu reiben und fragte: „Was bringst du, Martin?"

„Hast du nicht einen Augenblick Zeit, mit mir ins Nebenzimmer zu kommen?" fragte er.

„Schlecht," entgegnete sie wichtig. „Ich weiß schon so nicht, wie ich mit der Arbeit fertig werden soll."

Martin warf einen Blick zu Emma hinüber, die ihm lächelnd mit den Augen ein Zeichen machte, das er verstand.

„Was gibt's hier denn plötzlich so viel zu tun?" wandte er sich wieder an Hilde.

„Ach, davon verstehst du natürlich nichts," sagte Hilde ungeduldig. „Ich kann es nicht verantworten, Emma weiter so zu überbürden, sie alle schwere Arbeit allein machen zu lassen. Das geht so nicht weiter. Sie wird mir sonst womöglich krank."

Emma lachte.

„Ja, lachen Sie nur nicht. Es ist so," sagte Hilde und machte sich wieder ans Reiben.

„Aber davon, daß du dich jetzt für eine Viertelstunde unterbrichst und Emma hier allein weiterarbeiten läßt, davon wird sie doch noch nicht krank, Hilde."

„Nein, aber dann wird dieses Zimmer nicht bis Mittag fertig."

„So — und was macht das aus, wenn es nicht bis Mittag fertig wird?“

„Mein Gott — dann ist es doch kein ordentlicher Haushalt!“

„Es kommt also vor allen Dingen darauf an, einen ordentlichen Haushalt zu haben?“

„Ja, natürlich.“

„Hilde, bitte, leg den Bohnlappen jetzt weg. Komm einen Augenblick mit in Adalberts Zimmer.“

Er hatte sie sehr fest angesehen bei diesen letzten Worten. Nun mußte sie folgen. Denn seine Augen hatten noch immer die unbegrenzte Gewalt über sie.

Sie tat einen Seufzer und erhob sich.

„Geh voran. Ich muß mir erst die Hände waschen.“

Er tat das.

Nach zwei Minuten trat sie zu ihm ein und reichte ihm die in der Eile rot und scheckig geriebenen Hände mit einem halb verlegenen, halb ärgerlichen Ausdruck im Gesicht.

„Es war nun das erste Mal, daß ich etwas Wirkliches zu arbeiten angefangen hatte — und es tat so gut,“ sagte sie gleichsam entschuldigend.

„Ich will dich auch gar nicht lange aufhalten,“ sagte er. „Ich wollte dir nur dies hier zeigen.“

Damit zog er aus seiner inneren Brusttasche ein Buch und reichte es ihr.

Sie öffnete es mit derselben Gleichgültigkeit, mit der sie jetzt alles zu betrachten pflegte. Dann aber kam doch ein anderer Ausdruck in ihre Augen.

„Unser Buch — nun ist es da — ganz neu, ja?“ sagte sie — und dann blätterte sie ein wenig darin. „Ja, dies — das da — das haben wir zusammen geschrieben — ich weiß noch, sieh hier, dies ist von dir — aber dies ist von mir. Und nun ist es gedruckt. Da sieht es noch ganz anders aus. Ein dickes Buch ist es geworden.“

„Vor ein paar Tagen habe ich die ersten Exemplare aus dem Druck bekommen,“ sagte er. „Ich habe in dieses meinen Namen hineingeschrieben. Schreib du deinen darunter.“

Er legte das Buch auf den Schreibtisch, und sie schrieb hart unter seinen Namen: „Hilde Dehringer.“ Denn Hilde Dehringer, nicht Hildegard Pundt hatte das Buch mit ihm zusammen geschrieben. Sie hatte aber um keinen Preis zugeben wollen, daß ihr Name mit auf der Titelseite gedruckt wurde, da sie ihre Arbeit daran, verglichen mit der seinen, nur ganz gering einschätzte.

„Dies Buch ist meines,“ sagte sie dann nachdenklich, „und in deins will ich meinen Namen nachher auch noch schreiben. Ach — wenn ich denke — welche Ewigkeiten ist das doch her, daß ich mich mit den Gedanken beschäftigt habe. Ich kann kaum mehr verstehen, daß ich jemals imstande gewesen sein soll, solche Gedanken zu denken —“

Sie blätterte weiter in dem Buche und fand dabei ein Kapitel, das sie besonders interessierte, so daß sie es ganz lesen mußte, zum Teil laut.

„Hast du auch noch Zeit?“ fragte sie dazwischen einmal.

„O, ich — ja,“ sagte er lächelnd. „Ich habe kein Zimmer zu bohnen.“

Sie aber hatte vergessen, daß sie jemals solche wichtige Arbeit getan. Völlig hatte das Buch sie gefangen genommen. Sie mußte das Kapitel bis zum Ende lesen.

„Wie schön, daß es nun gedruckt ist und verbreitet werden kann, Martin,“ sagte sie dann. „Ach, daß es doch verwirklicht, ins praktische Leben übertragen werden könnte!“

„Das wird es, Hilde.“

„Wie und wo?“

„Hier in der Stadt und — durch mich.“

„Martin!“

„Ja, nun komm, setz dich mal zu mir. Ich war gekommen, um dir dies alles zu erzählen — wenn es dich interessiert. Mein Leben wird sich jetzt sehr ändern.“

„Wie? Mein Gott, wie denn? Ich kann dich noch gar nicht begreifen!“

„Also hör zu. Für mich war es, seit unsere Verhältnisse sich so geändert haben, seit ich einen Sohn habe, doch durchaus notwendig, den Meinigen etwas Festes, eine sichere Existenz zu schaffen. Auf so ein Buch hin, von dem ich doch nicht mit irgend welcher Sicherheit annehmen kann, daß es ein epochemachendes Werk auf seinem Gebiet sein wird, und von dessen

Ertrag überhaupt höchstens die Hälfte mir gehört, kann ich doch das Leben von drei Menschen nicht zu gründen wagen. Und das Vermögen meiner Frau jetzt einfach zu verbrauchen, dazu fühle ich mich natürlich nicht berechtigt. So habe ich denn im letzten Winter allerlei Versuche gemacht, irgend etwas meinen Gaben und meiner inneren Richtung Entsprechendes zu finden. Und es ist mir gelungen, für meine Ideen bei dem Vorsteher der Johannesschule und auch bei der zuständigen Behörde so viel Interesse zu wecken, daß mir für ein Jahr der Religionsunterricht in allen Klassen nach meinem System, nach unserm System, Hilde, dort übertragen wird, zunächst probeweise natürlich — und mit verschiedenen Abänderungen, die dem ursprünglichen Schulplan dort noch etwas angepaßt sind. Gelingt es mir, auf diesem Gebiete Zufriedenstellendes zu leisten, so kann die Anstellung fest werden und wird jedenfalls so bezahlt, daß ich mit dem, was ich nebenbei durch Vorträge und Schriften verdiene, mit den Meinen sorgenfrei leben kann. Was sagst du nun, Hilde?"

„Ich kann es noch gar nicht fassen, Martin. Du — du mit deinen Gaben, mit deinem Wissen — du wirst nun Volksschullehrer!"

Er lachte.

„Kannst du es denn gar nicht anders ansehen, Hilde? Kommt es nicht in erster Linie darauf an, seine Ideen im Leben verwirklichen zu können? Wer hat mir das früher immer gepredigt?"

„Warum versuchst du es nicht, an einer liberalen Universität Dozent zu werden?“

„Weil das nichts Sicheres ist, Hilde — und weil ich nicht mehr jung bin — und verheiratet und ein Kind und kein Vermögen habe.“

„Trotzdem — du — du — dich wollte ich hoch sehen, konnte dich mir eigentlich nie anders vorstellen als hoch oben —“

„Ach, Hilde, Hilde, was hast du wohl immer in mir gesehen — vieles gewiß, das niemals in mir gewesen ist. Hab ich mich denn vor dir je verstellt, Hilde? Ein Suchender, ein Ringender — einer der sich nicht festbinden kann an irgend eine Stufe auf seinem Wege — — aber das ist jetzt alles einerlei — schon in der nächsten Woche beginnt meine neue Arbeit. War ich berufen, diese Idee zu verkündigen, vielleicht bin ich doch auch auserwählt, sie zu verwirklichen.“

„Du, der sich aus Gewissensgründen frei gemacht hatte, du nimmst das Joch der Dienstbarkeit wieder auf dich — haha! Du läßt dich schon gleich im Anfang auf Abänderungen und Kompromisse ein — du! O, sie werden dir schon klar machen, die hohen Behörden dieser gesegneten Republik, daß nicht dein Gewissen irgend etwas gilt, sondern allein ihre Herrschsucht, ihre Zopfigkeit und Kriecherei! Geh du doch lieber gleich nach Preußen! O, ich beneide dich nicht — ich würde nicht mit dir gehen!“

„Du würdest nicht mit mir gehen — du!“ rief er heftig, und es flammte plötzlich auf in seinen

Augen. Einen Moment war's, als wollte das zum Durchbruch kommen, was sie vor einem Jahr vereinigt hatte.

Sie erschrak so sehr, daß sie blaß wurde.

Er aber nahm sich gewaltsam zusammen, stand auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Schließlich blieb er vor ihrem Sessel stehen und sagte: „Hilde, ja, das Leben ist grausam — es verlangt von uns allen Kompromisse! Wir alle sind — so oder so — wohl auch einmal falsch gegangen, und da wir es einsahen, war es zu spät zur Umkehr. Die Konsequenzen hatten uns schon in ihrer Gewalt, und uns blieb nichts übrig, als sie auf uns zu nehmen — mit Mut. Wäre ich heute ein freier Mann — sieh, ich bin achtunddreißig Jahr alt, und mindestens zwanzig davon hab ich mit der Welt, mit ihren uralten Wahrheiten und Unwahrheiten verkämpfen müssen; darum bin ich schon müde und weiß geworden — aber wär ich jetzt frei, ich möchte dennoch mein Leben noch einmal von vorn anfangen — und von einem ganz anderen Ende. Ich möchte hinübergehen nach Südamerika in eine Plantage, eine Faktorei, und da arbeiten mit diesen meinen Armen, mit diesen meinen Händen, schwer, im Schweiße meines Angesichts. Ich möchte aufhören, Bücher zu lesen und Bücher zu schreiben, aufhören zu denken, zu grübeln über Gott und Welt und Mensch und Liebe. Ich möchte meinen Körper ausarbeiten und nachts knochenmüde auf mein Lager sinken und schlafen können."

„Und über dir würden dieselben Sterne stehen in der Nacht — oder meinetwegen andere — aber dieselben Rätsel würden sie dir zustrahlen, zuschreien förmlich — -- bis du in Angst und Zweifel wieder nach Menschen und Büchern und Gedankenaustausch verlangtest —"

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Wer kann es wissen? Ich meinte nur dies: zur Freiheit und zur Erlösung zu kommen auf die Weise, wie wir es uns wünschen, war uns allen nicht beschieden — dir nicht, mir nicht — Adalbert auch nicht. Für uns aber geht das Leben weiter, und an jedem Tage steht es wieder neu vor uns. Es fragt. Es verlangt. So will ich denn versuchen, ihm Antwort zu geben — versuchen wenigstens. Mehr kann ja kein Mensch versprechen; für das Gelingen kann er sich nicht verbürgen. — Und was willst du tun?"

„Ich?"

Es war, als ob sie ihn gar nicht verstände. Sie blickte ihn schwermütig an aus tiefen Augen, die sich gleichsam innerlich ausgebrannt hatten.

Dann stand sie auf, ging von ihm weg und blieb mit gekreuzten Armen an Adalberts Bücherschrank gelehnt stehen.

„Ich, Martin — ach, laß mich, ich weiß es nicht!"

„Nein, ich lasse dich nicht!"

„Du wirst mich schon lassen müssen," sagte sie gleichgültig.

„Nein, ich werde dich nicht lassen. Ich werde es

nicht mit ansehen, daß du dein Leben so weiterlebst, wie du es in den letzten Wochen getan hast."

„Du wirst mich nicht daran verhindern!" sagte sie trotzig.

„Das werde ich doch! Ich werde es nicht mit ansehen, daß du weiter Stickereien machst, mit denen niemandem gedient ist — daß du deine Fußböden scheuerst wie eine Reinmacherfrau —"

„Haha — das tut Edda doch auch, wenn du nicht zu Hause bist!"

„Hilde, was soll das? Du verstehst doch, was ich meine. Daß du dein Leben hingibst und einsetzest für Arbeiten, die überflüssig, wertlos, ja, schlechter als wertlos, schädlich sind!"

Da stampfte sie mit dem Fuß auf und rief leidenschaftlich, wild, fast wie unter physischem Schmerz:

„Was willst du von mir? Warum bist du zu mir gekommen, wenn du nichts kannst als mich quälen! Was soll ich tun? War es noch nicht genug, daß ich mein ganzes Leben hingegeben habe, daß ich nichts, nichts, nichts für mich habe — weniger als die ärmste Bettlerin, keine Eltern, keine Geschwister, keinen Mann, kein Kind, keine Seele, die mich liebt in der Welt! Und jetzt will ich nichts, nichts weiter, als daß man mir Ruhe läßt — Ruhe, Ruhe. Ich tue niemandem etwas, wenn man mir nichts tut. Man kann nicht mehr von mir verlangen!"

„Doch, Hilde. Ich verlange mehr von dir. Hörst du — i ch, ich verlange! Du weißt, daß du mir ins

Gesicht lügst, wenn du sagst, du hast keine Seele, die dich liebt. Du weißt, daß ich dich über alles in der Welt lieb habe, und daß das niemals aufhören kann. Und weil ich dich lieb habe, will ich nicht, daß du dich für den größten Teil deines Lebens, der noch vor dir liegt, unglücklich machst. Denn du brauchst es nicht zu sein; denn du hast so viel Kraft und Jugend in dir, die noch unverbraucht ist — zehntausendmal mehr als ich — du kannst arbeiten und nützen und lieben!"

Sie aber schüttelte wieder den Kopf mit genau demselben harten und trotzigen Ausdruck.

„Du irrst. Es war einmal. Es ist nun alles in mir totgeschlagen. Ich will nicht mehr!"

Da trat er ganz nah zu ihr, zwang ihre Augen zu sich und faßte sie bei den Armen — nicht weich und innig in Liebe und Zärtlichkeit, sondern hart und gewalttätig mit einem unerbittlichen Ausdruck.

„Du — du hast Kraft und Jugend — mehr als hunderttausend andere! Du hast auch noch Mut — ich weiß es — wenn du nur selbst willst, wenn auch nur noch ein Funke von Willen in dir ist. Hilde — Hilde —"

Und er rüttelte und schüttelte sie.

Sie aber stöhnte auf: „Ach, laß mich los! Ach, wozu muß ich leben?"

Er ließ sie noch nicht.

„Für jeden Menschen liegen die Aufgaben auf der Straße," sagte er. „Er kann sich unter vielen

nur die eine aussuchen, die für ihn geschaffen wurde. — Nimm ein Kind an — dann hast du etwas zum Liebhaben."

„Nein, ich will kein Kind!" stieß sie hervor. „Ich will nichts von fremden Kindern —"

Und dann brach sie ab, und ihre Augen blickten bang und hilflos und sagten es ihm in rührender Offenheit, was ihre Lippen nicht auszusprechen wagten: Ich könnte kein anderes Kind lieb haben als ein Kind von dir und mir.

Da ließ er sie los und sagte traurig: „So muß ich gehen. Du hast mir heute sehr weh getan."

„Ja, meinst du, du mir nicht?" murmelte sie.

An der Tür wandte er sich noch einmal, kehrte um zu ihr und nahm sie in seine Arme.

„Hilde — wenn du mich jemals lieb gehabt hast — so denk, es geschah ja von mir alles nur aus Liebe. Denk nach über das, was ich dir gesagt habe — und suche einen Weg zu finden in meinem Sinne. Leb wohl — ich komme nicht wieder."

Er küßte ihre Stirn und ihre Hände und ging.

Sie stand starr an den Schrank gelehnt und lauschte auf seine verhallenden Schritte.

Dann fuhr sie sich mit der Hand über die Stirn und schritt langsam durch den Salon ins Eßzimmer.

Es war schon vollständig in Ordnung. Alle Möbel standen blitzblank an ihrem Platze, und soeben breitete Emma die Decke über den Tisch.

„Sehen Sie, Frau Doktor, es war wirklich nicht

nötig, daß Sie selber sich abquälten," sagte sie. „Soviel kann ich doch noch allein."

„Dann kann ich ja wieder an meine Stickerei gehen," sagte Hilde. „Die erlauben Sie mir doch noch, Emma, nicht wahr?"

Und sie setzte sich an ihren Nähtisch.

Aber sobald Emma hinausgegangen war, entsank die Arbeit ihren Händen.

Sie stützte den Kopf in die Hand und dachte nach. Langsam, langsam tropfte Träne um Träne aus ihren Augen nieder auf die feine Handarbeit und verdarb sie, ohne daß Hilde es beachtete. Ihr selbst taten diese Tränen unendlich wohl. Etwas, was noch immer hart und starr in ihr gewesen war, lösten sie. Das letzte Herzenswinkelchen, in dem der Dehringersche Egoismus sich's bequem gemacht hatte, kehrten sie aus und wuschen sie rein.

„Es ist eine harte Liebe, Martin," sagte sie schließlich leise vor sich hin. „Aber eine Liebe ist es doch — eine echte. Ja, du hast recht — so kann und darf ich nicht weiterleben."

35.

Vierzehn Tage später, abends nach dem Abendessen klingelte es an Geralds Korridortür.

Edda öffnete und schloß die eintretende Hilde mit einem Jubelschrei in die Arme.

„Hilde — du kommst, du kommst zu uns! O Gott, nun ist alles wieder gut! Hast du Martin vergeben?“

„Vergeben, was?“ fragte Hilde verständnislos.

„Daß er so hart und häßlich gegen dich war. Er hat es mir erzählt, und ich habe ihm gar nicht recht gegeben. Ich habe gesagt, daß es noch viel zu früh gewesen wäre, dir so zu kommen. Die Trauer will doch zuerst einmal ihr Recht haben. Aber er kann so sonderbar schroff sein manchmal. Er ist unerbittlich gegen sich und daher auch gegen andere. Er hat nicht gewollt, daß ich zu dir ginge in dieser Zeit. Er wollte abwarten, bis du zu uns kämest. O, ich habe oft Folterqualen ausgestanden in der Angst, du kämst gar nicht.“

Damit hatte sie Hilde Hut und Mantel abgenommen, und dann traten sie zusammen ins Eßzimmer.

Martin hatte am Fenster gestanden. Nun wandte er sich um, ging Hilde entgegen und reichte ihr beide Hände.

„Ich habe euch viel zu erzählen,“ sagte Hilde. „Wollen wir uns hier zu dreien aufs Sofa setzen — ich in der Mitte? So —“

Sie setzten sich, und Martin und Edda hielten jedes eine Hand von Hilde.

„Dies ist nun schon mein Abschied,“ sagte Hilde. „Schelten dürft ihr mich nicht, daß ich nun recht eigenmächtig gehandelt hab und euch bei nichts mehr um

Rat fragte. Ich bin aber etwas abergläubisch. Ich dachte, wenn vorher viel drüber hin und her geredet wird, so wird zum Schluß nichts draus. Und was zu tun war, das mußte ich schließlich doch allein tun."

Und nun erzählte sie den Freunden, daß sie sich entschlossen hätte, in einen freien Schwesternorden in Berlin einzutreten.

„Die Krankenpflege habe ich ja durch die Praxis von vier Jahren erlernt," sagte sie, „und daß ich gut dazu befähigt bin, haben mir Mamas und Adalberts Ärzte sämtlich bestätigt. Und daß ich mich vor der sogenannten groben Arbeit im Hause, die ja vielen ein Stein des Anstoßes ist, nicht scheue, davon hast du neulich erst einen Beweis gehabt," fügte sie ein wenig schelmisch, an Martin gewandt, hinzu.

Sie hatte am Abend des Tages, an dem er bei ihr gewesen, bereits an die Oberin jenes Vereins, die eine Freundin ihrer verstorbenen Mutter gewesen, geschrieben, nach allen notwendigen Einzelheiten gefragt und sich bereit erklärt, sobald man sie aufnehmen wolle, einzutreten. Die Antwort hatte gelautet, daß man sie in drei Wochen, zum Anfang des Juni, erwartete.

Sie hatte inzwischen gekramt und geschafft und mit Emma zusammen alle Anordnungen für ihren Abschied getroffen. Ihre neuen Aussteuermöbel hatte sie schon zum größten Teil wieder verkauft; nur die alten Sachen aus ihrem väterlichen Hausrat wollte sie behalten. Die Einrichtung eines Wohn- und Schlafzimmers hatte sie ihrer Schwägerin Karoline Pundt

bestimmt, die auf diese Weise ihren lang gehegten Wunsch, sich zwei eigene Zimmer einzurichten, verwirklichen konnte.

„Aber Hilde, das geht doch zu weit," meinte Edda. „Wie konntest du das nur tun? Wenn du dich nun als Schwester nicht glücklich fühlst, oder wenn du mal krank wirst und zu Hause sein möchtest —"

„An all das will ich nicht denken," sagte Hilde mit strahlenden Augen. „Es gibt jetzt kein Wenn für mich; es gibt nur ein ‚Durch'! Aber etwas müßt ihr mir nun doch helfen, ja, Martin und Edda?"

„Ja, Hilde," sagte Martin, „sag nur, in was?"

„Ich möchte meine Wohnung nicht ganz aufgeben — schon um Emmas willen, die so lange bei uns war, schon bei meinen Eltern, daß sie in unserer Familie ihr Heim hatte, und daß ich sie nicht wieder heimatlos machen möchte. Könntet ihr euch nun nicht entschließen, eure Wohnung hier aufzugeben und in meine hineinzuziehen? Wenn du dich nicht von der Altstadt und der Johanneskirche trennen kannst, Martin — dann muß noch irgend ein anderer Weg gefunden werden. So aber — ach, es wäre mir so lieb. Was mir von meinen Sachen lieb ist und Erinnerungswert hat, das könnte ich behalten, wüßte es bei euch gut aufgehoben und brauchte es nicht in Lagerräumen herumstehen und verkommen zu lassen. In meinen Urlaubszeiten fände ich bei euch ein Heim. Und ihr hättet es so viel bequemer in meiner Wohnung, besonders im Hinblick auf euer Kind. Es brauchte nicht

immer mühsam zwei Treppen hinuntergetragen zu werden in seinem Wagen, und der Wagen könnte viel auf der Veranda stehen, und wenn Peter erst laufen kann, kann er im Garten spielen. Über das Geschäftliche mit der Miete würden wir uns wohl einigen, uns vielleicht den Schaden teilen — und meine Emma bliebe natürlich bei euch. Uns allen wäre doch auf die Weise am besten geholfen."

Martin und Edda waren sehr überrascht und gerührt. Sie sahen einander an und wußten sogleich, was sie zu tun hatten. Sie suchten nicht nach Schwierigkeiten, sondern sie gingen so schnell und so selbstverständlich wie möglich auf Hildes Vorschläge ein, da sie fühlten, daß sie ihr damit halfen.

Ihrer Eigenart nach hatte Hilde sicher das Richtige gefunden, und in ihrem gläubigen, festen Mut lag schon etwas wie eine Gewähr für das Gelingen.

„Von dem Ertrag unseres Buches sprachst du neulich, Martin," fuhr sie dann munter fort, „und daß ich die eine Hälfte haben sollte! Ich rechne fest auf diese Einkünfte: du mußt sie mir zuschicken."

„Dessen sei gewiß," sagte er lächelnd. „Du mußt sie dir nur ja nicht gar zu groß vorstellen."

„Seien sie, wie sie wollen, ich muß sie jedenfalls haben," sagte Hilde. Und ob Martin und Edda sie nicht ganz begriffen, sie ahnten es, daß sie sich aus keinem eigennützigen Grunde so sehr dafür interessierte. Sie verschwieg es ihnen aber, daß sie jeden Pfennig

davon für den kleinen Peter auf die Sparkasse tragen wollte.

„Übermorgen reise ich ab," sagte sie. „Nicht gleich nach Berlin, sondern zunächst auf eine Woche zu meinem Schwiegervater, der mich vorher noch gern bei sich haben möchte. Auch die Gräber der Eltern möchte ich noch einmal wiedersehen —"

Und dann nach einer Pause: „Die Pflege von Adalberts Grab darf ich doch in euren Händen lassen?"

„Du weißt ja, daß du dich in allem auf uns verlassen kannst, Hilde," sagte Edda.

Sie bestimmten dann das Nähere über Hildes Abreise.

„Ihr bringt mich zur Bahn, nicht wahr?"

„Edda gewiß — ich kann nicht," sagte Martin. „Du weißt, ich bin nun gebunden — ein Volksschullehrer —"

„Ach, daß ich das vergaß! — Ja, wie ist's denn, Martin? Wie geht es?"

„Gut bis jetzt, Hilde — und, wie ich hoffe, auch noch weiter. Und wenn's einmal hie und da schwer werden sollte — so weiß ich doch, für wen ich mich quäle —".

„Das ist das einzige, worum ich dich beneiden könnte," sagte sie traurig. „Ich weiß es nicht."

„Wenn wir uns wiedersehen, übers Jahr oder wann es ist — dann wirst du es sicher auch wissen," sagte er zuversichtlich. „Wenn es auch zunächst nichts anderes sein mag, als daß dein Kopf, deine Hände,

Arme und Beine in jedem Augenblick des Tages es wissen, wozu sie zu gebrauchen sind — — du wirst keine Zeit zum Grübeln und zum Kopfhängen haben — und das ist schon viel."

„Ich habe mir diese große Weisheit selbst gesagt," entgegnete sie und stand auf. „So, nun möcht ich euren Jungen noch einmal sehen."

Sie leuchteten ihr ins Schlafzimmer.

Der Kleine schlief ruhig und fest in seinem Bettchen. Hilde stand lange über ihn gebeugt.

„Er wird dir ähnlich, Martin," sagte sie leise.

„Ja — aber er hat Eddas Augen."

„Möchtest du ihn mitnehmen?" fragte Edda.

Aber Hilde schüttelte den Kopf.

„Nein — und wenn du ihn mir schenktest."

„Hab keine Angst, das tu ich nicht," lachte Edda. „Alles will ich wegschenken meinetwegen — nur den nicht und den nicht —"

Und sie deutete mit glücklichen Augen auf ihren Mann und auf ihren Sohn.

„Du sollst sie auch beide behalten, Edda," sagte Hilde und beugte sich noch einmal über das Bettchen und küßte des Kindes Stirn.

Dann gingen sie hinaus, und sie nahm Abschied von den Freunden. Sie küßten sie beide mit der gleichen Herzlichkeit.

Martin hatte sie bis nach Hause bringen wollen; aber sie lehnte seine Begleitung ab.

„Laß — ich möchte nun allein sein." — —

Draußen schien der Mond träumerisch in die kleinen Winkelstraßen hinein, die sie nun zum letztenmal durchschritt. Seltsam, gespensterhaft beleuchtete er die stille, kleine Welt dieser verbauten Gassen und Gäßchen, dieser labyrinthischen Gänge, in denen man sich verirren konnte, also daß man seinen Weg aus all der Verworrenheit zu Licht und Freiheit nicht mehr zurückfand.

Hilde Dehringer kannte ihren Weg, den sie, ach, so oft gegangen war in guten und bösen Tagen.

Der letzte enge Gassenhals öffnete sich nach dem Deiche zu, und dort kam man schnell ins Freie. Draußen, wo der Fluß durch die Wiesen strömte, wurde es bald einsam. Prachtvoll klar stand der Mond überm Wasser. Die Luft war lau und schon sommerwarm. Verliebte Pärchen lustwandelten hier und da unter den blühenden Kastanien. Es war, als würde auf Blütenduftwellen heißes, seliges Flüstern und Atmen durch die Luft getragen.

Hilde Dehringer hatte dessen nicht acht. In ihrer Seele war eine große, feierliche Stille wie in einer Kirche.

Von einem der Bootshäuschen unten am Fluß klangen die weichen Töne einer Ziehharmonika herauf — irgend ein Liebeslied, ein altes, halb vergessenes. Sie mußte darauf lauschen und sich besinnen, wo sie es schon einmal gehört hatte. War es nicht in Greifswald in jener stürmischen Frühlingsnacht? Richtig — damals war es gewesen, aber die Worte fielen ihr nicht wieder ein.

Leise verzitterte die Melodie in der weichen Luft, und nun war es ganz still, ganz einsam um sie her.

Nur der Mond und die Sterne leuchteten hell und feierlich am Himmel, gleichsam wie ein Geleit von Lichtern ihrem neuen Leben entgegen.

Ende.



Altenburg, S.-A.
Piererſche Hofbuchdruckerei.
Stephan Geibel & Co.

Margarete Schneider

Die Tilemanns

Eine Familiengeschichte

Geh. M. 4.—; geb. M. 5.—

Aus den Besprechungen:

Straßburger Post: Der Name „Margarete Schneider“ war uns in der Literatur bisher unbekannt. In die breite Öffentlichkeit ist er unseres Wissens wenigstens noch nicht gedrungen. Und doch ist der Roman: „Die Tilemanns: Eine Familiengeschichte von Margarete Schneider“, der soeben bei F. Fontane & Co. in Berlin erschienen ist, eine so talentvolle, so feine, reife Arbeit von geschlossener Wirkung, daß wir uns kaum denken können, es handle sich hier um einen Erstling. „Die kann was, diese Margarete Schneider,“ denkt unwillkürlich der zur Kritik gestimmte Leser. „Jung kann sie schwerlich mehr sein, dazu hat sie zu viel Reife des Urteils, zu viel psychologisches Verständnis, auch zu viel Vollendung der Form.“ Wenn er dann aber am Schlusse das Gelesene noch einmal überdenkt, dann sagt er sich: „Doch, sie muß noch jung sein, denn ihre Lieblingsgestalten sind junge Menschen, und deren Denken und Fühlen, Genießen und Empfinden, Streben und Sehnen weiß sie mit so unmittelbarer Lebenswahrheit, so starker Teilnahme und so fesselndem Reiz wiederzugeben, daß sie selbst aus den Jahren noch nicht heraus sein kann, in denen das Herz so wild schlägt und das Blut so feurig rollt.“ Wie dem nun auch immer sein mag, die Familiengeschichte der Tilemanns ist ein großes, figurenreiches, von fast dramatischem Leben erfülltes Gemälde. Jede einzelne Gestalt ist vollkommen lebenswahr; die Leute denken, reden und handeln, wie wirkliche Menschen es tun. Die Zeichnung ist knapp und klar, von zahlreichen feinen, kleinen Zügen belebt, die uns die einzelnen Figuren sofort verständlich und vertraut machen. So heißt es einmal: „Die Hauptunterhaltung führte Elisabeths lebhafte Mutter. Sie redete über alle möglichen Dinge: über Kunst, Politik, Literatur, Gemeinnütziges. Sie verstand zwar von dem allen nichts, aber sie wußte desto mehr darüber zu reden.“ Kann man das besser ausdrücken als mit diesen wenigen scharfumrissenen Zügen? Nein; wir glauben Elisabeths Mutter leibhaftig vor uns zu sehen, wenn wir das lesen. Auch die beiden Tanten, Josefine und Luise, sind in dieser lapidaren Manier zum Greifen deutlich geschildert: „Sie tranken Kaffee, aßen viel Kuchen,

strickten an ihren Strümpfen und redeten ununterbrochen. Denn die Tanten konnten vielerlei gleichzeitig tun: Das war auch so tilemannsch." Aber nicht alle Tilemanns stehen auf dieser Höhe des Philistertums. Nein, es gibt da auch ganz bedeutende Gestalten, wie die kleine, unscheinbare, verwachsene Martha, ein herrliches Prachtweib von Kopf und Herz, leider nicht von Körper, und die interessante Helene, die etwas aus dem Rahmen der Familie fällt, weil sie Medizin studieren will und auch wirklich studiert. Ihre Erlebnisse und dabei ihr Verhältnis — das Wort ohne Nebenbegriff gebraucht — zu Fritz Menze, den sie später heiratet, nachdem er und sie das ärztliche Staatsexamen bestanden haben, bilden die eigentliche pièce de résistance des Buches. Oft kommt es einem vor, als sei alles andere „nur so drum rum geschrieben", um der Verfasserin Gelegenheit zu geben, ihre Gedanken über das Verhältnis zwischen Mann und Weib, über gewisse Seiten der Frauenfrage und so weiter einmal ausführlich aussprechen zu können. Mag dem auch vielleicht so sein, wir wüßten nichts daran zu tadeln; denn gerade in diesem „Drum rum" finden wir Bilder von höchster Schönheit und stimmungsvollstem Reiz, so die Geschichte des sonderbaren Brautpaares Elisabeth und Ludwig, das später ein unsagbar glückliches Ehepaar wird, bis der Tod es scheidet, und die ergreifende rührende Geschichte der Emmy Oppenheimer. Einzelne Charakterköpfe, wie Frau Lettau, Pastor Solltmann, Referendar Clément usw., sind geradezu Kabinettstücke. Alles in allem genommen: ein feines Buch, das uns in eine reiche Gedankenwelt hineinführt und der Gestaltungskraft und Formgewandtheit der Verfasserin ein sehr gutes Zeugnis ausstellt. Ist das ein Erstling, so dürfen wir von Margarete Schneider noch manches erwarten!

Berliner Morgenpost: Es ist eine in jeder Weise gediegene Arbeit. Mit großem Verständnis für die Frauenseele, mit genauer Kenntnis des Milieus und der Verhältnisse, mit scharfer Charakteristik und eigenartiger, aber durchaus natürlicher Sprache und stellenweise mit einem feinen goldenen Humor geschrieben, vereint das Buch alle Vorzüge, die es zu einem viel und gern gelesenen machen werden.

Die Tilemanns sind eine ganz prächtige Familie von gutem Schrot und Korn — ein bißchen kleinlich und beschränkt in ihren Anschauungen von Leben und Welt, ein bißchen eng und einseitig, vielleicht ein wenig frömmelnd, aber arbeitsam und tüchtig, brav und gediegen, durch und durch gediegen. Und der jüngste Sproß dieser Familie, Helene Tilemann, zieht aus dem engen Vaterhaus hinaus in die Welt, nach Berlin, um dort Medizin zu studieren. Und sie, die nie eine echte rechte Tilemann gewesen ist, sie streift alles Kleinliche und Engherzige von sich ab, sie stellt sich auf einen selbstgewählten, freien Standpunkt, sie bekommt einen scharfen, unbegrenzten Blick für Welt und Leben. Ja, sie setzt sich so weit über Vorurteile und Klatschereien hinweg, daß sie in innigster vertraulichster Freundschaft mit einem jungen Studiengenossen lebt. Aber als er das Letzte von ihr verlangt, erwacht die Tilemann in ihr, und sie stößt ihn zurück. In energischer Arbeit kommt sie über das Erlebte hinweg. Und nach Jahren finden sich die beiden wie füreinander geschaffenen Menschen und verbinden sich in rechtmäßiger Ehe — wie es den Traditionen der Tilemanns entspricht. . . .





Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.